Herders Werke

Vierter Teil

Erste Abteilung

Ideen
zur
Philosophie der Geschichte der Menschheit

Herausgegeben
von
Dr. Eugen Kühnemann

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 171

Die

Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur“ erscheint in Bänden bis zu 36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von M. 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt der erschienenen Bände.

[*Fortsetzung s. 3. u. 4. Seite des Umschlags.*]

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer Prof.
Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

77. Band

Erste Abteilung, erster Teil

Herders Werke IV. 1

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

[1892.]

Herders Werke

Vierter Teil

Erste Abteilung

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit

Herausgegeben

von

Dr. Eugen Kühnemann

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

1892.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Inhalt der Einleitung.

Einleitung.

In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" erstieg Herder, wie bekannt, den Gipfel seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Seine frühen Jugendahnungen einer umfassenden Geschichte des menschlichen Verstandes schienen in diesem Werke der reifsten Manneskraft ihre Erfüllung zu finden, all seine älteren Forschungen wie fragmentarisch zerstreute Bausteine sich neu bearbeitet in diesem stattlichen Gebäude zu vereinen. Zusammengehalten aber wurden sie durch die gereiften philosophischen Anschauungen des Schöpfers. Versuchte doch dieses Buch die Gründung der Geschichtsphilosophie im Zusammenhang einer Deutung der Welt! Die naturwissenschaftlichen Grundlagen legte der erste Teil. Der zweite ergründete die Naturbedingungen, welche eine mannigfache Verschiedenheit des Menschengeschlechts nach Ort und Zeit bewirken. Der dritte und vierte erstreckten, gestützt auf die prinzipielle Vorarbeit der ersten Teile, ihre Charakteristik über die historischen Gestaltungen fast der ganzen Erde. Wie mußten also die leitenden Anschauungen ausgearbeitet sein, um dieses ganze Gebiet in einer Einheit zu umspannen! Die Philosophie Herders mußte auswachsen an dieser großen Vereinigung und Vollendung seiner geschichtlichen Arbeiten.

Waren nun aber die Beschäftigungen Herders, welche hier ihren Sammelpunkt fanden, von je geleitet durch die Anlage und Richtung seiner Persönlichkeit, so werden wir in dem System der leitenden Anschauungen den vollkommensten Gedankenausdruck der wirkenden, erlebenden Persönlichkeit finden. Das vollständigste Denkmal seines Geistes wird uns der beste Spiegel seines Herzens, seines Gewissens. Der Schriftsteller erklärt uns den Menschen.

Als Persönlichkeit wirkt der Mensch in der Geschichte. Unter seinen Zeitgenossen wie in der geistigen Entwicklung überhaupt bezeichnen die „Ideen" am bestimmtesten Herders Platz. Sie wurden ausgearbeitet in der Zeit der neu gegründeten, befestigten Freundschaft mit Goethe. Dieser erklärte sich mit ihren Grundgedanken einig, Kant griff sie an mit Schärfe und Energie. So streiten um das Werk die beiden größten Männer der Zeit, d. h. es erscheint in seinem Verhältnis zu den wichtigsten Bewegungen der geistigen Geschichte.

Je mehr wir aber auf die Grundgedanken zurückgehen, um so sicherer erkennen wir auch die historische Stellung des Werks. Denn dem innersten Grundgedanken, seinem Gottesbegriff, hat Herder eine besondere Schrift gewidmet, welche auf das innigste verknüpft ist mit den litterarisch-philosophischen Kämpfen der Zeit. Er versprach sie bereits in der Vorrede des ersten Teils der „Ideen". Wir werden also diese der Abfassung nach spätere, nach dem Gedankeninhalt aber begleitende oder vorbereitende Arbeit zuerst prüfen, um uns an ihr den Umfang und die Tiefe der Probleme zum Bewußtsein zu bringen, deren Erledigung zu vollem Verständnis der „Ideen" nötig erscheint.

---

1. Herders Gespräche über „Gott" in ihrer Beziehung zu den Geistesbewegungen seiner Zeit.

Die kritischen Bestrebungen seiner Jugend hatte Herder vor allem an Lessings Thaten mitkämpfend, berichtigend, weiterbildend angeknüpft. Sein Leben hindurch blieb er ihm in treuer Verehrung zugethan. Nun ward ihm durch seinen und Lessings gemeinschaftlichen Freund, durch Friedrich Heinrich Jacobi, über die letzten philosophischen Grundsätze des entschlafenen Meisters der Kritik, über seine innersten Überzeugungen eine ganz neue und überraschende Nachricht zu teil: Lessing sei am Ende seines Lebens Spinozist gewesen. Er habe es in vertraulicher Unterredung ihm selbst offen bekannt: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Εν και Παν*! Ich weiß nichts anders." In einem ganz neuen Licht erschien mit einem Male die letzte Schaffensperiode des großen Mannes, die halbe Geheimschrift seiner spätesten

philosophischen Werke, vor allem der „Erziehung des Menschengeschlechts" und der Freimaurergespräche mußte nach dieser Aufklärung sich enthüllen.

Jacobi hatte sein Wissen zuerst Moses Mendelssohn mitgeteilt, als er hörte, daß dieser eine Charakteristik seines Freundes Lessing ausarbeiten wollte, der Freund des letzten Jahres, der philosophisch tief gebildete Zeuge der letzten Gedanken dem philosophischen Jugendgenossen des großen Mannes. Mendelssohn, verharrend in seinen Überzeugungen aus der Zeit, da er mit Lessing gemeinsam philosophiert, konnte und wollte nicht an dessen Spinozismus glauben, ja er meinte ihn von dem Verdacht wie von einem Vorwurf reinigen zu müssen. Mit Freuden aber vernahm Herder die neue Kunde, denn auch er glaubte mit den Grundgedanken des Spinoza einig zu sein.*)

So traten hier in der Auffassung des führenden Geistes der vergangenen Generation die Gedanken des jungen Geschlechtes denen des alten gegenüber. Beide suchten zugleich ihren Standpunkt zu begründen. Der Kampf um Lessing aber ward zugleich ein Kampf um Spinoza. Es handelte sich darum, dessen System mit genauer Kenntnis der Urschriften zu deuten. Zum erstenmale ward dem einsamen, verschrieenen Manne eine volle Würdigung zugleich seiner Denkergröße und seiner Lauterkeit gezollt. Jacobi benutzte sowohl in der möglichst tiefen Ergründung des Spinozismus wie in der Begründung seines eigenen Systems die neueste Großthat der Philosophie, die „Kritik der reinen Vernunft", die Hülfe Kants.**) Hinausstrebend über die selbstgefällige Gemächlichkeit der Wolffschen Schulweisheit erweiterte so das lebendige Fortarbeiten der Philosophie den Horizont der geschichtlichen Einsicht; der Kampf um die Erkenntnis des geliebten Freundes war ein Kampf um das eigene Leben, das persönlichste Interesse war eins mit dem freundschaftlichen, mit dem wissenschaftlichen. Der wissenschaftliche Streit entsprang aus dem Leben.

Mendelssohn ward durch die Korrespondenz über den Spinozismus angeregt, noch einmal seine philosophischen Überzeugungen und vor allem seinen Glauben an die Möglichkeit eines Beweises vom Dasein Gottes im Zusammenhang zu entwickeln. Er that es in den „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes (Erster Teil. Berlin, 1785)". Alle sinnliche oder anschauende Erkenntnis, so ist seine Lehre, d. h. die unmittelbare Wahrnehmung der Veränderungen in der Welt und in mir führt die höchste Überzeugung mit sich. Was nach den Regeln des Denkbaren, nach dem Satz des Widerspruchs aus der anschauenden Erkenntnis folgt, ist in eben dem Grade über die Zweifel fort. Auf diesem Wege der vernunftgemäßen Demonstration läßt sich nun das Dasein Gottes ebenso gut beweisen, wie die Sätze der Geometrie. Denn mit den Leibnizianern müssen wir den Satz des zureichenden Grundes annehmen, daß alles, was wirklich ist,

*) An Jacobi 6. Febr. 1784. Aus Herders Nachlaß. II, S. 252. An Gleim 17. Febr. 1786. Von und an Herder. Bd. I, S. 116.

**) Über die Lehre des Spinoza. S. 123 und S. 141.

sich begreiflich machen und vernünftig erklären lasse, warum es überall zur Wirklichkeit, und warum es vielmehr so als auf eine andere Weise wirklich geworden ist. Zur Erklärung all der abhängigen und veränderlichen, der zufälligen Erscheinungen in der Welt und in unserem Geiste finden wir diesen zureichenden Grund nur in der Annahme eines schlechthin notwendigen, unveränderlichen und unabhängigen Wesens von unendlicher Macht und unendlichem Verstande, welches in sich selbst den Grund seines Daseins hat, in seiner inneren Möglichkeit, und welches die Veränderungen in der Welt und im Geiste der endlichen Wesen zum Vorschein, zur Wirklichkeit kommen läßt, sobald sie in der ganzen Reihe der Dinge das Beste geworden, das also die Welt zur Wirklichkeit bringt aus freier Wahl des Besten. Wir erfassen so den Gedanken des allervollkommensten Wesens. Zum Inbegriff aller Vollkommenheiten gehört offenbar die Existenz; also ist von dem Begriff des Unendlichen oder Allervollkommensten die Existenz unzertrennlich; dieses Wesen existiert, da es gedacht werden kann.

Wie behaglich sieht es doch aus in dieser Philosophenwelt! Man merkt es nicht, daß man mit dem Satz des zureichenden Grundes ein neues Prinzip einschiebt oder eigentlich erschleicht, man erwägt nicht, ob es überhaupt eine Maxime des Denkens sein könne, über die Erforschung der naturgesetzlichen Abhängigkeit hinaus von dem Wirklichen zu fragen, warum es so und nicht anders sei, wie man etwa bei Werken menschlicher Kunst- oder Handwerksthätigkeit fragt; man nimmt keinen Anstoß an den harmlosen Anthropomorphismen, in die man durch solchen Anspruch gerät.

Oder vielmehr, man fühlt sich glücklich in diesen Anthropomorphismen. Denn im Grunde weiß man ja vorher, an welchem Ziel die Demonstration anlangen wird. An diese durch Vernunft erkennbare Gottheit zu glauben, gehört zur Glückseligkeit des Menschen.

In der That — für Leute, die in diesen Denkgewohnheiten ergraut waren, mußte Jacobis Buch eine gewaltsame Erschütterung sein. Als dieser nämlich erfuhr, daß Mendelssohn, ehe er sich noch mit ihm persönlich über den Spinozismus verständigt hatte, seine Gedanken über die Gottesbeweise herausgeben wollte, beschloß er, sich nicht in die Defensive drängen zu lassen, sondern gleichzeitig seine Briefe an Mendelssohn, seine eigene tiefere Auffassung der Lehre des Spinoza und die Grundlinien seiner eigenen Überzeugung darzubieten. Noch ehe er die „Morgenstunden“ gesehen, erschien seine Schrift „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn (Breslau 1785)“. In ihr verfocht er den Satz, daß alle demonstrierende Philosophie, weit entfernt durch Vernunftgründe das Dasein eines persönlichen Gottes beweisen zu können, vielmehr mit Notwendigkeit zum Determinismus und Fatalismus, dadurch aber zum Atheismus führe, wie es das konsequenteste aller Systeme, dasjenige Spinozas beweise. Die übrigen, z. B. Leibnizens, müssen, wenn sie folgerichtig sein wollen, zum Spinozismus kommen. Denn der Verstand

kann nicht zugeben, daß aus nichts etwas werde, er darf keinen Übergang aus dem Unendlichen ins Endliche annehmen, er muß also einen persönlichen, verständigen Schöpfer der Welt leugnen. Aber eben diese Konsequenzen zeigen, daß gewisse Dinge sich nicht entwickeln lassen. Man soll die Grenze des Unbegreiflichen anerkennen. Wer alles erklären will, muß auf ungereimte Dinge kommen. Das Element vielmehr aller Erkenntnis und aller Wirksamkeit ist der Glaube. Es ist eine unmittelbare Gewißheit, die keiner Gründe bedarf, eine wahre Offenbarung der Natur, daß wir einen Körper haben, daß andere wirkliche Dinge außer uns existieren u. s. w. Nur unter Voraussetzung dieser unmittelbaren Gewißheit können die Vernunftgründe ihre Art der Gewißheit entwickeln. Auf gegebene Thatsachen müssen sie sich stützen. Der Glaube aber als Quelle der Wirksamkeit, der Glaube des Christentums betrifft die endliche Natur des Menschen, die Frage, wie er in seinem Dasein Fortschritte zu einem höheren Leben gewinnen könne. Er ist die Unterwerfung unter das höhere Ansehn des göttlichen Gebots, das Streben in der Zucht Gottes. Durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Liebe ist Leben, durch sie giebt Gott sich zu erkennen. Die Philosophie krüppelt ihr nach wie die Moral der verschwundenen Tugend.

Der Gegensatz dieser Weltansichten erschien groß. Das ganze wissenschaftliche und moralische Leben meinte Mendelssohn bauen zu können auf die überzeugende Gewalt der Vernunftgründe, Jacobi leugnete ihre begründende Kraft, er verlangte eine unmittelbare Gewißheit, eine unmittelbare innere Bewegung: der Glaube allein ist ein sicherer Leiter durch die Welt. Aber stand denn die Mendelssohnsche Vernunft wirklich mit dem ganzen Bewußtsein des Gegensatzes dem Jacobischen Glauben gegenüber? „So oft mich meine Spekulation zu weit von der Heerstraße des Gemeinsinns abzuführen scheinet, so stehe ich still und suche mich zu orientieren." Er betont es noch häufig: dieses Orientieren nach den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes. Die Vernunft also, welche das ganze Leben beherrschen soll, darf sich nicht zu weit von den Urteilen des alltäglichen Lebens entfernen. Sie soll diese nur entwickeln, meint der Philosoph, und auf klare Begriffe bringen. Alles Weitere sind unnütze Subtilitäten. Das Wichtige an jeder philosophischen Überzeugung bleibt, daß sie mit Religion und Moral verträglich sei. An dem Übrigen liegt nicht viel. Indem nun Mendelssohn die eigentlichen Motive des Spinozistischen Denkens völlig übersieht, indem er die erschlichenen Bindeglieder der eigenen Gedanken als erwiesen und selbstverständlich auch andern unterschiebt, ist es ihm natürlich ein Leichtes, den Spinozismus auf seine, Mendelssohns, Grundgedanken zurückzuführen, in dieser Umgestaltung, einer totalen Verkennung, die Verträglichkeit mit dem, was er für Moral und Religion hält, nämlich den Glauben an den persönlichen, unendlich-mächtigen und verständigen Gott zu finden. Nur eine unpraktische Subtilität bleibt über vom Pantheismus, die Mißdeutung einer Metapher, die bald

Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott versetzt. Wortstreit sind überhaupt alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen. „Thuet auf Worte Verzicht, und Weisheitsfreund, umarme deinen Bruder!" — Als Vertreter dieses Mendelssohnschen Standpunktes ward dann schließlich noch Lessing in Anspruch genommen, — der Mann, der sein Leben lang die Grenzen der Gebiete, die Eigenart, das Eigenrecht jedes Gebietes, auch jeder geistigen Erscheinung zu erfassen gesucht, der bis in die letzten Jahre in rücksichtsloser Hingabe an das Recht des freien Forschens nach der philosophischen Begründung seiner Lebens- und Weltanschauung gestrebt.

Hier wahrlich enthüllte sich der wissenschaftliche Streit als eine tiefernste Frage, als eine Frage des Charakters sogar. Das Recht der Wissenschaft, die Begründung der Sittlichkeit, die Tiefe der historischen Auffassung stand auf dem Spiel. Wenn alle jene Systeme, in denen die tiefsten Denker, getrieben durch die Probleme der inneren und äußeren Welt, die Beruhigung ihres Geistes gefunden, wenn sie alle nur in Wortsubtilitäten sich unterschieden, wenn es allein darauf ankam, dem gesunden Menschenverstand zur Seite zu bleiben, wenn es zur Pflicht ward, bei einem höchst willkürlichen Begriff von Moral und Religion anzukommen, — nun wirklich! was bedeutete dann die Philosophie? Ihr Ausgangspunkt und ihr Recht, ihr Verhältnis zum Leben war zu bestimmen, womit dann wohl auch ein historischer Maßstab gewonnen wurde.

Die Schrift Jacobis wurde zu einer moralischen Prüfung für diese Gedankenrichtung. Mendelssohn empfand ihre Herausgabe als eine Beleidigung. Konnte der jüngere Schriftsteller nicht warten, bis der alte Freund Lessings mit seiner Lehre von Gott, Spinozismus und Lessing hervorgerückt war? Kaum hatte er eine Entgegnung fertig gestellt, als er starb. Es war nicht seine Schuld, daß Engels Einleitung des hinterlassenen Büchleins seinen Tod in direkten Zusammenhang mit Jacobis Veröffentlichung und dem Ärger, den sie Mendelssohn verursacht, brachte. Als wäre dies in Wahrheit ein Vorwurf! Jacobi war doch gewiß nicht anzuklagen, wenn der kranke Mann die öffentliche Aufwühlung der philosophischen Probleme und die neue Darstellung Lessings nicht mehr ertragen konnte! Aber wie kleinlich und gehässig erschien hierdurch gleich für den ersten Eindruck Mendelssohns letztes Werk „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza. (Berlin 1786)".

Er verdächtigte darin den Charakter und die philosophische Überzeugung Jacobis. Dieser stellt nach ihm Lessing als Gotteslästerer und Heuchler, als schalen Atheisten, Witzling und tief gesunkenen Kunstrichter vor dem Publikum hin. Jacobi will ihm den Prozeß machen, er verunglimpft einen Verstorbenen, der sich nicht verteidigen kann, indem er ein in seinen Schoß niedergelegtes Bekenntnis verrät. Während der Atheist Lessing Mendelssohn in seinem moralischen Vernunftglauben nicht stören mochte,

schlägt der rechtgläubige Christ dem Lahmen erbarmungslos die Krücke aus der Hand.

So wurde das Bekenntnis zu einer philosophischen Ansicht wie ein Verbrechen angesehen, als ein Verbrechen gebrandmarkt. Natürlich, denn jene Lehrsätze, die der Spinozismus verleugnete, hatten für Mendelssohn ja eine moralische Bedeutung: sie mußten, einhellig mit den Leitgedanken des gesunden Menschenverstandes, mit Moral und Religion verträglich sein. Nicht die rücksichtslose theoretische Erforschung der Wahrheit, die praktische moralische Orientierung im Leben, wie es ist, war das leitende Interesse. Es erklärt sich — ein eigenes Schicksal! — aus dieser selben Beschränkung des Gesichtskreises, daß Mendelssohn in handgreiflichem Widerspruch zu seinem eigenen Verfahren, das den Menschen einen Vorwurf aus den Resultaten ihrer Spekulation macht, an anderer Stelle fragt: Was haben die spekulativen Lehrsätze mit dem Menschen gemein? Sie sind ihm ja nur ein subtiles Spiel mit den Worten; auf die Verträglichkeit mit der Moral kommt es an. Also: die entgegengesetzte Folge derselben Voraussetzung. So unklar ist Mendelssohn über den eigenen Standpunkt.

Er zeigt das noch mehr in seiner Deutung der Jacobischen Ansicht. Während dieser, meint er, der doch mitschuldig ist des Gefallens an spinozistischen Lehren, seinen verirrten Freund Lessing preisgiebt, entschlüpft er selbst durch eine Hinterthüre. Er schlägt die Zweifel durch Autoritäten nieder und bringt die Vernunft zum Gehorsam durch den blinden Glauben. Ja, es dient als Erklärung für sein Benehmen, für seinen Verrat an Lessing und seine erbarmungslose Zudringlichkeit bei Mendelssohn, daß er auch seine Mitmenschen aus der Einöde der Spekulation auf den ebenen und sichern Pfad des Glaubens zurückführen will.*)

Die Forderung einer unmittelbaren Gewißheit also in der Erkenntnis und in der Sittlichkeit, welche der denkenden Betrachtung als Ausgangspunkt diene, diese philosophische Voraussetzung wurde von Mendelssohn mit dem orthodoxen Kirchenglauben verwechselt, und ganz folgerichtig spürte er in dem sehnlichen Streben nach einem gesicherten Standort, — *δος μοι που στω* das Leitwort von Jacobis Schrift, das ständige Leitwort seines Forschens —, einem Streben, das im Gespräch, im Kampf sich stärken wollte, die kleinliche Absicht eines Bekehrungsversuches.

So wurde bei der moralischen Prüfung in der Bethätigung ihrer innersten Grundgedanken diese Philosophie zu leicht befunden. Sie erwies sich unfähig, auf eine neue Fassung der philosophischen Probleme einzugehen. Sie erwies sich lax und schwächlich, unfrei in ihren theoretischen Grundsätzen, deren Ausgangspunkt und Tragweite nicht bestimmt war, ja die sich durch eine fremde Macht, die Rücksicht auf populäre Verständlichkeit

*) Jacobi an Hamann 23. Dez 1785. Jacobis Werke. Bd. IV, Abt. 3. Hrsg. v. Roth. Leipzig 1819. S. 126. Mendelssohn hat zu Reichard gesagt, er könne in Jacobis Schrift keine andre Absicht erkennen, als daß er ihn bekehren wolle, wie er vielleicht auch Lessing habe bekehren wollen.

und auf Verträglichkeit mit Moral und Religion, in ihrem Rechte mußten beschränken lassen, sie erwies sich intolerant in der Beurteilung anderer Meinungen — natürlich, wenn diese jenen fremden Herren nicht gehorsam schienen! —, sie erwies sich folglich unfähig zum Erfassen der philosophischen Geschichte, deren leitende Geister sie nach ihren schwächlichen Rücksichten sich zurechtlegen wollte. Sie war völlig unklar über den eigenen Standpunkt und verriet dies in den harmlosesten Erschleichungen von Prinzipien, in den stärksten Selbstwidersprüchen. Nur der Vernunft behauptete sie zu trauen. Dabei aber bekannte sie naiv ihren Glauben, daß Gott dem Menschen die Kraft gegeben, die Wahrheiten zu erkennen, auf welche seine Glückseligkeit sich gründet. Das heißt also: was die Vernunft erforschen soll, steht dem Glauben vorher fest. Drum ist man auch entrüstet, wenn daran gezweifelt wird. Dabei sehen wir ganz hinweg über das Ingrediens jüdischen Verdachtes gegen die vermeintliche christliche Schwärmerei und das Gefühl der Überlegenheit der jüdischen Vernunftreligion über den christlichen Autoritätsglauben. Auch hier ein ans Komische streifender Selbstwiderspruch oder vielmehr der alte mit einem neuen kompliziert: das jüdische Gesetz ist offenbart und muß als solches streng und ganz erhalten und befolgt werden. Aber die Autorität des Gesetzgebers wird bewiesen durch die Vernunft!! Man sieht, daß diese „Vernunft" so freundlich war, nicht nur gerade die allgemeinen Voreingenommenheiten und Vorüberzeugungen des gebildeten Mannes jener Zeit, sondern auch noch die besonderen des Moses Mendelssohn in ihrem vorurteilslosen Gange zu demonstrieren. Es war in allen Fällen kein philosophisches Denken, welches den Zusammenhang der Dinge in den Gesetzen erwägt und von diesem Ausgangspunkt weiter schließt. — Man mag es beklagen, daß der wackere Mann gerade mit einem solchen Pamphlet aus der Welt gehen mußte. Aber nicht er erlag in diesem Streit, es erlag diese ganze Wolffsche Schule mit ihren Grundsätzen, die ganze Gedankenrichtung der vorkantischen Jahrzehnte: die vermeinte, anmaßliche Vernünftigkeit in Wissenschaft, Leben, Religion. Dieser Standpunkt war ungenügend zur Beurteilung des Lebens im weitesten Sinne.

Mit Recht bemerkte Thomas Wizenmann, der damals als Hauslehrer bei Jacobi weilte, in seiner anonymen Schrift, „Die Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie" (Leipzig 1786), daß Mendelssohns Orientieren an den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes nichts anderes als eine Art von Glauben sei. Denn der Glaube Jacobis bedeute keine Hinterthür und keine hirnlose Überzeugung, sondern eine Art der Evidenz. Mit kritischer Schärfe wiederholte er, daß die vorurteilslose Demonstration den Begriff des transscendent freien und unendlichen Gottes aufhebe.

Zeigte er hier die Annäherung der Standpunkte und die größere Konsequenz des Jacobischen Gedankenganges, so entfaltete er auch in warmer Begeisterung den Sinn des Glaubensbegriffes. Jede Lehre und

Meinung gründet sich auf das Bild Gottes im Menschen, auf Gefühl und die Darstellung desselben in Leben und That. Dies ist die einzige Quelle aller Einsicht des Wahren, so wie aller Liebe des Guten. Nicht mit allgemeinen Einsichten der Vernunftreligion beginnt die religiöse Geschichte, sondern mit Offenbarungsthatsachen. Abrahams Gott war nicht das „unendliche selbständige Wesen", sondern der Gott seiner Väter, der ihm zu Ur in Chaldäa erschienen. Die Religion will eine freie Verbindung zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf herstellen, welche nur durch gegenseitiges Handeln wahr gemacht, nur durch positive Offenbarung entstehen kann. Eine Folge von Thaten und Offenbarungen sind Judentum und Christentum, nicht abstrakte Begriffe. Das Besondere ist vor dem Allgemeinen. Die Glaubensphilosophie ist Geschichte, und Geschichte ist diese Philosophie, schon weil die Religion sich in lebendigem Wirken und Handeln und nicht in Erkenntnis allein darstellen soll. Aber man sehe nun auch in der Geschichte die Darstellung der ältesten Seheart und des Ganges, welchen der menschliche Geist genommen! Man verstümmele, glossiere und läutere sie nicht, indem man unsere späten Abstraktionen in sie hineinträgt!*)

Was also waren die Motive dieses neuen Ansatzes der Philosophie? Es war die Einsicht in die theoretische und praktische Ohnmacht der Abstraktion, die nicht auf sorgfältige Erwägung der Thatsachen sich gründet, die nicht aus der gesicherten Richtung eines thätigen Charakters stammt. Eine Einsicht übrigens, die wohl weniger der Reflexion verdankt wurde als der unmittelbaren Abneigung gegen die anspruchsvolle Verständigkeit, die wohl wurzelte in einem tieferen religiösen Gefühl, einem tieferen Gefühl für die Schönheit des alten Mythus, der alten Religionspoesie, und dieses Gefühl prägte sich dann aus in einem stärkeren historischen Sinn. So ahnen wir das Gären des Gemüts und der Gedanken, das hier nach Ordnung verlangte. Es war eine Unterwühlung der alten Schulphilosophie. Dringender, schärfer erhob sich die Frage: wie stellt sich zu den Thatsachen des Wissens und Lebens die Philosophie? wie weit geht ihre Macht?

Aber wenn wir in dieser innigeren Rücksicht auf die Thatsachen ein Motiv gründlicheren Philosophierens erkennen, dürfen wir uns bei den Sätzen Jacobis und seines Schülers beruhigen? Mag doch die denkende Betrachtung eine unmittelbare Gewißheit, gegebene Thatsachen voraussetzen, — wir wollen ja gerade wissen, wie verhält sich das Denken zu den Thatsachen? Und dann! wie können wir den Glauben der theoretischen Einsicht mit dem praktischen Glauben so ohne weiteres zusammenwerfen? Gewiß steckt eine bodenlose Einseitigkeit in der Meinung, daß allgemeine Vernunftgründe einen Menschen zum sittlichen Leben bewegen, daß Erkenntnis die Grundlage des sittlichen Lebens sei, Erkenntnis auch den

*) Diese Mahnung war allerdings z. B. Mendelssohns „Jerusalem" (Berlin 1783) mit seiner ungeheuerlichen Geschichtsauffassung gegenüber sehr am Platze.

Menschen vom Dasein Gottes überführe. Vorbild, Autorität, Zucht, Tradition sind sicherlich bessere Erzieher. Aber wenn wir auch das Leben garnicht stören und zwingen wollen nach unsern Gedanken, was ist die Aufgabe der Ethik? in welchem Zusammenhange steht die Gottesidee mit unsern Gedanken? Die Hingabe des Charakters an das geschichtlich gewordene Gesetz des Staats mag allein große Thaten zeugen. Aber läßt sich denn dies Gesetz nicht im allgemeinen Ausdruck formulieren? Entwickelt Jacobi selbst seine Überzeugungen nicht in allgemeinen Gedankengängen? Also gesteht er der Reflexion doch das Recht, die Gedanken, welche die Erfahrung ihm giebt, in und um Prinzipien zu ordnen. Dann erhebt sich nur noch energischer die Frage: was bedeutet die Philosophie im Leben, aus dem sie hervorgeht und auf das sie dann doch auch wieder wirkt? Die reine Demonstration mag nichts wert sein. Aber die eigene Bestimmung der Philosophie hat auch Jacobi nicht entwickelt, da im Grunde nur seine Gemütsbedürfnisse über seine Gedanken entscheiden.

Auch scheint es ihm wie Mendelssohn auf seinem Standpunkt noch an jener Ruhe der Betrachtung zu fehlen, die, weil sie ihre eigenen gesicherten Prinzipien in ihrer Tragweite übersieht, auch des Gegners Überzeugung und Verfahren in ihrem Zusammenhang und in ihren Motiven zu beurteilen weiß und darum mit überlegener Sachlichkeit abwehrt. Wie sein Buch für Mendelssohn, so wurde Mendelssohns Entgegnung für ihn ein wahrer Prüfstein des philosophischen Gewissens. Mit vollem Recht allerdings wies er in seiner Verteidigung „Wider Mendelssohns Beschuldigungen betreffend die Lehre des Spinoza“ (Leipzig 1786) die Entstellungen und Widersprüche Mendelssohns zurück. Aber es war schon weniger würdig, daß er im Tone der beleidigten Unschuld die Entgegnungen als die Hetze einer philosophischen Klique gegen ihn, den allein Dastehenden, bezeichnete. Es war unnötig und nicht klug, in der Mendelssohnschen Schrift nun noch allerhand Hintergedanken auszuspüren und auf die schiefen, unbelehrbaren Charaktere zu schmälen. Deutlicher als in der früheren Darstellung verriet sich in dieser Antwort an die Gegner der Anteil des leidenschaftlichen, des zustimmungsbedürftigen Gemüts, er verriet sich in der Berufung auf Gesinnungsgenossen, auch in dem Hervorkehren des Gefühls der Überlegenheit. So scheint denn auch diese Weltansicht nicht die befreiende Kraft der wahrhaft freien und sicher gegründeten Überzeugung zu bewähren.

Mendelssohn bekannte in der Einleitung der „Morgenstunden“, daß er die „Kritik der reinen Vernunft“ des alles zermalmenden Kant nur aus ungenügenden Berichten seiner Freunde und aus Journalartikeln kenne. Jacobi benutzte hier wie sonst die neueste gewaltige Formulierung der philosophischen Probleme, um seinen eigenen Weg sicherer zu finden. Nun hatte sich der Streit um Lessing und Spinoza zu einer Frage nach den Grundlagen der Philosophie, nach den ersten Prinzipien der Gewißheit ausgebildet. Da konnte der alte Meister nicht ruhig zusehen. Seine

ernste, klare, eindringliche Stimme ward vernommen in der Abhandlung: „Was heißt: sich im Denken orientieren?“, die also im Titel bereits den Ausdruck Mendelssohns aufnahm. Sie erschien im Oktober 1786 in der „Berliner Monatsschrift“.

Scharf und sicher bestimmte er zunächst das Orientieren in seinem Verhältnis zum Vernunftgebrauch überhaupt. Wenn die Vernunft von den bekannten Gegenständen der Erfahrung ausgeht, um sich über alle Grenzen der Erfahrung zu erheben, so muß sie sich auf ihrem Wege zu bestimmen suchen nach einem Prinzip, welches nicht mehr ein objektiv gültiger Grundsatz sein kann, denn es fehlt ja die Darstellung in einer Anschauung, die ihn bewährt, sondern nur ein subjektiver Unterscheidungsgrund, um ihre Urteile unter eine bestimmte Maxime zu bringen. Dies subjektive Mittel ist das Gefühl des der Vernunft eigenen Bedürfnisses. Wir haben das Bedürfnis, im Verhältnis zu den Gegenständen unserer Erfahrung, zu ihrer Erklärung über die Erfahrung hinaus Gegenstände anzunehmen, so ein erstes Urwesen als oberste Intelligenz, welches den befriedigenden Grund angebe für die zufällige Existenz der Dinge und für die Zweckmäßigkeit und Ordnung, die wir überall treffen. Wichtiger aber, unbedingter verlangt das Bedürfnis unserer Vernunft in praktischer Hinsicht das erste Urwesen als das höchste unabhängige Gut, in welchem die vollkommene Sittlichkeit mit der höchsten Glückseligkeit verbunden ist. Denn nur so erhält unser Begriff vom höchsten Gute, dessen Idee die Moralität unzertrennlich begleitet, objektive Realität. Das gefühlte Bedürfnis also giebt den Bestimmungsgrund unseres Urteils über das Dasein des höchsten Wesens.

Hiermit waren denn der Ausgangspunkt und die Tragweite der philosophischen Grundsätze klar bezeichnet. Es war gegen Mendelssohn festgestellt, daß die Gründe, welche die Vernunft zur Annahme eines höchsten Wesens bewegen, niemals objektiv zu einer Demonstration ausreichen. Damit ward aber nicht dem unbestimmten Glauben Jacobis das Thor geöffnet. Im Reiche der Philosophie herrscht einzig und allein die Vernunft, welche zuerst die objektiven Grundsätze aufsucht, auf denen die Möglichkeit der Erfahrung beruht, sodann die subjektiven Maximen bestimmt, welche der Erfahrung Halt und Zusammenhang geben; alles also im Hinblick auf die Thatsachen.

Weniger gerecht fiel die Beurteilung der Personen aus. Allerdings hatte Kant bereits in einigen Bemerkungen zu Jacobs „Prüfung der mendelssohnschen Morgenstunden“ mit wenigen Worten die Schwäche des Standpunkts schlagend nachgewiesen, aber in der neuen Schrift hatte er kein Wort für das Berechtigte in Jacobis Angriffen, dagegen gar manches Wort des Lobes für Mendelssohn, daß er standhaft das Recht der Vernunft verfocht. Was half denn, fragen wir, das Wort noch, wenn die Vernunft in ihrem Rechte, in ihrem Gebiete eben nicht bestimmt war? Und Jacobis Bemühen lief doch auch nicht auf reine Schwünge des Genies und will-

kürliche Schwärmereien hinaus. Auch bei ihm waltete doch ein philosophisches Motiv.

Aber ebenso klar und rein wie die wissenschaftliche Einsicht hebt sich das sittliche Interesse heraus. Wie ehrwürdig mahnt der Meister der Kritik zu genauer Erwägung der Grundsätze, damit der Vernunftglaube gedeihe in seinem geregelten Fortschritt und nicht Unglauben, Aberglaube und Freigeisterei um sich greifen, wenn die Rechte der Vernunft nicht erkannt und beachtet werden. „Freunde des Menschengeschlechts," ruft er aus, „und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was euch nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Fakta, es mögen Vernunftgründe sein; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Probierstein der Wahrheit zu sein. Widrigenfalls werdet ihr, dieser Freiheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüßen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Teile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäßig und dadurch auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen!"

Diese Förderung des Weltbesten durch die frei und gesetzmäßig weiter arbeitende Vernunft kam seinem Sinne nach nicht dem Philosophen allein zu gute, sondern auch dem Menschen von alltäglicher, doch moralisch gesunder Denkart, der durch den reinen Vernunftglauben sich den Weg theoretisch und praktisch vorzeichnen sollte.

So finden wir auch in Kants Worten das wissenschaftliche Interesse mit dem sittlichen, mit dem sittlich-historischen vereinigt. Die Philosophie klärt den Menschen auf über sein Verhältnis zur Welt. Sie bestimmt ihm die Richtung und die Grenzen seiner Gedankenarbeit und erörtert seine Pflichten. Nicht ein subtiles Spiel mit Worten ist sie, nicht minderwertig im Vergleich mit Moral und Religion, sondern zu diesen im nächsten Verhältnis, ja ihre erklärende Begründung. Wie Kant nach gewaltigem Kampf in diesen durchsichtigen und einfachen Gedankengängen seine Beruhigung gefunden, so spricht aus der Klarheit seiner Rede die ruhige Würde des wahrhaft reifen und freien Charakters. Mit der Erkenntnis des Gehalts und der Grenzen der Wissenschaft hat er dem Menschengeist sein Verhältnis zum Leben bestimmt und sich selbst dadurch Frieden und sichere Kraft gegeben.

Von Anfang an war Herder tief in diesen Streit verflochten. Jacobi schickte ihm seine ursprünglichen Briefe an Mendelssohn in Abschrift zu, Herder antwortete gründlich eingehend und bekannte sich mit Lessing einig in dem Urteile, daß eigentlich nur die Spinozistische Philosophie mit ihr selbst ganz eins sei. Als Jacobi im September 1784 Weimar besuchte, bildete Spinoza zwischen ihm, Herder und Goethe den hauptsächlichen Gegenstand des Gesprächs. Ja! selbst das Bekenntnis Lessings hätte Herder fast aus dessen eigenem Munde vernommen. Als Lessing und Jacobi im Sommer 1780 den alten Gleim in Halberstadt besuchten, war auch Herder geladen.

Welch eine Zusammenkunft, wenn auch er hier seine innersten Glaubensüberzeugungen geäußert hätte! Welch eine Erhebung, die Einigkeit mit Lessing selbst in diesen heiligsten Angelegenheiten bestätigen zu dürfen!

Auch für ihn also bedeutete die Darstellung des Spinozistischen Systems nicht bloß eine historische Arbeit. Er entwickelte wie Mendelssohn, wie Jacobi, wie Lessing im Anschluß an dessen Erklärung seine eigenen Gedanken. Schon seit 7 Jahren, schrieb er 1784 an Jacobi, seit 10 oder 12 Jahren, 1787 in der Vorrede zu der Schrift „Gott“, beschäftigte er sich mit einer Parallele der Dreimänner Spinoza, Shaftesbury und Leibniz. Er führte nur einen Teil des Vorhabens aus und lieferte damit seinen Beitrag für die große philosophische Auseinandersetzung jener Tage.

In eigentümlicher Weise deutete er hier Gott als die bleibende immanente Ursache der Welt. Alle Wahrheit wie alles Dasein kann nur aus einer in sich selbst bestehenden ewigen Wahrheit, aus dem unendlichen ewigen Dasein Gottes folgen. Er ist eine ewig wirkende Kraft, eine fortgesetzte Weltschöpfung. In unendlichen Kräften, auf unendliche Weisen offenbart sich die Gottheit organisch, indem jede Kraft durch ein Organ wirkt. Diese organischen Kräfte bezeichnen uns das Geistige und Körperliche zugleich, denn wie keine Kraft ohne Organ, so ist und wirkt auch kein Geist ohne Körper. Alle Kräfte drücken in jeder Beschränkung, Form und Erscheinung den Selbständigen, die Ur- und Allkraft aus. Die Gottheit hat sich in das Wesen jeder Organisation beschränkt und wirkt in ihm nach ewigen Gesetzen unverrückt und unwandelbar. Alle Dinge also sind Darstellungen seiner Wirkung, nicht etwa Teile seines unteilbaren Daseins.

Diese innere Notwendigkeit der Natur Gottes prägt sich aus im Ganzen der Welt und in den einzelnen Teilen in dem Bestand und Dasein der Dinge, indem sie alle, auf Maß, Proportion und Ordnung gebaut, ihren eigenen Beharrungszustand haben, in welchem die ein Ding zusammensetzenden Kräfte sich gegenseitig zu einem Maximum ihrer Wirksamkeit einschränken. Zu diesem Beharrungszustand streben die Dinge allezeit zurück, wenn er gestört ist. So führt uns denn die Physik immer weiter in das Reich weisester Notwendigkeit, einer in sich selbst festen Güte und Schönheit. Die höchste Macht, durch die alles besteht, muß notwendig die weiseste sein, eine nach inneren ewigen Gesetzen geordnete unendliche Güte. Aus seiner inneren Natur ist Gott Weisheit und Güte, nach ewigen Gesetzen seines Wesens denkt, wirkt und ist er das Vollkommenste auf jede von ihm allein denkbare, d. i. die vollkommenste Weise. Unsere Philosophie sei darum, uns um die innere Natur der Dinge zu bekümmern, wie sie da sind, aber nicht zu fragen, zu welchen geheimen Absichten denn wohl Gott hier so, dort so sich offenbare.

Es giebt keinen Augenblick in der Ewigkeit Gottes: ewig wirkte er. Aber die Welt als Verbindung von Dingen in der Zeit ist nicht ewig wie er. Wir sind als endliche Wesen mit Raum und Zeit umfangen, doch sind uns Raum und Zeit ein dunkleres oder helleres Bild von jener

ewigen Ordnung, welche die Eigenschaft und Wirkung der unendlichen Wirklichkeit selbst ist. Wir folgen der Ordnung, die im Verstande des Ewigen war, ist und sein wird, in den uns gegebenen Symbolen der Wirklichkeit. Jedes seiner Gesetze ist das Wesen der Dinge selbst und eins mit ihnen, die Verbindung aller ist eine thätige Darstellung seiner Wirksamkeiten und Kräfte. Untersucht also der bescheidene Naturforscher die Beschaffenheit der Dinge und die ihnen eingepflanzten Gesetze, so findet er in jedem eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, auf welche seine Existenz mit so wesentlicher Notwendigkeit gegründet ist, als auf welcher unbedingt und ewig das Dasein Gottes ruht.

Für uns endliche Wesen offenbart sich also Gott durch die organischen Kräfte in der raum-zeitlichen Welt. In sich aber lebt er als unendlich-wirksame Einheit ewig über Raum und Zeit. Er ist vor allem, und es besteht alles in ihm. Die Welt ist ein Ausdruck, eine Darstellung der Wirklichkeit seiner ewig lebenden thätigen Kräfte.

Ist nun diese Welt die vollkommenste, weil Gott in ihr sich ausdrückte, seine unteilbare Weisheit, Güte und Allmacht, so muß alles da sein, was da sein konnte. Alle Dinge aber sind von der weisesten Güte verbunden. Nun streben aber alle Systeme nach ihrem Beharrungszustand, sie ordnen darnach ihre Kräfte. So müssen die Gesetze innerer Notwendigkeit, Weisheit und Güte immer weiter ihre Macht erstrecken. Ordnung, Harmonie, Schönheit verbreitet sich in regelmäßiger Wirkung auf andere, daß in ihnen die Wesen sich einander verähnlichen und in Abdrücken ihrer Art eine fortwährende Reihe bilden. So wirken Menschen durch ihr Beispiel auf andere. In gewaltiger Kette aber zieht der allwirksame Gott durch die innere notwendige Kraft seines Daseins das Menschengeschlecht zu seinem Zustande der Beharrung in dem Reich der Ordnung und Weisheit. In ewigem Fluß ist die Schöpfung; doch kein Tod schreckt in ihr. Es eilt nur fort, was nicht bleiben kann, und dauernd wirkt die ewig junge rastlose Kraft, die ihrer Natur nach keine Muße kennt. Der Tod ist nur ein Übergang zu neuer Organisation. Aus dem Chaos bildet sich die Ordnung, es kann kein Stillstand oder gar Rückgang sein, sondern nur ewiger Fortgang in der Schöpfung Gottes.

In diesen Gedanken von der Fortentwicklung der Welt zu den Gesetzen göttlicher Notwendigkeit bauen sich die religiös-philosophischen Überzeugungen zur Grundlage historischer Betrachtung aus. Der Zusammenhang zwischen den Prinzipien der Geschichtsphilosophie und dem allgemeinen philosophischen Glauben Herders liegt zu Tage. Seine Philosophie befahl ihm, jedes Ding an seiner Stelle nach Ort und Zeit abgesondert und genau zu erforschen. Wo möchte dieser Sinn für die individuelle Erscheinung nützlicher sein als in der Geschichtswissenschaft? Seine Philosophie gab ihm aber zugleich den Glauben an den ewigen Fortschritt und diesen Glauben sogar auf religiösem Grunde. Der lautere Forschersinn

für das Einzelne und für den Zusammenhang des Ganzen wurde durchglüht von einer frommen Inbrunst.

Ja, wenn wir erwägen, wie von Beginn des Herderschen Denkens und Schaffens die historische Vorliebe die mannigfaltigen Interessen seines Geistes geleitet, wie er so früh die Erscheinungen der Litteratur und Geschichte in ihrer Besonderheit erfaßt und zugleich überall im eifervollsten Streben die Ursprünge aufgespürt und ergriffen, so dürfen wir wohl umgekehrt schließen: die Richtung seines historischen Geistes gab seiner Philosophie ihre eigene Gestalt. Wies er einer rationalisierenden und verallgemeinernden Zeit gegenüber mit der Leidenschaft des Entdeckers auf die Gesetze, welche die Gebilde der Geschichte in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit hervorbringen, so gewannen ihm diese Gesetze des natürlichen Werdens, durch welche die Welt ihm so neu, so frisch und reich aufging, auch einen Charakter von besonderer Würde und Schönheit. Er verfocht sie mit voller Hingabe wie einen persönlichen Besitz. Nun breitete seine eigene Art zu sehen und fühlend zu denken sich weiter aus, und diejenige Philosophie allein konnte ihn befriedigen, welche in der ganzen Welt ewige, in ihren Organen unendlich mannigfaltige Gesetze lehrte, durch welche der Schöpfer ewig wirksam sich offenbart. Da ward also jede in weitumherwandernder Forschung erworbene Einsicht Erkenntnis einer neuen Wahrheit und Schönheit Gottes. Diese Philosophie entsprach der eigenen Forschungsweise Herders mit ihrem starken Beisatz von persönlichem Gemütsanteil, und sie gab seiner fühlenden Seele den Schwung religiöser Erhebung. Sie ließ den Zusammenhang der Welt gerade so erscheinen, daß Herder in ihm Ruhe finden konnte, sie war der letzte umfassende Ausdruck derjenigen Geistesrichtung, welche auch im Kleinsten und Einzelnsten seines Arbeitens, seiner Auffassungsweise sich ausprägte. So vertritt auch er in seiner Philosophie seine Persönlichkeit. Wie er sie selbst zu finden hoffte, so ließ er Gott die Welt schaffen: für den großen Forscher voll nimmer endender, stets erquickender Arbeit im Einzelnen und im Ganzen als Zusammenhang weisester Güte und Schönheit erhebend für ein feuriges Gemüt, das auch die Einzelarbeit durchglüht.

In allen Elementen der Schrift, in jedem Teile verrät sich das höchst persönliche Interesse. Mendelssohn hatte sich mit dem Spinozismus in eigenen Kapiteln auseinandergesetzt. Immer neue Darstellungen widmet Jacobi, gestützt auf zahlreiche ausführliche Citate des ursprünglichen Textes, dem System des Philosophen. Herder verwebt die Spinozistischen Bestandteile durchaus in seine eigenen Gedankenketten. Freilich hält er seine philosophische Überzeugung für eine notwendige Konsequenz des Spinozismus, aber er glaubt ja auch Leibniz und Shaftesbury nach leichter Umbildung mit Spinoza einig. Er mißt sie nach den eigenen Gedanken, die sich in letzter Linie vielleicht aus dem Studium ihrer Schriften verbunden mit seinen historisch-litterarischen Forschungen für ihn ergeben haben. „Der bessere Kopf," sagt er einmal in unserer Schrift, „denkt überall selbst und

nutzt von jedem seiner Vorgänger das Beste.“ Dies bezeichnet sein Verfahren. Wenn er seinen Zusammenhang mit den großen Philosophen bekundet, deutet er sie doch alle in Hinblick auf seine eigenen Gedanken, um die es ihm eigentlich zu thun ist.

So verwirft er Spinozas Lehre von den beiden unendlichen Attributen Gottes, der Ausdehnung und dem Denken, die er durch seine organischen Kräfte ersetzt. Er hilft sich gleichfalls leicht hinweg über die Frage nach der Persönlichkeit Gottes, über das Verhältnis von Gottes Verstand und Willen zur Welt. Da Gottes Wesen Wirklichkeit ist und das Denken die vollkommenste Realität, die wir kennen, so muß Gott auch diese auf die vollkommenste Weise besitzen. Verstand und Wille aber sind Eins, sofern ein Verstand, der das Beste einsieht, es auch wollen, und wenn er die Kraft hat, es auch wirken muß. Die Annahme der ewig wirklichen und wirksamen organischen Kräfte mag wohl aus Leibnizischen Anregungen erwachsen sein. Wie die Monaden jede an ihrem Platz das ganze Universum spiegeln, so offenbart sich der ganze Gott für Herder an jedem Punkt durch die organische Kraft, welche in gleicher Weise Geistiges und Körperliches wirkt. Ein eigenes Verhältnis, in welches Herder so die Männer setzte! Leibniz bildete ihm den harten Spinoza leise in teleologischem Sinne um, er machte bei ihm für den ganzen persönlichen Gottesglauben Platz und führte ihn durch die energische Forderung, das Einzelne zu ergründen, zur empirischen Wirklichkeit hinüber, Spinoza aber, dessen System so erst für Herder lebendig ward, erlöste die Leibnizischen Gedanken von den vielfachen ihnen anhaftenden Anthropomorphismen, indem er an Stelle des Gottes, der die beste Welt wählt, die aus innerer Notwendigkeit von Ewigkeit her das Vollkommenste hervorbringende göttliche Natur lehrte. Als Anhang gab er dann noch in der zweiten Ausgabe (1800) eine metrische Übersetzung des Naturhymnus von Shaftesbury, d. i. des Schlusses der „Moralisten“, in welchem er dieselbe Anschauung fand, und so waren seine drei Lieblinge unter den neueren Philosophen geeinigt. Spinoza wurde, wie er in der Vorrede sagt, die Handhabe eines Opfergefäßes, aus welchem er einige Tropfen dem Altar seiner Jugend darbrachte. Er bekannte sich aber zugleich durch diese Anknüpfung seiner reifsten Gedanken als einen Sprößling der Leibnizischen Geistesrichtung. Man fand in Herders universalem Geist, in eigentümlicher Weise belebt, den richtenden Grundgedanken nach einen würdigen Vertreter der deutschen Bildung des Leibnizischen Zeitalters.

Dieselbe Fähigkeit, verschiedene Elemente leicht zu verbinden, bewährt Herder auch gegenüber den Zeitgenossen, gegenüber den streitenden Parteien im Spinozakampf. Allerdings tadelt er im vierten Gespräch die Unbestimmtheit des Begriffs Glauben bei Jacobi, aber er findet und billigt darin ganz allgemein, ohne auf die eigentlichen Motive des Gedankens einzugehen, die Abneigung vor metaphysischer Grübelei. Diese aber, diese Abneigung, schreibt er in derselben Weise Mendelssohn zu, und neben einander treten nun Jacobi, Mendelssohn, Leibniz, Wolf, Shaftesbury,

Lessing, Kästner auf als Philosophen, welche bestimmte, von leeren Phantomen einer müßig-spekulierenden Einbildungskraft unterschiedene Begriffe liebten. Wie zwischen Leibniz und Spinoza hat Herder auch hier Frieden gestiftet, aber indem er wiederum die Schärfe der Gedanken abstumpfte. Er ist beherrscht von dem Interesse am Ausbau des eigenen Weltbildes, er eignet sich hierfür die Gedanken vieler in leichter Umbildung an und erweist sich minder klar in der Abgrenzung des geistigen Besitzes, er bestimmt minder sicher, was jeder wirklich gedacht.

Hierbei verschiebt er nun auch die wesentlich philosophische Frage, welche sich aus dem Kampf der Meinungen herausgearbeitet hatte. Welche Sicherheit der Erkenntnis können wir in dem sittlichen Gebiete gewinnen? welche Gewähr hat unsere Überzeugung vom Dasein Gottes? Das war, wenngleich nicht in ausdrücklicher Formulierung, die Frage, welche das Denken Jacobis, Mendelssohns, Wizenmanns, Kants bewegte. Wohl lehnt Herder bei Gelegenheit ziemlich im Sinne Jacobis das leere Demonstrieren ab, doch im übrigen beschäftigt ihn das Problem der Gewißheit nicht. Er entwickelt einfach und ohne Rücksicht auf erkenntnistheoretische Begründung seine Gedanken von den organischen Kräften und ihrer Einheit in Gott als Hypothesen der Welterklärung oder vielmehr eigentlich als Thatsachen. Ihr Woher? ihre Beglaubigung bekümmert ihn nicht.

In die Entwicklung dieser Gedankenreihen fügen sich also mit oder ohne wahre Einstimmung, willig oder unwillig die verschiedenen, wie sehr verschiedenen Philosophen hinein. Sie werden fortgezogen und gemodelt von dem alles aufnehmenden, ungehemmt dahinfließenden Strome des Herderschen Denkens. Und mancherlei spiegelt sich in diesem Strom, der bewegt ward, wie wir gesehen, von dem innern Streben eines tiefen, vielseitigen historischen Geistes, eines für die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt empfänglichen Gemüts. Über die ganze Welt läßt Herder seinen Blick schweifen, um Farbe, Leben für seine Ausführung zu gewinnen. Sprüche der Morgenländer müssen zeugen von dem allumfassenden Wesen Gottes. Ein vergessener lateinischer Dichter, der als Atheist verbrannt wurde, stimmt seinen Hymnus an zum Lobe des Höchsten. Sprachliche, mythologische Erörterungen erklären und beleben die Begriffe und Gedanken: Herders Lieblingssymbol, die Nemesis, wird gedeutet als die ernste Göttin, die Tochter der Gerechtigkeit, die in weiser Güte der Sterblichen Glück und Handeln mißt, ein Bild der Gottnatur, die auch nur durch Maß, Proportion und Ordnung sich erhält. Die gebildeten Männer, die sich hier unterhalten, ziehen die Verse ihrer philosophischen Lieblingsdichter, Hallers, Uzens herbei, um sie nach ihren eigenen Gedanken zu beurteilen und so auch über diesen Teil des Lebens ihre Betrachtung auszudehnen. Derselbe Geist der inneren Entwicklung, der Verwebung in den eigenen Besitz leitet die Einzeluntersuchungen zur Geschichte der Philosophie, bewährt sich vor allem in der litterarhistorisch-philosophischen Einleitung, welche das erste Gespräch giebt. Wir hören zunächst die schmähenden Ur-

teile der Zeitgenossen und der nachfolgenden Generationen über Spinoza, dann wird er uns charakterisiert in seinem Lebenswandel und in seiner Zeit, er redet selbst zu uns durch die Worte seines Traktats von der Verbesserung des Verstandes, und aus dem dunkeln Hintergrunde der Verkennung tritt nach den ersten beschreibenden Worten, umstrahlt von lichter Bewunderung, das reine Bild des Mannes uns entgegen. Eine Anweisung zum rechten Studium des Spinoza endet das Gespräch. Ein Musterbeispiel litterarhistorischer Einführung, welche mit dem Verständnis der Persönlichkeit die Methoden zum Studium der Werke erschließt! Herder entwickelt auch hier innerlich die Entstehung der historischen Gestalt wie die Entstehung der Gedankenreihen Spinozas. Überall demnach beweist er den Sinn für die Wirklichkeit, für das reiche Leben. Er deutet die Dinge nach Ort, Zeit und Gehalt und beleuchtet sie durch die großen Gedanken seiner Weltanschauung. Wie er die Welt erklärt als einen Zusammenhang organisch wirkender Gesetze, welche an jedem Punkt die volle Natur Gottes zum Ausdruck bringen, zum Bestande des Universums in ewiger Harmonie sich gegenseitig tragen und beschränken, so lebt in der That Herders eigene Gedankenwelt: an jedem einzelnen Punkte durchdrungen von dem lebendigen historischen Sinn für das Individuelle der wirklichen Erscheinung, jedoch durch die großen Grundgedanken in der gewaltigen Einheit einer gütigen Gotteswelt umfaßt, zu einem hohen Ziele bewegt, und der Glaube an diese Einheit gab dann wohl auch der Erforschung des Einzelnen eine bestimmte Richtung. Wie Herders Gott in der Natur, lebt Herders Seele in seinem Gedankenbau: organisch wirkend an jedem Punkt, in der Einzelarbeit, und in den großen Grundgedanken für jene einzeln erforschten Dinge eine Einheit stiftend: Gott. Um so mehr erkennen wir diese Gespräche als das, was sie sind: als das volle Sichselbstgenügen einer ausgereiften Persönlichkeit, als den letzten, den abschließenden Gedankenausdruck eines individuellen Erlebens. Wir erkennen aber auch, wie die subjektive Reife der Gedanken unmittelbar die Form des Werkes bildet: all jenen Reichtum, den historisch-philosophisch-poetisch-künstlerisch-mythologischen, der uns entzückte. Die schriftstellerische Überlegenheit über seine Mitkämpfer um Spinoza ist über allen Vergleich. Wie schreitet Jacobis Werk mit seinem ewigen Wechsel von Briefen und Abhandlungen, Erzählung und hymnenartigem Erguß, Citaten und Nachweisen formlos, unruhig und unerquicklich einher! Die klare, aber trockene Rede Mendelssohns wird nur an einer Stelle von dem Versuch stilistischer Belebung durch eine Art Fabel unterbrochen, die man nicht ohne ein Lächeln über die leblose Unbeholfenheit der Erfindung lesen kann. Überlegen in der Kunst der Darstellung atmet Herders Rede zudem die Stimmung der Ruhe und des Friedens als das Gut eines reichen, mit sich einigen Gemüts. Die Art seiner Gespräche drückt dies aufs deutlichste aus: es ist hier kein lebhafter Kampf einander widerstreitender Ansichten, kein dramatisches Entwickeln aus dem Gegensatz zur Verständigung, sondern Philolaus und Theophron sind bald einig mit einander, sie ent-

falten im wesentlichen nur die gemeinsamen Überzeugungen. Diesen Einklang der Gemüter zu vollenden, tritt im fünften Gespräche Theano, eine Frau, hinzu, und alle Gedanken fügen sich nun um so williger den Bedürfnissen einer schönen Seele.

Aber war diese milde Stimmung des Friedens auch gesichert? gegründet auf unerschütterliche Überzeugung, die sich mit wissenschaftlichen Waffen gegen jeden Angriff verteidigen konnte? Es ist in der That kein Zufall, daß im fünften, dem abschließenden Gespräch eine Frau die Unterredung lenkt. Etwas Frauenhaftes hat die ganze Führung der Gedanken. Die Dinge werden so gedacht und geglaubt, wie sie einen angenehmen Gefühlseindruck machen. Wir müssen der guten Theano bei all ihrer feinfühligen Zartheit leider das philosophische Verständnis durchaus absprechen. Das wirksame Dasein hatte Herder als den ersten Grund- und Centralbegriff festgestellt. Ein philosophischer Einwurf über die Berechtigung dieser Annahme wird durch Theanos weibliches Entsetzen über solche Verirrungen der Spekulation beseitigt, denn wie kann es ein höheres und seligeres Dasein geben als dessen, durch den alles ist, durch den alles genießt und lebt! Dieser Gedanke kehrt vielfach gewandelt in dem ganzen Werk wieder. Schon in dem ersten Gespräch dient als einzige Antwort auf die Frage, ob man nicht vielleicht einen Widerspruch im Begriff von Gott entdecken könnte, die verwunderte rhetorische Gegenfrage: „einen innern Widerspruch im einfachsten, im höchsten Begriff, dessen die Menschheit fähig ist? Ich bekenne, daß ich davon nichts begreife.“ Hierin aber verrät sich Herder selbst. Sein persönliches Lebensgefühl war verwachsen mit seinen Gedanken und verstattete ihm keine Ruhe der Überlegung über die Grundlagen seiner Weltansicht. Denn freilich wäre es für ihn die wichtigste, die nötigste Untersuchung gewesen, woran sich denn, außer dem subjektiven Gefühl der Wahrheit, außer dem religiös-dogmatischen Glauben, die Annahme der organisch wirkenden Kräfte als wissenschaftlich wahr erweisen könne. Aber die komplizierte Natur des religiös gestimmten, des frommen Geisteshistorikers brachte diese Weltanschauung hervor: auch ihre theoretische Schwäche erklärt sich aus der Natur des Schöpfers. Nun hören wir in diesen Gesprächen nur einen Prediger und sein Echo. Aber wie, wenn ein wirklicher, ein ebenbürtiger Gegner aufstand? wird sich auch dann die vornehme Milde, das ausgleichende Wohlwollen bewähren? Leider — nein! Der ebenbürtige oder überlegene Gegner war bereits vor dem Erscheinen unserer Schrift gekommen in Kant. Überall streitet und stichelt Herder gegen ihn — offen und versteckt, leider weit öfter versteckt als offen. Hier ist nichts von dem Können, dem Gerechtigkeitsgefühl und dem Wohlwollen des Geisteshistorikers, der die Gedanken nach ihren Motiven und ihrer Tendenz beurteilt. Er reißt sie aus dem Zusammenhang, er leiht ihnen einen fremden Sinn, er verkehrt sie ganz und gar. Völlig verständnislos verspottet er die Lehre von Raum und Zeit als leere Phantome der träumenden Einbildungskraft, höhnt — offenbar in Bezug auf die

Kategorieen — über den kleinen Kopf, der ein Dutzend schön bemalter Wortschächtelchen als Kram nicht nur, sondern als Monopolium mit sich trägt und nicht begreifen kann, daß andre Krämer andre Schächtelchen tragen. Dem wahren Philosophen sei an den Behältnissen überhaupt wenig gelegen; er sehe, was drin sei, und was für ihn diene. Es sind der Stellen noch viele, und fast in allen geht die Verkennung der größten That deutscher Philosophie mit einer gereizten, höhnischen Verachtung Hand in Hand. So ist auch hier die theoretische Schwäche zugleich eine sittliche; mit der Einsicht versagt die Fähigkeit ruhiger Beurteilung. Den strengen, philosophischen Begriffsuntersuchungen und Einwürfen antwortet Herder, reich an historischer und an Naturerkenntnis, mit dem Hinweis auf die lebendige Wirklichkeit. Einen Angriff auf seine Prinzipien aber kann er überhaupt nicht begreifen. Denn wie sollte das, was er so warm erkennt, so heilig sieht, was ihn so erhebt, wie sollte das irreal, nicht wirklich, nicht wahr sein? Der Naturalist und der religiöse Mensch vereinigen sich in seinen Gedanken mit der ganzen Wärme und Reizbarkeit des persönlichen Lebensgefühls: es ist der ganze Herder, der hier seinen Ausdruck findet. Die theoretische und sittliche Schwäche und Enge hängen unzertrennbar zusammen mit der Weite, dem Reichtum und der Stärke in einer Gedankenwelt, wie sie eben diesem Menschen entsprach.

An die Seite aber dieses reifen Herder stellte sich mit freudiger Entschiedenheit Goethe. Unter dem 28. August 1787 schreibt er aus Rom in der „Italiänischen Reise": „Heute zum Feste kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrtums, so rein und schön zu lesen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können." Wie er erkannte, daß die „Ideen" (zunächst der dritte Teil) das Ächte, Große und Innerliche, was sie haben, in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt empfingen, so brachte er seine eigenen Beschäftigungen mit jenen Gedanken in Zusammenhang und freute sich beispielsweise in der Botanik auf ein ἓν καὶ πᾶν gekommen zu sein, das ihn in Erstaunen setzte. Überhaupt sei dies Büchlein wie andre nicht Speise, sondern eine Schüssel. Wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer. Aufs entschiedenste trennte er endlich an diesem Buch Herder und sich von den früheren Genossen, indem er sich mit Herder im Naturglauben eins bekannte. „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: alles was lebt, lebt durch etwas außer sich! würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der

Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Überlieferung und Erfahrung nicht schämen? würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?" So stellte sich Goethe neben Herder in gleicher Arbeit gegen die Zeit. Auch er war von Beginn in den Streit verstrickt. Das berühmte Gespräch Lessings mit Jacobi war herbeigeführt durch Goethes Monolog Prometheus, dies rücksichtslose Bekenntnis des Pantheismus, welches Jacobi Lessing zu lesen gab. In Jacobis Buch war das Gedicht ohne Namen des Verfassers eingeheftet, und die Hymne Goethes „Edel sei der Mensch" — begann mit seinem Namen das ganze Werk.

Welch eine Fülle persönlicher Beziehungen! welch ein Gären der Probleme! welch eine Bewegung der Geister in jener Zeit! Zu den weitgreifendsten Auseinandersetzungen hatte der Kampf über Lessings Spinozismus geführt. Schon die Belebung des philosophiehistorischen Studiums war ein Gewinn. Der mißachtete Jude ward plötzlich von einem Gegner als der konsequenteste Philosoph gepriesen, von einem Freunde als der wahrste anerkannt. Selbst Kant erklärt den Spinozismus für die einzig richtige Welterklärung, wenn man nicht mit ihm die transscendentale Idealität von Raum und Zeit annimmt. (Krit. d. prakt. Vern. Ausg. von Kehrbach S. 123.) Die eigene philosophische Bildung ward also fruchtbar in einer neuen Erkenntnis des früheren Philosophen. Fast alle waren einig in dem Ruhm seiner Größe.

Ebenso einig ist im Gegensatz zur alten Schule das junge philosophische Geschlecht in der Tendenz, der Richtung des Denkens. Sie wenden sich gegen jedes willkürliche Spekulieren, jede Demonstration mit leeren Begriffen. Die Thatsachen sind zuerst zu beachten. Zu unbestimmt bleibt der philosophische Schlachtruf, welchen wir in dieser Zeit von Jacobi, Wizenmann und Herder hören, und in den ein früherer Leiter der Jungen, Hamann, aus der Ferne einstimmt*): die Geschichte ist Philosophie, Philosophie ist Geschichte. Aber wir spüren doch in ihm die Anerkennung der Realität, das Streben, die empirische Forschung in großem Sinn durch philosophische Gesichtspunkte zu leiten.

Mit der Anerkennung des Rechtes der Wirklichkeit zugleich aber vertreten die Männer ihren frommen Gottesglauben. Wie hängt die Wirklichkeit mit Gott zusammen, wie verhält sich Gott zur Welt? Das ist die Hauptfrage, das ist der Kernpunkt ihrer Philosophie. Den treuen Söhnen des Volkes der Reformation ist der Kampf um die Grundfragen der Wissenschaft ein Kampf um Gott. Aber sogleich arbeitet sich aus diesem das philosophische Centralproblem heraus: worauf gründen wir bei unsern

*) S. z. B. Hamann an Hartknoch, 23. Okt. 1781. Hamanns Werke, ed. Roth. Bd. VI, S. 223.

menschlichen Mitteln in diesem Gebiet die Gewißheit der Erkenntnis? und wenn wir tiefer blicken, erkennen wir in dem Gott der einzelnen gar deutlich die Züge, in der Art des Glaubens gar deutlich das Bedürfnis des Philosophen. Hier möchte die bedrohliche Frage uns nahen, wie entsteht, was bedeutet der Gottesglaube in der Philosophie? was ist er dem Menschen, der in der Welt seine Stellung sucht? In unserm Falle handelt es sich jedenfalls nicht um Bücher, um wissenschaftliche Arbeiten, wie etwa auch ein anderer sie gleicher Weise hätte schreiben können; es handelt sich um die vertrauteste Aussprache bestimmter Individualitäten, die mit den Gedanken um ihr geistiges Leben kämpfen, die sich — nicht eine Abstraktion — in ihrer besten Natur verteidigen, um Persönlichkeiten, die ihr Wesen durchsetzen wollen in der Welt.

Darum aber ist diese Angelegenheit der Wissenschaft zugleich ein sittliches Anliegen der deutschen Bildung. Das Innerste der denkenden Charaktere tritt hervor, und die Freiheit und Größe oder die Enge und Schwäche ihrer Gedanken erweist sich in dem Vermögen oder Unvermögen, den Mitkämpfern gerecht zu werden. So erscheint uns dieser Streit der Meinungen von tiefem historischen Ernst. Denn von der endgültigen Klärung dieser Gedanken dürfen wir, da in ihnen die Persönlichkeit ihren Ausdruck findet, eine sittliche Reinigung der Kultur erwarten: der klare Gedanke kann sich allein herausstellen in einem klaren sittlichen Charakter. Drum keine Ruhe, bis wir die wissenschaftlich-religiöse Frage gelöst: durch welche Gedanken und Methoden sichern wir dem freien Charakter die wissenschaftliche Ergründung und Beherrschung der Welt? wie stellt sich zu dieser sittlichen Aufgabe der Gottesglaube?

Die äußeren Beziehungen, welche fast all diese Schriften verbinden, haben sich uns nun belebt zu einem Gedankenaustausch fühlender, in ihrem Innersten bewegter Menschen. Aus dem philosophischen Glauben Herders aber, den wir entwickelt, sind die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", wie Goethe richtig sah, erwachsen, von ihm sind sie beseelt. Erst hier sind wir gerüstet, mit dem rechten Ernst an ihre Betrachtung zu gehen. Leibnizische Philosophie erweitert durch einen ihrer tiefsten Schüler in ihnen ihre Herrschaft. Ihr Schöpfer bringt durch sie seine ganze Persönlichkeit zum Ausdruck, der erste Dichter Deutschlands erklärt sich für ihn, der erste Philosoph Deutschlands bekämpft ihn. Das ist, nach Seiten der Vergangenheit und in Beziehung zu den Zeitgenossen betrachtet, die Stellung des Werks in der Geschichte der deutschen Kultur. Die Grundlagen des Werks aber weisen uns überall auf die philosophischen Hauptprobleme, deren Lösung hängt zusammen mit der Art, der seelischen Durchbildung der Persönlichkeit. Auch die „Ideen" sollen uns kein Buch sein, sondern eine lebende und erlebende Seele, die in der sittlichen Bildung Deutschlands ihre Stelle sucht.

Darum aber ist uns hier zunächst nichts wesentlicher, als über den philosophischen Standpunkt des Werkes volle Klarheit zu gewinnen. Die

Entstehung, die Entwicklung der Herderschen Gedanken werden wir in einer späteren Arbeit untersuchen dürfen. An dieser Stelle beschäftigt uns, die Bestandteile und den Zusammenhang der Philosophie des reifen Herder, mit einem Wort den Standpunkt an und für sich gründlich zu charakterisieren. Wir werden dann auch die innere Beziehung zu den führenden Geistesschöpfern jener Jahre, zu Goethe und Kant, durchschauen; wir hoffen aber auch, in einer solchen Arbeit den eigentlichen Leitfaden für die Geschichte des Herderschen Werdens zu finden.

---

2. Der erste Teil der „Ideen" (1784). Kants Rezension.

Eine neue Ausgabe der kleinen Schrift aus dem Jahre 1774 „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" gehörte seit längerer Zeit zu Herders Plänen. Er versprach sie dem Verleger, der ihn verschiedentlich darum bat. Er beabsichtigte von je, in ihr einige seiner wichtigsten Gedanken niederzulegen, wie er dem jungen Studenten der Theologie, Georg Müller, bereits im Oktober 1780 mitteilte. Zwei Bändchen werde das Werk umfassen, aber kein Mensch sollte damals erfahren, was der Inhalt des zweiten sein würde.

Zwei Jahre später, im Oktober 1782, begann er den Plan der Philosophie der Geschichte aufzuzeichnen. Er wurde so groß und weitumfassend, daß er in dem Winter ihn nicht mehr zu stande bringen konnte. Er versprach dem Verleger ein Büchelchen von 16 bis 18 Bogen.

Unter seinen Händen aber wuchs die Arbeit immer mehr, als er im Winter 1783 wieder zu ihr zurückkehrte. Eine Welt von Ideen trug er für sie im Kopf, wenn auch erst nur im Schattentraume. Er erwartete den ruhigen Winter, um das Zusammengetragene in Zellen zu ordnen. Mit ganzer Seele war er bei der Sache. „Wie gern möchte ich," schreibt er an Eichhorn, „statt mancher Predigt über Sachen dieser Art öffentlich reden! Dadurch erwecken, sondern und erhellen sich Ideen, die in der toten Stille der Einsamkeit verworren, matt und unkräftig bleiben." Er schob die Fortsetzung des Geists der Ebräischen Poesie zurück, um ganz seiner Geschichtsphilosophie zu leben, die erst in Schattengestalten sich zur Form sammelte. Unter mancherlei Störung und Bedrückung beendete er noch im Winter den ersten Teil und begann den zweiten, und im Frühling des Jahres 1784 erschien der erste Teil im Druck. Im Anfang des Mai wurden die ersten Exemplare an Gleim und an Hamann geschickt.

Unter mancherlei Störung und Bedrückung! Viele Klagen Herders und seiner Frau betrüben uns in dieser Zeit. Manchmal schien es dem geplagten, viel beschäftigten Mann beinah eine Ewigkeit, daß er nicht mehr menschlich empfunden und gelebt. Über den bösen Sommer 1783

klagt Karoline: hypochondrisch, elend und krank haben beide ihn zugebracht. Im September wurde die kaum begonnene Arbeit durch die heftigsten Rückenschmerzen unterbrochen. Die drückenden Amtsgeschäfte, die Kirchenrechnungen kamen hinzu. Aber doch! wie Herder hier die Gesamtheit seiner Forschungen und Ahnungen zusammenfaßte, wie der reife Mann sich würdigte, einen Entwurf endlich auszuführen, den er bereits in frühester Jugend als Beruf in seiner Seele gefühlt, wie dieser Abschluß all seiner Arbeiten nun dem frommen Denker zu einem Hymnus geriet auf den großen allbelebenden Gott und mit dem Wissen den Glauben untrennbar, ununterscheidbar verband, die Hoffnung stufenweis immer hinaufstrebender Entwicklung, sollte sich da nicht in seinem Herzen eine neue, eine eigene Freudigkeit geregt haben, die dankbare Wonne der Erfüllung? „Es heitert seinen Geist auf," berichtet Karoline an Gleim. „Das Buch," schreibt Herder Eichhorn, „hat mir viel Augenblicke des strengen, kalten Winters versüßt, und ich sehne mich nach der Fortsetzung desselben auf den Winter." Und inniger, aufschlußreicher für seine eigene Stimmung an Gleim: „Wenn es auf Sie und einige Gute den Eindruck macht, den unter tausend Zerstreuungen und Kümmernissen die Ausarbeitung hie und da auf mich machte, so werden sie von der Hoheit und Güte der großen Mutter Natur neu durchdrungen, sie und ihr Lieblingsgeschöpf, den Menschen, in Jamben besingen, die jene der Kriegsmuse bei Zorndorf, wenn's möglich ist, noch übersteigen."

Nun knüpfte sich ja aber vollends während, ja in der Arbeit das Band zwischen Goethe und Herder aufs neue. Sie verstanden sich, wie sie sich vielleicht nie verstanden, in gemeinschaftlichen Studien. Und durch Vermittlung Goethes wurde den eben geschriebenen Abschnitten des Werks die wünschbarste Wirkung zuteil, die unmittelbare Wirkung auf die feinsten und tiefstgebildeten Geister Weimars, die sich an traulichen Abenden zusammenfanden: Goethe, Herders, Frau von Stein, Frau von Schardt. Als die fünfjährige Prinzeß Luise gestorben, bat Goethe um die Druckbogen der „Ideen", die bekümmerte Mutter zu trösten. „Es wird sie erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinausheben." So wirkte das Buch, in dem Herders Seele pulsierte, von Seele zu Seele. Die Predigt der Humanität begründete den edelsten Bund der Humanität. In gemeinsamem Leiden unter den Weimarer Verhältnissen, in gemeinsamer Arbeit fanden sich die beiden alten Freunde wieder, und nächst dem Schatz in ihrem Hause pries Frau Karoline dies als ihr bestes Glück. Herder bekennt es dem getreuen Hamann, „daß, wenn meine Frau, die eigentlich autor autoris meiner Schriften ist, und Goethe, der durch einen Zufall das erste Buch zu sehen bekam, mich nicht unabläßig ermuntert und getrieben hätten, Alles im ᾅδης der Ungebornen geblieben wäre". Damals konnte man von den neu vereinten Freunden wohl sagen, wie Karoline später einmal dem Manne schrieb: „Ihr beide geht, wie zwei Genien der

Menschheit, zu einem Ziel." Das vollkommenste Werk der Reife Herders ward der Ausdruck der Freundschaft Herders und Goethes.

Aber seltsam verwickelt ist das Leben. Die amtliche Thätigkeit des Mannes, sein Wirken im Hause, kurz die Außenseite seines Daseins wird nicht von dem ferner Stehenden allein, oft auch von ihm selbst als dessen eigentlicher Inhalt erfaßt. Da erscheinen denn die Entwicklungen seines innersten Wesens in den Schriften als ein glückliches Nebenwerk; nicht als der Inhalt, sondern als Ausfüllung der Muße; da wird der Freund, in dessen Verkehr die tiefste Seele sich ausspricht und frei entfaltet, das wahre Leben des Menschen sich krönt, ja bei dem es seine ersehnte Heimat zu finden scheint, zu dem zufälligen Genossen spärlich erübrigter Stunden, und die kleine breite Beigabe des Daseins überschwemmt den ewigen Inhalt so sehr, daß Stimmung und Urteil in der Wertschätzung des Ganzen irre gehen. So kann auch Herder in dieser seiner großen Zeit (an Hamann) klagen, keine Schrift sei unter so viel Kümmernissen von innen und Turbationen von außen geschrieben, und wir wundern uns nicht. Aber in unserer Besinnung — welches Glück erschiene uns größer, als dies: ein Werk vollenden dürfen, in dem die Persönlichkeit des Schriftstellers den langsam und stetig gereiften, den langersehnten Abschluß findet, und — außer der Zufriedenheit im Hause — eben in diesen Jahren einem Freunde die Hand zu reichen, der jede Wendung mit schöpferischem Verständnis aus sich nacherzeugt? An diesem höchsten Glücke des Mannes wollen wir teilnehmen, indem wir die bildenden Grundzüge des Lebens, die in der flüchtigen Vielfältigkeit des Tages oft nur Schmuck und Zierat scheinen, als Leben bildend zu erfassen suchen, die Seele Herders in den Gedanken spüren, durch die Gedanken sie bewußte Stellung nehmen lassen zu Freunden und Zeitgenossen.*)

*) Hauptsächliche Belegstellen: Für die Abfassungszeit: An Hartknoch 18. Apr. 1781, Hartknoch an H. 25. Apr. 1781, 13. Juli 1782, 24. Aug. 1782. Karoline an Hartknoch 13. Febr. 1783. Karoline an Gleim 31. Okt. 1782, 12. Apr. 1784. H. an Gleim Anfang Mai 1784. Herder an Eichhorn Anf. Okt. 1783, 8. Nov. 1783. Von und an Herder. Herausg. v. H. Düntzer und F. G. Herder. 3 Bde. Leipzig 1861 und 1862. (Von mir künftig citiert: V. u. a. H.) Bd. II, S. 89, 90, 93, 95. Bd. I, S. 84, 99, 107. Bd. II, S. 284 ff. An Fr. H. Jacobi 6. Sept. 1783. Aus Herders Nachlaß. Herausg. von H. Düntzer und F. G. Herder. 3 Bde. Frankfurt am Main 1856, 1857. (Künftig citiert: A. H. N.) S. 250. An Hamann 4. Nov. 1782, 10. Mai 1784. Herders Briefe an Joh. Georg Hamann. Herausg. von Otto Hoffmann. Berlin 1889. S. 187, 192, 193. Karoline an Georg Müller 14. Sept. 1783. Gelzers Protestantische Monatsblätter. Bd. XIV, S. 103. Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller. (1780—82). Herausg. von Jak. Bächtold. Berlin 1881. S. 30. Für seine Stimmung: An Gleim 12. Apr. 1784, 26. Apr. 1784. Kar. an Gleim 31. Okt. 1782. An Eichhorn 23. Juni 1784. V. u. a. H. Bd. I, S. 99, 101, 84. Bd II, S 291. Kar. an G. Müller 14. Sept. 1783. Gelzer XIV, S. 103. Über das Verhältnis zu Goethe: Kar. an G. Müller 14. Sept. 1783, 12. Dez. 1784. Gelzer XIV, S. 104, 106, 107. Goethe an Herder 29. Aug. 1783, 25. März 1784. A. H. N. I, S. 74, 75. An Hamann 10. Mai 1784. (Hoffmann S. 192, 193. Hamanns Schriften ed. Roth. Bd. VII, S. 137.) Goethe an Frau v. Stein 4. Dez. 1783, 12. März 1784. Goethes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826. Herausg. von A. Schöll. 3 Bde. 1848, 1851. Bd. II, S. 111. III, S. 28. Goethe an Knebel 8. Dez. 1783. Goethes und Knebels Briefwechsel. I. Teil. Leipzig, 1851. S. 49. Kar. an Herder 12. Sept. 1788. Herders Reise nach Italien.

Der erste Teil giebt in weitem Umblick die naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Grundlagen einer Philosophie der Geschichte. Stellung und Bewegung der Erde im Weltall, im System der Sterne und die Revolutionen ihrer Entwicklung bis zum jetzigen Zustande schildert das erste Buch. Das zweite entdeckt in allen Organisationen dieser Erde, ja selbst noch in den unorganischen Dingen die Bildung nach einem Hauptplasma. Im dritten verfolgen wir das Aufsteigen der inneren physiologischen Organisation, beginnend mit den Pflanzen und endend mit dem Menschen, dem feinsten Inbegriff aller Wesen, dem Regenten und zweiten Schöpfer der Erde. Das vierte leitet aus der physiologischen Eigenart des Menschen, deren bestimmendes Merkmal die aufrechte Stellung ist, seine geistigen Eigenschaften ab. Das fünfte behauptet in Beziehung zu den organischen ein System geistiger Kräfte, welche aufwärts steigen gleich jenen, und welche, da sie auf Erden im Menschen, dem großen Zusammenfluß niederer organischer Kräfte, ihre letzte Schöpfung hervorgebracht haben, diesen als ein Mittelgeschöpf und Verbindungsglied zweier Welten ausweisen.

So legt uns dieser erste Teil das ganze Gefüge des Weltalls und der Erde mit ihren Reichen vor Augen und schafft in der Annahme geistiger Kräfte eine zweite unsichtbare, umfassendere Welt, welche all dies Sein und Leben trägt und hervorbringt.

Unermeßliche Gesetze beherrschen die Weltkörper im All. Das ganze Himmelssystem ist ein Streben gleich- oder ungleichartiger, aber mit großer Stärke getriebener Kugeln gegen einander, und nur die eine große Idee der Allmacht ist es, die dies Getriebe gegen einander wog und ihnen in ihrem Kampfe beisteht. Durch die unendliche Mannigfaltigkeit der wirkenden Gesetze entsteht so eine einheitliche Natur: viel mit Einem zu thun, die größeste Mannigfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, abgemessene Mannigfaltigkeit ist das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Wie dieses in dem Sternensystem die unübersehliche Menge der bewegten Körper zur Einheit zusammenknüpft, so schafft es auch auf der Erde eine einheitliche Organisation der verschiedenen Reiche der Natur. Immer feiner mischen sich die Elemente der Erde, um zur Organisation der Pflanzen, mithin auch der Tiere und Menschen fähig zu werden. Wir bemerken dieselbe Grundform der Organisation bei den Pflanzen, bei den Tieren, bei den Menschen. Aber die Organisation steigt aufwärts. Die Tiere setzen das Pflanzenreich, der Mensch setzt beide als Vorbedingung seiner Existenz voraus. Die Reiche entfalten sich, jedes in sich, nach dem Einfluß von Boden und Klima zu unendlicher Fülle der Gestaltung. Der Kampf ums Dasein beherrscht die Natur. Sie stiftete ihn, um im kleinsten

Herausg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen, 1859. S. 74, 75. H. an Hamann 10. Mai 1784. S. 192, 193. Hamanns Schriften. Bd. VII, S. 136. Zu dem ganzen Abschnitt s. „Herder nach seinem Leben und seinen Werken, dargestellt von R. Haym". (Künftig einfach citiert: Haym.) Bd. II. Berlin 1885. S. 193 ff.

Raum die größte Fülle der Lebenden zu schaffen, und sie begründete durch ihn überall ein Gleichgewicht zwischen Mensch und Tier im Ganzen der Erde und in einzelnen Weltteilen und Ländern. Die Gattungen der Tiere aber verändern sich durch die Fähigkeit der Anpassung an das sich wandelnde Klima. Die Klassen der Geschöpfe erweitern sich je ferner dem Menschen. Je näher ihm, desto weniger werden die Gattungen der sogenannten vollkommeneren Tiere. Der Mensch scheint die ausgearbeitete Form, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln. Bei ihm endet die aufsteigende Reihe der Organisationen: er scheint in seinen vielnamigen Bestandteilen ein Kompendium der Welt. So wird uns die organische, ja selbst die unorganische Natur zu einer Stufenleiter der Wesen, — auf jeder Sprosse eine andere Erscheinung der Einheit in der Mannigfaltigkeit, die letzte, höchste, weitumfassendste im Menschen.

Der Gedanke an den Menschen beherrscht jedoch überhaupt die gesamte innere Entwicklung des Werks. Kaum ist der Forscher an die Besprechung des Pflanzenreichs herangetreten, so nimmt sogleich die Analogie mit dem Menschenleben seinen Blick gefangen, und er führt diese Analogie sinnig, tief und poesievoll durch. Über die Analogie hinaus berührt er die wesentlichen Lebensbeziehungen der Pflanze zum Menschen: sie reinigt ihm die Luft, die er atmet, sie bestimmt als Nahrung wesentlich seine geistigen Eigenschaften. Ebenso wesentlich sind die Beziehungen des Menschen zu den Tieren. Indem er sich die Herrschaft über sie erwerben mußte, lernte er von ihnen in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe. Je klügere Tiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte, desto mehr gewann auch seine Bildung, und die Geschichte seiner Kultur wird sonach einem großen Teil nach zoologisch und geographisch. Es ist die Überzeugung von der Würde des Menschen, die den Herderschen Naturalismus vor Übertreibungen bewahrt. So energisch er sich versenkt in die Abhängigkeit des Menschen von den Gesetzen der Allnatur, der sittliche Beruf des Geschlechts steht immer für ihn fest. Er bestialisiert nicht den Menschen, wie man es wohl zuweilen bei Naturforschern erlebt, sondern er humanisiert die Tiere, die Pflanzen, die Welt. Es ist der tiefste Ausdruck dieses Humanisierens, daß Herder auch seinen Unsterblichkeitsglauben durch die Weltgesetze verbürgen läßt. Er spielt in das erste Kapitel hinein, blickt überall durch und endet den Teil. „Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so wichtige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält: — — — — der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin," so verkündet das Anfangskapitel des Bandes. Und das Schlußkapitel: „Sie selbst (die Erde) wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest." Des Menschen, der Menschheit ewiges Schicksal ist der Anfangs-, der Leit-, der Schlußgedanke des ersten Teils. Er

durchleuchtet alle übrigen Gedankenreihen. Es eröffnet sich die Ahnung einer unendlich fortgesetzten Stufenleiter der Wesen jenseits dieses Lebens, auf der der Mensch, hier das Mittelgeschöpf des mittleren Planeten, zu Gott emporsteigt. Denn dieser unendlichen Stufenleiter der Welt entspricht ein Reich unsichtbarer innewohnender Kräfte in demselben genauen Zusammenhang und dichten Übergange: wir müssen eine aufsteigende Reihe von Kräften im unsichtbaren Reich der Schöpfung annehmen, da wir diese in ihrem sichtbaren Reich in organisierten Formen vor uns wirken sehen. In diesen lebendig wirkenden Kräften ist Gott als Schöpfer gegenwärtig, seine Gotteskraft offenbart sich in ihnen einwohnend. Sie lebt ewig thätig in dem lebendigen Zusammenhang. Ja, Gott ist der große Zusammenhang aller Dinge, das Wesen der Wesen. Organische Kräfte sind der Finger der Gottheit. Hierdurch bekommt nun der wissenschaftliche Leitgedanke eine religiöse Begründung. Die Stufenleiter der Welt aber wird nachgebildet in einer Stufenleiter der wissenschaftlichen Erklärung. Denn jedes Reich erklärt jetzt das nächst tiefere. Die Organisation der Pflanzenwelt öffnet den Blick für die gesetzlichen Bildungen der unorganischen Dinge, die Lebensfunktionen der Tiere lassen das Leben der Pflanzen verstehen, an der unendlichen Komplikation des menschlichen Organismus findet unser Verständnis für die mannigfaltigen Erscheinungen der Tierwelt Nahrung, Richtung, ja erst einen Ausgangspunkt. Den Menschen aber erklärt die Welt geistiger Kräfte, und in diesen lebt Gott. Gott also in allem! Er faßt die unübersehliche, die unendliche Mannigfaltigkeit zur Einheit zusammen. „So wird uns Erde, Luft, Wasser, selbst die tiefste Tiefe der belebten Schöpfung ein Vorratshaus seiner Gedanken, seiner Erfindungen und zu einem Hauptbilde der Kunst und Weisheit.“ Er ist das Dauernde in allem Wechsel, er ist in der allgemeinen Vergänglichkeit die Ewigkeit. Weil er in allem lebt, so erklärt jeder Teil der Welt den andern. Aber wie wirkt, wie offenbart sich der geistige Gott, die geistige Kraft in den Dingen? Durch Organe, organisch. So nehmen wir selbst am Kleinsten und Rohesten der Erde ein sehr bestimmtes Dasein, eine Gestaltung und Bildung nach ewigen Gesetzen wahr. Die Organisationen, die höhern Bildungen aber entstehen, indem die Kräfte, in einem Medium wirkend, die Natur zu Gott hinaufführen. Wir bedürfen zu unserm Aufbau der Gottwelt eines körperlich-geistigen Mediums, um die Natur Gotte zu nähern. Dieses Sensorium des Allerschaffenden ist, was wir mit unvollkommenen Namen Licht, Äther, Lebenswärme nennen, dadurch er alles belebt, alles erwärmt. Nach den verschiedenen Lebenszwecken differenzieren sich die organischen Kräfte der Geschöpfe. Zunächst liegen sie der Vegetation nahe, dann beginnen die lebendigen Muskelreize, und je mehr diese ins Gebiet der Nerven treten, so mehr werden sie zu Zwecken der Empfindung verarbeitet. Bei allen Geschöpfen aber ist der Zirkel der Kräfte vollkommen; d. h. auf Einen Zweck gerichtet, sind alle modifiziert. Jedes ist in allen seinen Teilen ein lebendig zu-

sammenwirkendes Ganzes. Bei den unteren Tieren finden wir nur die Triebe der Nahrung und Fortpflanzung. Aber bei der stärkeren Lebenswärme, in der größeren Wärme des Bluts, diesem Strom der allgemeinen Weltseele, zündete sich die Fackel an, mit der Gott auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmte. Durch die belebende Wärme erzeugt sich das Geschöpf aus dem toten Pflanzenleben (!) lebendigen Reiz, aus diesem das Medium der Empfindung. Das Resultat der Reize wird Trieb, das Resultat der Empfindungen Gedanke. Eine wirkende kleine Weltseele ist in ihren Trieben und Kunstwerken z. B. die Raupe, noch ganz Elastizität und Reiz. Mit der zunehmenden Lebenswärme nimmt die Übermacht der Triebe ab. Die Tierseele ist in allen Fällen Summe und Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte. Immer ist's das eine organische Prinzipium der Natur — jetzt bildend, jetzt treibend, jetzt empfindend, jetzt künstlich bauend. Je mehr geteilt es ist in verschiedene Werkzeuge und Glieder, desto schwächer ist der Trieb, der hinreißende Instinkt, aber um so freier, vielfacher, ausgebreiteter der Gebrauch seiner Kräfte, um so feiner die Zusammenstimmung, der Selbstgenuß. Die physiologische Organisation des Menschen ist bestimmt durch den aufrechten Gang. Gesicht und Gehör werden dadurch die herrschenden Sinne — unser feinster Sinn buchstabiert in tausend Gestalten und Farben unablässig das Licht, die Sprache Gottes. Die Hände werden mit feinem Gefühl frei zu künstlicher Arbeit. Alle Sinne liefern ihren Beitrag zum einheitlichen geistigen Aufbau des Menschen. Durch die Sprache aber wird die schlummernde Vernunft lebendige Kraft und Wirkung, das Gefühl aller Sinne vereinigt zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und anderer Glieder nur gehorcht. Den Atem der Gottheit empfing der Mensch mit der Organisation zur Rede, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, indem er durch seine Benennung die Dinge, die Gott durch sein Wort ins Leben rief, sich neuschaffend unterwirft. Wie die Sinne, so sind auch die Triebe nicht unterdrückt, aber sie sind unter die Herrschaft der feineren Sinne geordnet und entwickeln sich zur Vernunft, zur Humanität, zur menschlichen Lebensweise, die nicht angeboren, sondern durch manches Irren erlernt ist. Einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck seiner eigensten Kräfte legte das schaffende Wesen in unsre schwache Organisation. Dies ist die letzte Hinaufläuterung des himmlischen Licht- und Feuerstroms, der alles Lebendige durchfließt. Denn etwas viel Feineres und doch der elektrischen Materie Ähnliches ist das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Vermittelst jenes Stroms wirkte die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig und strahlte in sich selbst zurück mit einem Bewußtsein, das ihr Innerstes regt. Hierin besitzt das Menschengeschlecht, dieser große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten, Fähigkeiten mit Gott gemein: ein neues Schaffen der Welt und Wirken in der Welt durch seine einheitlich gesammelten Kräfte.

Diese Ähnlichkeit mit ihm selbst war die letzte Summe all der Erdenschöpfung Gottes. Bis zu diesem höchsten Punkte führte er die Stufenreihe der Organisationen, und deswegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig. Aber ein Ende kann bei diesem Geschöpf nicht sein. Ist die Maschine zerstört, so tritt der Geist in sein Medium, das Medium Gottes, das Licht über, „und dies zieht ihn — oder vielmehr du ziehst und leitest uns, allverbreitete, bildende Gotteskraft, du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, du leitest und bildest uns zu unsrer neuen Bestimmung sanft hinüber." So ist denn kein Tod in der Schöpfung, nur Übergang zu immer höherem Leben.

Mit einem Wort: der Gott im Menschen belebt die ganze Herdersche Gedankenwelt. Sie flutet und strömt in einem Meer des Lichts. Aus diesem erhebt sich unser Sternensystem, erheben sich auf der Erde alle Bildungen. In einer Stufenleiter steigen sie auf, die in Anfang und Ende in die Ewigkeit hinüber schwimmt — an jedem Punkte Gott, der ganze Gott wirkend durch ewige Gesetze und Gott das Ganze zusammenhaltend. Dies ist also nur eine Durchführung der Gespräche über Gott, mit welchen wir unsere Betrachtung begannen. Und wie erwärmt der stete Hinblick auf Gott die Forschung in allen Teilen! Wie zwingt und leitet er, überall weiter zu suchen nach neuen und immer neuen Erscheinungen, in denen die wirkenden Gesetze den Finger Gottes offenbaren, durch welche die Stufenleiter in ihrem ununterbrochenen Zusammenhange reicher wird. So geht uns in großartigem Anblick das Zusammenwirken der unzähligen Gesetze in Stellung, Bewegung, Belebung der Erde auf, und bei dieser Belebung wandeln wir Schritt für Schritt vom Pflanzenleben zum Reiz, von den Reizen zum Trieb und den Empfindungen, von ihnen zu Gedanken und Vernunft. Die naturwissenschaftlichen, insonderheit die physiologischen Grundlagen sind überall mit Sorgfalt bemerkt: der entschiedene Empirismus und Sensualismus unseres Forschers wird geleitet durch den Gottesglauben, der Gott in der Allwelt zu finden lehrt, bei jeder neuen Erkenntnis der Natur eine neue Offenbarung Gottes entdeckt. Wie weit er in dieser Hinsicht seinen Gesichtskreis faßte, das kann uns recht eine Aufzählung der Wissenschaften lehren, die er als Grundlage seiner Geschichtsbetrachtung anführt oder verlangt. Die Astronomie erweist die Stelle der Erde im Weltall, die Geogonie ihre Entstehung. Eine allgemeine geographische Aerologie soll die Gesetze und Einflüsse der Witterung auf der Erde verfolgen. Die Entstehung der Gebirge wird wissenschaftlicher Beobachtung empfohlen. Die physische Geographie soll dem Natur- und Geschichtsforscher die Bedeutung der Bodenverhältnisse für den Menschen feststellen. Die allgemeine botanische Geographie hat den Zusammenhang des Pflanzenreichs mit der Menschengeschichte zu ergründen. Die vergleichende Anatomie muß ebenso im weitesten Sinne der Entwicklung des Tierreichs (Bau- und Lebensweise) und seiner Beziehung zur Menschengeschichte nachgehen. Hieran reihen sich allgemeine

Zoologie und Physiologie mit der Lehre von den organischen Kräften. Die physiologische Psychologie, die Ethik, die Religionslehre schließen den Kreis. So wird die gesamte Natur in Hinsicht auf den Menschen als der Ausdruck des Einen Gottes erschlossen, die bekannte endliche Welt schwebend über dem Abgrund der unendlichen unbekannten: das Geäder der Allwelt tritt hervor in dem erleuchtenden Glanz einer überirdischen, mit ihrem Lichte alles durchflutenden Sonne.

Diese Welt ist also in Wahrheit Gottes voll. Herders frommes Herz fand sein Genügen in dieser Kettung der Gedankenreihen, bei der der Schöpfer überall das verbindende, das einigende Glied bildete. Für ihn war dies eine vollkommene Einheit. Aber auch für uns? auch für die eigensten Zwecke seines Gedankenganges? Die Astronomie lenkt den Blick sogleich auf die Unsterblichkeit. Nach der Stellung der Erde wirken auch unsere Seelenkräfte. Der Bau des Weltgebäudes sichert den Kern meines Daseins auf Ewigkeiten hin. Aber welcher Art sind eigentlich die Gesetze, die das Sternensystem beherrschen, und wie erkennt sie der menschliche Geist? Davon hören wir nichts. Für Herder genügt der Glaube an eine Einheit zwischen den Naturgesetzen und dem menschlichen Geistesleben. Ist dann nicht ein wesentlicher Unterschied zwischen der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft, der Astronomie, und der Beschreibung des organischen Naturlebens? Herder verfolgt auch hier nur in der Stufenfolge der Wesen die mannigfache Offenbarung der einheitlich göttlichen Kraft, welche dann wieder in die Hoffnung der Unsterblichkeit ausläuft. Die Ähnlichkeit zwischen den Gebieten ist ihm wichtiger als die Verschiedenheit, die durch genaue Analyse jedes Teils zu gewinnen wäre, und weder sind die in jedem Abschnitt der organischen Naturwissenschaft wirkenden Gesetze bestimmt, noch ist der Übergang von dem mechanischen Teil zu diesem dargelegt. Aus der Physiologie treten wir in die Psychologie hinüber. Aber auch hier verschwimmt die Grenze durch den spiritualistischen und doch auch materialistischen Gedanken von der Lebenswärme, die der Atem Gottes ist, welche erst den physiologischen Entwicklungen und durch sie ebenso den psychologischen zum Grunde dient. So kommt auch die Psychologie nicht zu einer Bestimmung ihrer Gesetze und ihrer Grenzen. Auch bei ihr überwiegt der eigentliche Leitgedanke des Hinaufstrebens zu Gott das Interesse an der Untersuchung der Psychologie in ihrem eigenen Gebiete; und eben darum kann das wirkliche Verhältnis zur Physiologie nicht scharf erkannt werden. Der materialistische Teil des Grundgedankens kettet die Seele gewissermaßen zu sehr an die Natur, der religiös-spiritualistische Teil reißt sie zu sehr aus dem Zusammenhang der Natur heraus. So fehlt aber auch der Ethik ihr notwendiges psychologisches Fundament, und die Beziehung ihrer Grundbegriffe zu den psychologischen Gesetzen wird ebensowenig klar wie ihre Rolle in der geschichtlichen Entwicklung. Denn auch sie erscheinen einfach als letzte Glieder der Stufenleiter organischer Natur, ohne in ihrem Eigenwerte,

nach ihrem eigenen Inhalt genau bestimmt zu werden. Wie verschwommen sind gerade diejenigen Begriffe, welche bei Herder die Geschichtswissenschaft speziell begründen mußten: Humanität und Freiheit! Was ist Humanität? Des Menschen edle Bildung zu Vernunft und Freiheit (IV, 6). Heißt das die fertige Bildung oder die Aufgabe zur Bildung? Es werden des weiteren aus seiner Körperlichkeit allerhand Eigenschaften abgeleitet und ohne rechte Ordnung aufgezählt: Friedlichkeit, humane Liebe, Teilnehmung u. s. f. Was aber ist Freiheit? Man könnte aus Herders Sinne wohl etwa sagen: das Vermögen zu wählen geleitet durch die Vernunft. Vernunft ist eine gelernte Richtung der Ideen und Kräfte nach Organisation und Lebensweise, die Verknüpfung von Gedanken und Empfindungen zu Urteilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist. Nun ist Freiheit bei den meisten das Verhältnis der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Bei einigen aber trug sie schöne Früchte: Ehe, Gesetze u. s. f. Man sieht, daß hier die Dinge, welche wir erklärt haben wollen wie gut und böse, Gesetze, ja Freiheit selbst, als keiner weiteren Erklärung bedürftig vorausgesetzt sind; man erkennt den Mangel von Einsicht über die Beziehung der Begriffe Humanität, Vernunft, Freiheit, die Unsicherheit der Begriffe selbst. Sie sollen eben zugleich naturwissenschaftlich abgeleitet sein und einem ethischen Sinn entsprechen. Auch in ihnen wird dann die Einheit der Welt, des Menschen in diesem Fall, mit Gott erkannt. Sie sind Fähigkeiten, die der Mensch mit Gott gemein hat, durch die er ihn nachahmt, wie vorher die ganze Welt uns ein Vorratshaus seiner Gedanken wurde: so laufen wir in den reinen Mysticismus ein. Jedenfalls sind hier keine Begriffe entfaltet, welche als Maximen, als Grundgedanken der Geschichtsbetrachtung dienen könnten. Auch hier finden wir als einen bestimmenden Leitgedanken der Untersuchung die Rücksicht auf Gott. Die ganze Natur hat Herder durchflogen, um in ihr den Finger Gottes zu entdecken, die Stufenfolge der Wesen ging er durch, um für die menschliche Seele die Hoffnung der Unsterblichkeit und in ihr das Aufstreben zu Gott zu erschließen. Aber unsere Bedenken können hier am wenigsten Halt machen. So gewiß der innige Gottesglaube Herders thatsächlich das Motiv der Untersuchungen gewesen, so wenig entspricht die Einfügung in den theoretischen Gedankenbau seiner Würde. Was wir nach sorgfältiger Deutung wirklich kennen in der Natur, das sind Thatsachen und ihre Gesetze, d. h. konstante Verbindungen der Thatsachen. Die geistigen Kräfte aber, jenes Innere der Natur, welches den Erscheinungen und ihren Gesetzen zum Grunde liegen soll, sind eine ganz willkürliche, eine völlig leere Vermutung, hervorgegangen aus einer Bequemlichkeit des menschlichen Sprachgebrauchs. Vollends ein System geistiger Kräfte, das in innigem Zusammenhange zu Gott hinaufführt, ist reine Dichtung, Metaphysik, subjektive Vorannahme vor der Untersuchung. Nun sind es aber eben diese geistigen Kräfte, d. h. ja Gott, die bei Herder in allen

Gebieten der Natur und des Geistes das letzte Wort der Untersuchung bilden. Was ist also sein Gott? Ein Lückenbüßer der menschlichen Erkenntnis.*) Weder er noch die Unsterblichkeit haben für den unbefangenen und schlichten Forscher ihre Stelle in der Ergründung der Natur. So hat auch die Religion bei Herder nicht ihr eigenes Gebiet. Mit der Metaphysik der geistigen Kräfte fällt die Gotteslehre. Ebensowenig ist ihre Bedeutung im menschlichen Leben klar. Denn hierfür bestimmt Herder sie zunächst ganz offenherzig nur als Verstandesübung — (wir folgen der Kette der Ursachen bis zur letzten zurück), — wo wir also ihre Berechtigung durchaus leugnen — und dann als Übung des menschlichen Herzens, als reinste Richtung der Fähigkeiten und Kräfte, als Nachahmung des Höchsten und Schönsten, der Vollkommenheit, Güte und Schönheit der Naturregel im menschlichen Bilde — alles Dinge, bei denen wir die Notwendigkeit des Gottesglaubens schlechterdings nicht einsehen. So geht es der Gotteslehre wie den andern Wissenschaften. Sie alle sind in ihrem eigenen Gebiete nach Geltung und Grenzen nicht gehörig bestimmt, und darum tritt auch ihr Zusammenhang unter einander nicht deutlich hervor. Man hat ihnen die Welt angewiesen, und sie haben nun kein eigenes Haus, sie bilden keine Gemeinde.

Überall auf Thatsachen sich stützen statt auf eine leere Wortphilosophie und überall Gott entdecken — das waren wohl die innersten Motive der Herderschen Gedankenbildung; die Natur als die Gesamtheit aller in ihrer Eigenart zu beobachtenden individuellen Erscheinungen zur Einheit zu verschmelzen mit dem Geist als dem fromm gefühlten, alles beseelenden Prinzip. So entstand die Herdersche Gottnatur Geist und Stoff, spiritualistisch und materialistisch zugleich. Aber dieser Gott seines Herzens entsprang nur dem subjektiven Empfinden, ohne eine Frage über die Berechtigung seiner Annahme wurde er einfach vorausgesetzt: die geistige Seite in jener Einheit war also eigentlich nicht erforscht. Nun wollte aber das warme Gemüt diesen Gott immer wieder entdecken in den Teilen der Natur; darum wurde auch die Welt vorausgesetzt, damit Gott in und aus ihr gedeutet werden könne, und der subjektive Forscher setzt ihre Elemente an, um sie mit seinen religiösen Ideen verbinden zu können. Die erste Willkür öffnet also auch weiteren die Pforte. Jenseits aller Erkennbarkeit für den Menschen fallen die geistigen Kräfte, sie sind transscendent. Transscendent, d. h. ohne Beziehung zum Menschen gedacht sind auch die ethischen Grundgedanken. Die Eine Sonne des Wahren und Guten soll auf jedem Planeten sich verschieden brechen. Ein reiner Verstand, Eine Tugend werden jenseits aller menschlichen Natur als Arbeitsziel auf allen Planeten angenommen. Jene göttliche Einheit ergab

*) Ein besonders lehrreiches Beispiel I, 6. Die Entstehung der Gebirge in ihrer Verteilung über die Erde ist aus dem Kugelumschwung nicht zu erklären. Gott ließ sie also nach einem andern, noch unbekannten Gesetze entstehen, weil dadurch die Erde zu einer besseren Bildungsstätte für den Menschen wurde.

also als Vorannahme für die Natur das Innere der Natur, die geistigen Kräfte, für die Ethik die Eine Tugend — beides transscendente Begriffe, welche das Problem verschieben und die Elemente als gegeben voraussetzen, welche im Zusammenhang der wissenschaftlichen Untersuchung zu gewinnen wären. Ähnlich sind aber auch das Licht als Organ Gottes, die Vernunft, die Freiheit einfach vorausgesetzt, um überall Gottes Bild zu finden. Daher in jedem Abschnitt die Unsicherheit, die wir erkannt, vor allem die Unsicherheit der Grenzen, daher der Mangel eines inneren Zusammenhangs der Teile! Nun findet aber Herder nicht nur in der Einheitlichkeit des Mannigfaltigen den Finger Gottes, sondern es genügt ihm auch, auf sein Wirken in der Welt die Einheit zurückzuführen, und ohne Bedenken läßt er durch unmittelbares Eingreifen des Schöpfers die späteren, immer feineren Gestaltungen der Natur entstehen. Er deutet sie also als Werk des Schöpfers häufig in der bedenklichsten Weise teleologisch. Sie „sollte" zu ihm hinaufgebildet werden. Wozu den Menschen irgend nur, sagt er beispielsweise einmal, die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, „das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten".*) Er, der mit solcher Entschiedenheit ein Hauptplasma in allen Bildungen der Erde verfolgt, bleibt eben darum doch bei dem Nachweis einer Stufenfolge der Wesen stehen, ohne den Schritt zur Entwicklungslehre zu wagen. Die Stufenfolge aber, nur ein Ausdruck jenes metaphysischen Grundgedankens von dem in der Mannigfaltigkeit der Natur einheitlich wirkenden Gott, führt ihn mit derselben Sicherheit auch in das Jenseits hinüber; wir verlieren somit auch hier den Boden methodisch beschränkter Gewißheit. Dem frommen Schriftsteller schloß der überall sich offenbarende Gott das vielfältige Werk in tiefer Einheit zusammen. Für uns aber trennt Herders Gottesgedanke die Reiche der Natur durch brückenlose Kluften, er fügt das Übersinnliche ohne Unterschied an die sinnliche Welt, er reißt den Menschen und seine Ziele aus dem natürlichen Zusammenhang heraus, um ihn willkürlich in einen fremden zu stellen. Eben weil er — das wichtigste Beispiel — beim Menschen die Einheit des Geistigen und Physischen metaphysisch nachweisen will, entgeht ihm die Beziehung dieser Gebiete. Er faßt die Seele isoliert als eine wirkende Kraft, die auch auf den Körper wirkt. Er setzt sie eben voraus, anstatt sie zu bestimmen. Seele und Leib sind metaphysisch geschieden, weil nicht jedes in seiner Eigenart betrachtet. Also was für Herder die Welt eint, zerbröckelt sie für uns. Was ihm im besonderen die sittlichen Begriffe begründet, macht sie uns wankend. Gottes Geist sollte in der ganzen Welt entdeckt werden; das schadete der Erforschung der Welt und des Geistes und giebt dem Gottesglauben

*) Ein besonders hervorstechendes Beispiel für die Teleologie IV, 3. Dem Affen ist die Fähigkeit zum Sprechen durch eigene Seitensäcke an der Luftröhre abgeschnitten, damit die göttliche Rede nicht zu einem abscheulichen Gewebe menschenähnlicher Töne und Affengedanken erniedrigt werde.

keinen sicheren Grund. Die Natur soll zu Gott hinaufstreben; das schadet der Einsicht in die Natur und in den Geist und führt nicht zu Gott. So zieht der eine Mangel, die eine willkürliche Voraussetzung, die Herders Gemüt annahm, mit unerbittlicher Konsequenz die weiteren nach sich. Ist die Natur eine Offenbarung Gottes, so bildet dieser durch seine unendlich weisen und gütigen Gesetze sie zu sich hinauf. So folgt dem transscendenten Gott mit seinen geistigen Kräften die Teleologie. Diese findet bei der Durchführung ihren Ausdruck in der Stufenleiter der Wesen, bei deren Verfolg weitere Elemente subjektiv vorangenommen werden, und bei diesem Verfahren zeichnet sich kein Gebiet der Natur in seinem Wesen sicher mit seinen Grenzen ab. Das Werk aber zerfällt in lauter vereinzelte Teile. Wegen jener ihm ohne Zweifel feststehenden Voraussetzung sucht Herder nicht die Gesetze, welche jedes Gebiet der Thatsachen beherrschen, für sich und in ihrem Zusammenhang zu bestimmen, sondern die durchgehende Methode des Werks ist die Analogie, indem bei jedem Stück der Allnatur diejenigen Züge hervorgesucht werden, durch welche es mit dem vorausgesetzten Wesen Gottes zusammenstimmen soll. Für den Schriftsteller aber, der überall Gott in der Natur sieht, schließt diese Struktur seiner Gedanken eine schwere, eine gefährliche Selbsttäuschung ein. Er glaubt stets an der Hand der Natur und Erfahrung zu wandeln, während er thatsächlich in lauter metaphysischen Betrachtungen sich bewegt.

So dringt durch die theoretischen Grundgedanken in Wahrheit das Gemüt des Denkers in die Untersuchung hinein, und alles schillert nun in dem Doppellichte des Thatsächlichen und des Metaphysischen, des Gedanken- und des Gemütsinteresse. Die naturwissenschaftlichen Begriffe erhalten sogleich einen ethischen Sinn. Kaum hat das erste Kapitel den Zusammenhang der Welt durch unermeßliche Gesetze dargelegt, so wird aus diesem gesetzlichen Zusammenhang sogleich eine unabsehliche H a r m o n i e einer Welt Gottes mit dem ganzen ethisch-ästhetischen Nebensinn des Wortes. Die physische Vereinigung der Gestirne wird eine moralische und geistige der Wesen, die auf ihnen leben. Das Gesetz der Schwere knüpft unsern Fuß an die Natur, um uns Einheit und Stetigkeit zu geben. Jeder l i e b t seine Stelle auf der Erde u. s. f. Das Pflanzenleben, wie wir gesehen, wird sogleich mit dem Menschenleben parallelisiert. Die Tiere werden bei der Beschreibung mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet, wobei z. B. die geistvollen Augen des Elefanten erwähnt und dieser als ein König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit gepriesen wird. Überall spielt Herder seine feine, humane Empfindung in die Welt hinein. Wie sie ihn die Grenzen der Gebiete übersehen läßt, so beeinträchtigt sie zuweilen die Strenge seiner Schlüsse. Wahre Religion ist ihm z. B. eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, m i t h i n die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe. Gleich darauf meint er, daß mit der Religion Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war, ist a b e r m a l s

Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinahe unzertrennlich. Und doch würde man in beiden Fällen gerade eine Bestimmung der Begriffe und ihrer Beziehung wünschen, die hier als so selbstverständlich angeschlossen werden, weil sie Herder für sich als selbstverständlich empfindet. Wie in die Einzelheiten der Ausführung drängt Herders persönliches Erfahren und Empfinden auch in breiterer Masse in die Darstellung hinein. Von wundervollster Feinheit sind die psychischen Bilder, welche besonders im sechsten Kapitel des vierten Buches von der geistig-moralischen Entwicklung und dem Zusammenleben der Menschen entworfen werden. Herders feines Herz hat dies empfunden, und da es überall mitspricht, schiebt es auch ohne Bedenken diese Bilder ein. Ob sie aber auch die frühsten Zustände, ob sie das Leben der Menschheit im allgemeinen treffen? All dies Schillern der Ausdrücke, das Einschieben der psychischen Bilder, der human-religiöse Sinn bei den sensualistisch-naturalistischen Gedanken, kurz die ganze stilistische Eigenart erklärt sich aus der Struktur des Werkes, in dessen ersten, tiefsten Grundbegriffen das Gemüt ein Übereinstimmen der Welt mit seinen religiös-ethischen Ansprüchen postuliert, ohne doch dies Verlangen als eine subjektive Forderung einzusehn. Wurden ja doch die Gesetze selbst vollkommen, weise, gütig, schön genannt! Mit Herders persönlichem Empfinden und Erfahren ist diese ganze Gedankenwelt getränkt. Wir finden Herders Finger in ihr überall wie er den Finger Gottes in der Natur. Er schafft die Welt für sich durch lauter Analogieen mit seinem geistigen Leben.

Sein innerstes geistiges Leben war mehr beherrscht durch den Gedanken des Ewigen als durch die von Nebenideen freie Versenkung in einen einzelnen Gegenstand der Forschung. So konzipierte er die Welt, so ordnete er sein Buch, in dem er den Weltplan deutete, im Hinblick auf die ewige Bestimmung. Das Bestehen in dem Einen, der die Welten zusammenhält, betont das erste Kapitel des ersten Buches als ewigen Grund, und alle ferneren Gedanken sind nur Auswickelungen aus dieser ersten metaphysischen Grundvoraussetzung eines einheitlichen Zieles der Welt, welche für Herder ohne Frage feststeht. Die Komposition des ersten Buches ist dahin angelegt, danach gerichtet, in jedem Kapitel einen der Teilbegriffe hervortreten zu lassen, welche in ihrem Zusammenwirken den Grundbegriff für die Deutung der Welt fruchtbar machen. Die ewige Bestimmung, die künftige Bestimmung, die Vergänglichkeit des Irdischen, die schöne Einheit in der Mannigfaltigkeit — hiermit stehen die Grundgedanken fest. Die Atmosphäre und der Erdschauplatz werden gewissermaßen als erste Schicht darangelegt, in welcher jene Grundgedanken sich darzustellen, sich durchzubilden haben. So wickelt sich im zweiten Buch mit der Voraussetzung der Elemente Ort und Klima die Einheit der Organisation heraus; eine neue Schicht, das Medium der Lebenswärme, tritt hinzu, und die Organisationen arbeiten sich in ihren inneren Unterschieden durch. Aus der aufrechten Stellung des Menschen, zu der dieses

Buch führt, folgen in dem vierten seine geistigen Eigenschaften, und das fünfte leitet, alle bisherigen Bestimmungen zusammenfassend, in die metaphysischen Grundvoraussetzungen, zu der ewigen Bestimmung zurück, deren Stufen sich immer spezieller gegliedert haben. Wie in der stilistischen Ausführung des Einzelnen ist also auch in der Komposition des Ganzen die metaphysische Voraussetzung, in der das Gemüt Herders wirkt, das bestimmende Element. Wir, die wir einen inneren Zusammenhang der Teile nach Gesetzen wünschen würden, eine innere Entwicklung, bei der die Gedanken auseinanderfließen in natürlichem Werden, erwarten die dritte Nummer des ersten Buches erst nach der fünften, die fünfte des vierten jedenfalls vor der dritten. Auch müßte eigentlich das letzte Kapitel des dritten Buches, wenn es sich konsequent an die vorigen schließen wollte, sogleich am Menschen die Beziehungen des Inneren und Äußeren, die Menschenseele abschätzen, statt dessen es nur das äußere Merkmal, die aufrechte Stellung, giebt. Vor allem vermissen wir bei den ethisch-psychologischen Gedanken jede innere Gliederung. Hier vor allem, aber auch in andern Teilen will uns das Ganze fast nur wie eine äußerliche Zusammenstellung nach Einfällen erscheinen. Für Herder aber stiftet der Nachweis der metaphysischen Grundgedanken in allen Teilen: das Wirken seines Gottes in der Welt, die Einheit der Komposition. Aus seiner Seele ist dieser erste Teil im höchsten Sinne ein einheitliches Werk. Sagt er einmal: „alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres inneren Werkes," so gilt dieser Satz völlig von der Form seines Buchs. Denn in der ganzen Komposition wie in allen Teilen bis in die einzelnen Sätze, Fügungen, Begriffe hinein spüren wir bildend und belebend des Schriftstellers persönliches Gemüt. Das Werk ist der rechte Ausdruck seiner Seele, wie sie warm und empfänglich die individuellen Erscheinungen der Welt durchdrang und, da sie bei allen neue Offenbarungen der Weisheit, Güte und Schönheit fand, auch alle anknüpfte an einen weisen und gütigen Schöpfer der Natur.

Ein Charakter von männlicher Milde und Reife ist dem ganzen Werke aufgeprägt. Wohl hemmten die ethisch-religiösen Gedanken die freie Entfaltung der naturwissenschaftlichen Anlage, aber ein dauernder Gewinn war der große Gesichtskreis, in welchem hier der Mensch als ein Teil der Natur erfaßt ward, dauernd die gewaltige Anregung, welche hierdurch einem tieferen Studium der Geschichte gegeben wurde. Auch brachte der weitumschauende Forscher manche kostbare Frucht wirklicher Naturerkenntnis heim. Man begreift die Freude, mit welcher Goethe an diesem neuen Gange durch die Natur teilnahm, der eben in jenen Jahren sich den Naturwissenschaften, zunächst vor allem der Botanik, Mineralogie und Osteologie mit energischem Eifer zuwandte. Als er im März 1784 den Zwischenknochen, das os intermaxillare am Menschen entdeckte, dessen vermeintliche Abwesenheit bis dahin für die Forscher einen Unterschied im Bau des Menschen und der Tiere begründete, schrieb er es Herder sogleich mit

wahrem Entzücken. „Es soll dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen; fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mir's auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird.“*) Wie die Urpflanze, so suchte er auch das Urtier, einen Typus, an welchem alle Säugetiere nach Übereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen wären. Da begegnete ihm der Genosse in ähnlichem Bestreben. Noch spät, im Jahre 1817 sah Goethe dankbar auf diese wohlthätige Fügung zurück. „Meine mühselige, qualvolle Nachforschung,“ schreibt er, „ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wassererde und der darauf von Alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mitteilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.“ Hier fand also das naturwissenschaftliche Bestreben den mitforschenden Genossen. Auch andere Naturforscher kargten nicht mit ihrem Lobe, so Sömmering, so der berühmte Anatom Peter Camper, der in einem langen Briefe Herder zeigen wollte, daß er unter seinen Bewunderern sei, und seine thätige Teilnahme durch Berichtigung einiger Behauptungen und durch die Nachricht bekundete, es sei ihm gelungen, die Entwicklungsgeschichte vom Fisch bis zum Menschen zu verfolgen. Mit Herder einig bekannte er sich in dem Glauben, daß die Gottheit sich überall offenbare in ihren Werken, welche wir erforschen müssen, ehe wir über sie philosophieren. „Dann werden wir daher Ehre davontragen wie Sie, mein Herr, und von den vernünftigen Leuten bewundert werden.“**)

Auch Georg Forster rühmte an dem Werk, daß es auf dem rechten Wege der Erfahrung und zwar der physischen, das ist der für uns einzig möglichen gehe. Aber doch mißfiel ihm die gar zu sichtliche Anhänglichkeit Herders an sein System von Philosophie und die Unbekanntschaft mit Naturgeschichte, wo ihn bisweilen die Autorität eines unzuverlässigen Schriftstellers irre geführt habe. Auch tadelte er, daß er die Natur zu sehr auf menschliche Weisen allegorisieren lasse — z. B. daß gerade die aufrechte Stellung des Menschen ein Bild seiner Vollkommenheiten und Vorzüge sein solle. Er weiß nicht, ob elektrischer Strom in den Nerven treibt, und ob dieses Wesens Gesetze beinah über die Materie hinaus sind. Von Dingen über die Materie hinaus versteht er nichts. Endlich verwirft er die 3 großen metaphysischen Hypothesen im fünften Buche, zumal in einem Werk, das gegen Metaphysik protestiert. Er erwähnt, daß Herder ganz und gar Leibnizianer ist. Obschon er also das „herrliche Buch“ „mit Entzücken“ gelesen und seinetwegen den Verfasser noch mehr als wegen aller seiner

*) 27. März 1784. A. H. N. Bd. I, S. 75. S. an Frau v. Stein. Bd. III, S. 31.

**) Goethe: Zur Morphologie. Der Inhalt bevorwortet. Herder an Sömmering 28. Febr. 85. Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von R. Wagner. Leipzig 1884. Camper an Herder 31. Aug. 1785. V. u. a. H. Bd. III, S. 294 ff.

übrigen liebte und schätzte, so erkannte dieser tief gebildete Naturforscher doch das unberechtigte Mitspielen der philosophischen Theorie und den inneren Widerspruch zwischen der steten Berufung auf Natur und Erfahrung und dem starken Mitsprechen der Metaphysik. Auch die bedenklichen Folgerungen, zu welchen diese leiten konnte, blieben nicht verborgen. Seckendorf, preußischer Gesandter im Reich, erzählte Herder, daß er mit Moses Mendelssohn über die „Ideen" gesprochen, der sehr begierig auf die Fortsetzung sei. „Er fürchtet, er fürchtet, daß Schwärmerei dahinter stecke, und daß ich am Ende ein Flämmchen aufstecken werde, das, wie er gesagt, nicht für uns ist. Er hat gemeint, alle Christen seien Schwärmer." Hierauf lachte Herder herzlich,*) aber man wird in diesem Urteil Mendelssohns neben dem uns bereits bekannten jüdischen Mißtrauen und dem leisen Grauen des zurückgebliebenen Wolfianers auch einen berechtigten Kern nicht verkennen.

Kein Wunder, daß von dem tiefen und komplizierten Werk einer tiefen und komplizierten Natur auf die verschiedenen Leser immer einzelne Seiten besonders wirkten. Am reinsten und vollkommensten war der Eindruck vielleicht bei den Freunden, welche ihres Herder schlagendes Herz in allen Teilen fühlten. Heyne, Gleim und Knebel nahmen sein Werk mit Begeisterung auf, und der älteste, treueste Jugendfreund, Hamann, schrieb aus der Ferne: „Sie scheinen mir noch nichts mit der Reife, Ruhe und Humanität, welche ein solcher Gegenstand verdient, geschrieben zu haben."**) Auch wir fühlen den freudigen Stolz und die innerliche Erregung mit, welche den Weimarer Kreis bei der Vorlesung der neuen Natur-Geist-Gottes-Predigt bewegt haben mag. Wie die Gespräche über Gott, ja mehr als sie haben die „Ideen" etwas Frauenhaftes. Nirgends die scharfe, gerade, eckige und rücksichtslose Entfaltung der Begriffe, welche für den männlichen Selbstdenker den höchsten Genuß abgiebt! sondern alles voll ausgebreitet für eine weiche Empfänglichkeit, reich aus dem Herzen quellend für ein sanftes Herz; mehr ein hoher Flug, ein weiter Überblick über die Welt als eine mühselige innerliche Musterung der Gesetze; dabei alles bis in die tote Natur hinab belebt von dem Hauche reinster Menschlichkeit und dem Atem eines gütigen Gottes, überall Ruhe, Sanftmut und Frieden — kurz die ganze Welt zurechtgelegt für ein passiv sich labendes Gemüt! Gewiß, einen solchen Theologen hatte die Erde selten gesehen, der seine Forschungen über alle Gebiete ausdehnte und nirgends dem Forscherdrange Grenzen setzte, der das ungehemmte Aufblühen aller Naturgestaltungen in frohem Mitgenusse nachschuf, der, nirgends scheu und sinnenfeind, im freiesten Glauben an die Natur auf sie den Menschen wies und selbst den

*) Georg Forster an Sömmering 5. März 1785 u. 19. Mai 1785. S.s L. u. B. m. f. Zeitgenossen. Von R. Wagner. I. Abt. Lpz. 1844. S. 172 u. 177 ff. S. auch Forster an Herder 21. Juli 1786. A. H. N. Bd. II, S. 387. H. an Jacobi 25. Febr. 1785. A. H. N. Bd. II, S. 268. An Hamann 28. Febr. 1785 (Briefe ed. O. Hoffmann S. 212).

**) Heyne 4. Juli 1784. Gleim 12. Mai 1784. Knebel mehrere Briefe. V. u. a. H. Bd. II, S. 197, Bd. I, S. 107, Bd. III. bis S. 17. Hamann an Herder 6. Aug. 1784. Hamanns Schriften ed. Roth. Bd. 7. 1825. S. 148 ff.

Freuden der physischen Liebe freie, schöne Hymnen voll weicher Sinnlichkeit widmete. Wir sehen sie — die schönen und klugen Frauen, wie ihr Herz aufging in dieser weiten, warmen, liebevollen Gotteswelt! wir sehen ihn, den vielerprobten, in geistigen Irrfahrten weitverschlagnen Mann, wie er bei dieser feinen und unmittelbaren Wirkung das Glück des gereiften, des siegreichen, des sich durchsetzenden Selbst genoß und über seinem arbeitsreichen, überbeanspruchten Leben stundenweise den heiteren Himmel dankbar erkannte.

Da schlug in diesen heitern Himmel ein greller und zündender Blitz. Ein Gegner erschien, wie er nicht erwartet war. Am 7. Januar 1785 schrieb der gute Knebel an Herder:*) „Was sagen Sie zu unsrer schönen allgemeinen Literaturzeitung? Ich habe mich gestern Abend noch über den Artikel, der Ihre Ideen betrifft, etwas geärgert, ich kann es nicht läugnen. Er ist gewiß von so einem illustren Dummkopf, einem Professor, der die Weißheit nach Maaß und Elle zuschneidet. Wie schade wäre es, wenn ein so gelehrter Esel Sie nur um einen Schritt in Ihrem Wege störte oder Ihnen eine Stunde Zeit verdürbe. Freilich mag es der lichtscheuen Fledermaus wehe thun, wenn sie sich nicht wie der große Vogel des Tags erheben kann." Dieser illustre Dummkopf, dieser gelehrte Esel mit seiner „Professor-Weisheit", diese lichtscheue Fledermaus war Immanuel Kant, dessen Kritik der „Ideen" im vierten und fünften Stück der neubegründeten Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung im Januar 1785 erschien. Sie charakterisierte zunächst den Geist des sinnreichen und beredten Verfassers, dessen Genie nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste sammele, sondern sie nach einem gewissen Gesetz der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine spezifische Denkungsart verwandele. „Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte der Menschheit heißt, etwas ganz Anderes sein, als was man gewöhnlich unter diesem Namen versteht; nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender vielumfassender Blick, eine in Auffindungen von Analogieen fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken, oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuten lassen, als kalte Beurteilung wohl geradezu in denselben antreffen würde." Nach dieser meisterhaften und treffenden Charakteristik der stilistisch-formalen Eigentümlichkeiten des Werks, wie sie aus seiner geistigen Struktur sich erklären, giebt Kant meist in Herders eigenen Worten einen Überblick über den Gehalt des Bandes, der allerdings, wie natürlich, nur bei den Resultaten verweilen kann, diese aber erschöpfend in ihrem Zusammenhang und Fortschritt von einem zum andern verfolgt. Die Verwischung der Grenzen,

*) V. u. a. H. Bd. III, S. 17.

das Zwittern zwischen naturwissenschaftlichen und ethisch-religiösen Betrachtungen tritt gleichfalls hervor.

Dann vernichtet er zuerst den Schluß von dem Fortgang der Organisationen auf der Erde auf das künftige Leben des Menschen. Denn dort sind es verschiedene Wesen, welche die mancherlei Stufen der immer vollkommeneren Organisation besetzen. Man würde also nur schließen können, daß irgend anderswo, etwa auf einem anderen Planeten, wiederum Geschöpfe sein dürften, die die nächst höhere Stufe der Organisation über dem Menschen behaupteten, nicht aber daß dasselbe Individuum hiezu gelangte. Der Zustand des Schmetterlings folgt nicht auf den Tod, sondern auf den Puppenzustand. Er weist hierauf überhaupt die Annahme eines unsichtbaren Reichs wirksamer und selbständiger Kräfte als eine Hypothese sehr dogmatischer Metaphysik zurück, die etwas, was man nicht begreift, aus demjenigen erklären will, was man noch weniger begreift, während wir doch von ersterem wenigstens die Gesetze durch Erfahrung kennen lernen können. Aber auch die Einheit der organischen Kraft ist eine Idee, die ganz außer dem Felde der beobachtenden Naturlehre liegt und zur bloß spekulativen Philosophie gehört, worin sie, wenn sie Eingang fände, große Verwüstungen unter den angenommenen Begriffen anrichten würde. Vollends „bestimmen zu wollen, welche Organisierung des Kopfs, äußerlich in seiner Figur und innerlich in Ansehung seines Gehirns, mit der Anlage zum aufrechten Gange notwendig verbunden sei, noch mehr aber, wie eine bloß auf diesen Zweck gerichtete Organisation den Grund des Vernunftvermögens enthalte, dessen das Tier dadurch teilhaftig wird, das übersteigt offenbar alle menschliche Vernunft, sie mag nun am physiologischen Leitfaden tappen, oder am metaphysischen fliegen wollen".

Hierdurch war der metaphysische Unterbau des Herderschen Buches ernstlich erschüttert. Schon vorher hatte Kant im Novemberheft der Berlinischen Monatsschrift seine eigene Auffassung der Geschichte niedergelegt: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Er lehrte hier, daß die Naturanlagen des Menschen, die auf den Gebrauch der Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum zu vollständiger Entwicklung kommen. Damit diese ermöglicht werde, stellt sich für den Menschen als höchste Aufgabe die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft dar, ein Ziel, dem er — ein Tier, das einen Herrn nötig hat — sich allmählich anzunähern habe. Dieses Problem aber ist abhängig von dem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses, eines Völkerbundes, der nach Gesetzen des vereinigten Willens über Sicherheit und Rechte der Völker entscheidet. So erscheint die Geschichte als Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur, um eine innerlich- und zu diesem Zweck auch äußerlich-vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann.

Der Gegensatz, in welchen Kant zu Herder geraten mußte, wird durch

diese Abhandlung völlig klar. In Ideen zu einer Philosophie der Geschichte suchte er streng philosophische Begriffe, welche zu dem Problem der Geschichtsphilosophie in innerlicher Beziehung standen. Die Freiheitsidee, welche er lehrte, als eine Regulative der unter unbedingten Naturgesetzen stehenden menschlichen Handlungen, konnte ihre Verwirklichung ja nur im Verlauf der Geschichte finden, wenn in dieser die naturgesetzlich bestimmten Handlungen als eine Entwicklung zu ihr begriffen werden konnten. Man bedenke doch auch, daß das Wort Idee im Kantischen Sprachgebrauch einen ganz bestimmten Sinn hatte, daß es für ihn eine regulative Maxime bezeichnet, welche das Aufsuchen der Gesetze in solchen Gebieten lenkt, in denen die konstitutiven Grundsätze, die mechanischen Naturgesetze nicht mehr allein, schlechthin und konstituierend herrschen. Ein solches Gebiet war die Geschichte, zugleich mechanisch und teleologisch, als ein Komplex naturgesetzlich bedingter Vorgänge, die aber doch als in zweckbestimmter Richtung stehend betrachtet werden mußten. Nun fand er das Wort Idee bei Herder in dem abgegriffenen Sinn eines allgemeinen Gedankens gebraucht. Er vermißte gerade die Bestimmung derjenigen Begriffe, die für ihn das Gebiet der Geschichte begrenzten und konstituierten: die der sittlichen Idee der Freiheit und ihres Verhältnisses zur Natur. Man wird hienach seine Kritik als den Beweis verstehen, daß auf dem Herderschen Wege keine Geschichtsphilosophie zu gewinnen sei, und in diesem Kantischen Sinne erscheint sie uns so würdig wie gerecht. Keine Spur von Hohn können wir in ihr entdecken, wenngleich die Aufreihung der Stellen, in denen alle möglichen Tugenden und auszeichnenden Eigenschaften des Menschen aus seiner aufrechten Gestalt abgeleitet werden, — mit Recht — an Persiflage grenzt. Da Kant die Untersuchungen Herders für seinen eigentlichen Zweck nicht als erfolgreich ansehen konnte, so war es aus seinem Munde ein völlig aufrichtiges und ernstgemeintes Lob, wenn er es rühmte, daß der Verfasser die alle Philosophie so oft verengenden Bedenklichkeiten seines Standes in Ansehung bloßer Versuche der Vernunft überwunden habe. Denn der im edelsten Geiste pädagogisch denkende Philosoph sah hierin einen wichtigen Schritt zur Befreiung der geistigen Kultur.*) Auch durfte er in dem begründeten, auf klare Einsicht gestützten Gefühle seiner Überlegenheit wohl den mahnenden Wunsch aussprechen, daß der geistvolle Verfasser in der Fortsetzung des Werks seinem lebhaften Genie einigen Zwang auflege und — wie die wundervoll bedeutenden Worte lauten — „daß Philosophie, deren Besorgung mehr im Beschneiden, als Treiben üppiger Schößlinge besteht, ihn nicht durch Winke, sondern bestimmte Begriffe, nicht durch gemutmaßte, sondern beobachtete Gesetze, nicht vermittelst einer, es sei durch Metaphysik oder durch Gefühle beflügelten Einbildungskraft, sondern durch eine im Entwurfe ausgebreitete, aber in der Ausübung behutsame Vernunft zur Vollendung seines Unternehmens leiten möge".

*) Man denke doch nur an das $3^1/_2$ Jahr später erlassene Wöllnersche Religionsedikt

In der That also hätte Herder für sein eigenstes Vorhaben hier mancherlei lernen können. Aber wie wirkten auf ihn, der der geistigen Entwicklung des alten Lehrers nicht gefolgt war und den Zusammenhang dieser Gedanken mit dessen System nicht erkannte, die Rezension und die Abhandlung? Zunächst faßte er sie rein persönlich auf. Er nannte sie hämisch, verdrehend und metaphysisch, platt, schief und boshaft, ganz außer dem Geist des Buchs von Anfang bis zu Ende, wunderte sich, daß Kant, sein Lehrer, den er nie wissentlich mit etwas beleidigt habe, eines so niederträchtigen Werks fähig sein sollte. Er schiebt Kant unlautere persönliche Beweggründe unter: der Herr Professor ärgere sich nur, daß er ihm nicht in seinem Schlendrian von Wortgaukeleien gefolgt sei, daher er sich über seine Eigentümlichkeit und unmäßiges Genie so albern beschwere. Er verdächtigt die Ausführungen der Rezension: der Rezensent zupfe ihn mit seinem Stande, lege drei- oder viermal Feuerbrände an, so daß es nicht an ihm liege, wenn sie nicht zünden. Nachdem er Kant so zum Denuncianten erniedrigt, liegt die direkte Schmähung nah über die unerträgliche Selbstgefälligkeit der Metaphysiker, die nur des Lachens wert sei. „Es ist doch eine klägliche Sache mit den Magistern der sieben freien Künste. Komme jemand und mucke nur, so wissen sie es gleich besser und bethun sich von vorn und hinten gar erbaulich." So war für den christlichen Prediger der alte Lehrer ein borniertes Schulhaupt, ein boshafter Denunciant und ein eiteler Geck geworden. Natürlich, daß jetzt die Abhandlung und die Rezension lediglich wie ein persönlicher Angriff erschien, daß die Idee der allgemeinen Geschichte in der Anlage und einigen Sätzen als ein Plagiat aus Herders Werk gescholten und nun das hämische und knabenmäßige Benehmen geahndet wurde, welches nach dem Plagiat sich anstelle, als sei kein Werk derart in der Welt, und gar auf einen Newton und Kepler zur künftigen Ausführung des Kantischen Plans verweise. Nach dieser Verdächtigung, dieser völligen Verkennung und Verzerrung der Kantischen Motive erscheinen die Gedanken, soweit sie nicht Plagiat sind, als leerer metaphysischer Unsinn und werden nun von Herder noch bestens verdreht. Kindisch der Plan, daß der Mensch für die Gattung und für die vollkommenste Staatsmaschine am Ende der Zeiten erschaffen sei! Ja, hundelende eiskalte Knechtsschwärmerei, selig-metaphysischer Sklavenunsinn ist's zu sagen: der Mensch ist ein Tier, das einen Herrn braucht; der Mensch ist nicht für sich, sondern für die Gattung; in der Gattung developpiert er alle Kräfte und alles geht zuletzt auf einen politischen Antagonismus und eine vollkommenste Monarchie, ja auf eine Koexistenz vieler vollkommensten Monarchieen hinaus, die die reine Vernunft in corpore regiert.*) Und so weist er denn die letzten Präceptorlichen Regeln mit Wut als ganz unanständig zurück: „ich

*) An Jacobi 25. Febr. 1785. A. H. N. Bd. II, S. 269. An Hamann 14. Febr. 1785 (ed. Hoffmann S. 208—10). S. Jacobi an Herder 24. April 1785. Fr. H. Jacobis auserl. Briefwechsel. Bd. I, S. 376 ff. S. auch Herder an Sömmering, 28. Febr. (sine anno. Natürlich 1785).

bin 40 Jahre alt und sitze nicht mehr auf seinen metaphysischen Schulbänken."

Man erkennt es: hier erwidert kein klarer Verstand, der seine Gedankenreihen in ihrem Zusammenhange und nach ihrer Tragweite übersieht und darum auch fremde, entgegengesetzte Gedankenreihen zurückzuführen weiß auf ihr Prinzip, darnach ihr Verhältnis zu den eigenen ermißt und sie nun entweder benutzt oder ihren nutzbaren Teil entwickelt oder sie verwirft. Sondern es reagiert eine in ihrem Lebenskern verwundete Seele, welche sich ganz geben muß oder ganz zuschließt. Abdrängen, abschütteln, abstoßen will sie den Feind; sie sucht ihn in den eigenen Augen zu schwächen, indem sie ihn sich als verächtlich darstellt, haßt ihn aber, je mehr sie dunkel die persönliche, sozusagen animalische Bedingtheit ihres Fehlurteils fühlt, und vergrößert nur seine beängstigende, beklemmende Macht, indem sie ihn zum Zerrbilde zu deuten sucht. Das verwundete Glied bespritzt den Feind mit dem Eiter der Wunde, damit er loslasse. Herder rief noch Jacobi auf, ein Blatt gegen den Sklavenunsinn zu schreiben. Der junge Karl Leonhard Reinhold, der spätere Hauptverbreiter Kantischer Philosophie, der damals ebensowenig von Kants Lehre verstand wie Herder, lieferte unter der Maske eines Pfarrers eine Entgegnung im Februarheft des Deutschen Merkurs (S. 148—174). Ganz im Sinne Herders stellte er den Rezensenten als von dogmatischer Metaphysik befangen dar.*) Mit herzerquickender Schärfe und Bündigkeit fertigte Kant das thörichte Gerede ab im Märzmonatheft der Allgemeinen Litteraturzeitung. Naturgemäß formulierte er nun das Urteil über die „Ideen" um so schärfer: der erste Teil bilde nur einen Prodromus, denn er enthalte nur allgemeine physiologische Vorübungen. Aber er wiederholte auch das Lob der Freiheit des Denkens als einer Loslösung von den Fesseln gewohnter und durch die allgemeine Meinung bestärkter Begriffe und Denkungsarten. — So war der erste Gegenangriff auf Kant abgeschlagen. Herder behielt in seiner Seele die tiefe Bitterkeit gegen den überlegenen Gegner, die ihn von jedem Eingehen auf dessen Gedanken abhalten mußte. Gefühl, Bewußtsein und Bedürfnis des Gegensatzes brachten einen neuen Ton in die Farbenzusammenstimmung seines Gedankenbildes hinein.

---

3. Der zweite Teil der „Ideen" (1785). Das Verhältnis Herders zu Kant.

Herder begann den zweiten Teil niederzuschreiben unmittelbar nach der Beendigung des ersten. Aber der Sommer war wiederum keine

*) S. Karl Leonhard Reinholds Leben und litterarisches Wirken: Hrsg. von Ernst Reinhold. Jena 1825. S. 29. Der Verfasser, der noch 1825 nicht ahnte, daß jene Rezension von Kant sei, bemerkt S. 30, Reinholds Erwiderung zeige, wie vorbereitet sein Geist für die Kantischen Untersuchungen gewesen. O unbewußte Naivetät!

günstige Zeit für die schriftstellerische Arbeit, und im Oktober 1784 klagte er, daß noch alles in Materialien und dem ersten unvollkommenen Abriß begraben liege. Mitte November gedachte er seine Phantome von neuem zu sammeln. Er schrieb dann mit regem Fleiß, aber doch unter mancherlei Zerstreuungen — wie es scheint, zunächst bis in den Februar 1785 hinein, wo er sich bereits über die Säumigkeit des Druckes beklagt. Im August erschien der zweite Teil.

Die Auspicien, unter welchen er hervortrat, waren denen gleich, die über dem ersten gewaltet. Verdrießlichkeiten und Freuden waren auch diesem reichlich zugewogen. Wieder war er den Winter über indisponiert, zerstreut und krank gewesen. Wieder klagte er, wie unzusammenhängend mit seinen Geschäften, so ganz ohne Luft und Aufmunterung seine armselige Autorbestimmung sei. Ein höchst unerquicklicher Streit mit dem Verleger, ein elender Zwist ums Geld kam hinzu, in dem die beiden leidenschaftlichen Herders sich bis zu maßloser Heftigkeit und gänzlicher Verkennung des alten Freundes Hartknoch hinreißen ließen. Nur der verständigen Zwischenrede Hamanns, des gemeinschaftlichen Freundes, gelang es, eine Einigung zu erzielen.

Herders Werk befestigte aber auch durch eine neue Gemeinsamkeit der Strebungen die alte Freundschaft mit Hamann. Dieser kämpfte in der „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" gegen Kants System, sowie Herder den Gegensatz zu Kant hatte fühlen müssen. Hamann teilte ihm die Metakritik handschriftlich mit. Sie erinnerte in diesem neuen Streit an die früheren Studien, denn sie führte gegen die reine Vernunft die Sprache als Prinzip der Erkenntnis ins Feld, deren weitumfassende Bedeutsamkeit Hamann und Herder einst vereint zu ergründen gesucht. Sprache und Tradition wurden nun eben im zweiten Teil der „Ideen" nach ihrer Wichtigkeit erwogen, und so bekundete das Werk für die Beteiligten die tiefbegründete alte Freundschaft. „Ihr Thema über Sprache, Tradition und Erfahrung," schrieb Hamann, „ist meine Lieblings-Idee, mein Ey, worüber ich brüte — mein Ein und Alles — die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte — das vorgesteckte Ziel und Kleinod unserer gemeinschaftlichen Autorschaft und Freundschaft." Auf der andern Seite folgte Herder mit dem lebendigsten Anteil den Versuchen Jacobis, Spinozas System darzustellen und vom Standpunkte der Glaubensphilosophie zu beurteilen. „Mir gehet das Herz auf, wenn ich von dieser nur zu erhabnen Philosophie einen Laut höre," schrieb er dem Freunde. Auch in seiner Gedankenwelt lebte ja Spinozas Gott, so wie er ihn verstand, und auch Jacobis Anteil an Herders Werk war somit ein Anteil aus dem Interesse des eigenen Lebens. Er erhielt das Buch eben vor dem Schlafengehn, und als er darin blätterte, ließ es ihn nicht los. „Aber das wirst du erst begreifen, nachdem du meine Schrift gelesen hast [Über die Lehre des Spinoza], nämlich was die Rubriken des achten und neunten Buches für einen Reiz in mich bringen mußten." Die Teilnahme der

andern Freunde blieb unverändert. Am tiefsten und wohlthuendsten war wieder Goethes Wort, der Herder bereits über das unfertige Manuskript (20. Febr. 1785) schrieb: „Dein Manuskript habe ich auf heute früh gespart, um wenigstens die ersten Stunden des Sabbaths zu feiern, und es mit reinen Augen zu lesen. Es wird fürtrefflich und wird gar gut aufs Publikum wirken. Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja und Amen, und es läßt sich nichts Bessers über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt! sagen. Es ist auch sehr schön geschrieben, und was du nicht sagen konntest, noch jetzo schon wolltest, ist schön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht. Ich danke dir!"

So erquickte Herder sich auch bei diesem Teil in dem Gefühl der Einigkeit mit vielen geistig hochstehenden und vortrefflichen Menschen. Er vollendete seine Jugend, er gab seinen Beitrag zu den wichtigsten geistigen Fragen der Zeit. Nur der Groll über Kants Rezension trat quälend dazwischen, und an einigen Stellen hinderte noch ein anderes Moment, der Gegensatz der Herderschen Gedanken zu den herrschenden Mächten. War es an sich schon ein mühevolles Werk, das er unternahm, und feilte er als gewissenhafter Schriftsteller jeden Abschnitt wieder und wieder durch, so erschwerten jene beiden Momente seine Arbeit noch ganz besonders. Vor allem in dem Kapitel über die Regierungen wollte es ihm garnicht gelingen, eine Fassung zu finden, die ihm und der Censur zugleich genügte. Die erste verwarf er selbst, die zweite gab er Goethe zur Ministerialcensur, und dieser erklärte, es könne füglich kein Wort davon stehen bleiben, die dritte geriet nicht besser, und selbst die endgültige vierte konnte einem feinen Beurteiler wie Hamann nicht genügen.*)

Unter dem Zusammenwirken mannigfacher Einflüsse also entstand dieses vielumfassende Werk, geistiger und äußerlicher, und erst nach mühseliger unterirdischer Arbeit gewann es seine schöne gleichmäßige Form. Mannigfach mußte es auch wieder in den Seelen der besten Zeitgenossen wirken. Wenn wir die Gedankenmotive auseinander legen, aus denen es in all seiner Fülle erwuchs, so werden wir auch ahnen und tief mitfühlen können, wie es, ein Zusammenfluß vieler Geistesrichtungen, den verschiedenen Menschen so verschieden erscheinen konnte.**)

*) S. auch an Jacobi 25. Febr. 1785. A. H. N. Bd. II, S. 268. „Ich winde mich in den 'Ideen' über die Regierungen miserabiliter umher: sie und die Weiber sind mir die schwersten Punkte gewesen. Ein doppelter Knote."

**) Hauptbelegstellen: Goethe an Knebel 6. Jan. 1785. Briefwechsel. Leipzig, 1851. Teil I, S. 59. Goethe an Herder 20. Febr. 1785. A. H. N. Bd. I, S. 83. Herder an Jacobi 16. Sept. 1785. Das. Bd. II, S. 278. An Eichhorn Aug. 1785. V. u. a. H. Bd. II, S. 291. Knebel an Herder 13. Febr. 1785. Das. Bd. III, S. 23. Karol. an Gleim 10. Apr. 1785. Herder an Gleim 22. Aug. 1785. Das. Bd. I, S. 110, 112. Karol. an G. Müller 24. Apr. 1785. Gelzers Prot. Mon. Bd. XIV, S. 109. Jacobi an Herder 3. Sept. 1785. Auserlesener Briefwechsel. Bd. I, S. 390, 391. Jacobi an Hamann 12. Sept. 1785, Hamann an Jacobi 12. Nov. 1785. Beides in Fr. H. Jacobis Werken. Bd. IV 3. Abt. ed. Roth. Leipzig, 1819. S. 78, 103. Herder an Hamann 23. Aug. 1784, Ende Okt. 1784, 14. Febr. 1785, 23. Apr. 1785 (ed. Hoffmann S. 198, 201, 208,

Der zweite Teil enthält die Bücher sechs bis zehn. In dem sechsten Buch wandern wir über die ganze Erde und erhalten eine anthropologische Charakteristik der Völker, welche wir von der weisen Natur überall mit Gabe und Mangel je ihrem Wohnsitz entsprechend bedacht finden. Für diese weitumblickenden Beschreibungen sucht das siebente Buch die Erklärung. Sie findet die organisch-genetische Kraft, welche, eine Äußerung des Schöpferwillens, in der Erschaffung des Menschen sich offenbarte, überall im Kampf mit den unendlich-mannigfachen Einflüssen der Luft, des Bodens u. s. f., welche wir zusammenfassend Klima nennen. Die genetische Kraft verarbeitet diese Einflüsse, und das Resultat dieser Arbeit sind die vielfachen Verschiedenheiten der Einen großen Menschengattung auf der Erde. Diese Verschiedenheiten verfolgt in dem Gebiete der Psychologie das achte Buch: Sinne und Einbildungskraft, der praktische Verstand, Empfindungen und Triebe — all das verartet organisch und genetisch, nach der Lebensweise der Menschen, alles aber hängt auch ab von Tradition und Gewohnheit. Die Bedeutung der Tradition für den Menschen, die Mittel ihrer Wirkung untersucht das neunte Buch. In der Entwicklung seiner Fähigkeiten hängt der Mensch durch Erziehung und Tradition von andern ab, und das Hauptmittel der Tradition ist die Sprache. Wissenschaften und Künste, selbst Regierungen und Religion sind Traditionen. Nachdem der anthropologische Untergrund und die Hauptmächte historischer Entwicklung hiermit erwogen sind, sucht das zehnte Buch den Ursprung des Menschengeschlechts und wendet sich an die mosaische Tradition als die älteste schriftliche Urkunde.

Zu den Völkerbeschreibungen des sechsten Buchs bringt Herder mit seinem weiten und freien Sinn für alles individuelle Leben die feinste Auffassungsgabe und eine dichterische Kraft der Darstellung mit.*) Wir werden durch ihn wirklich heimisch unter all den vielgestaltigen Abartungen des Menschengeschlechts. Er nimmt aus dem ersten Teil die Begriffe Klima und genetische Kraft auf und stellt gleichfalls in den psychologischen Begriffen und in der Einführung der Sprache als der eigentlichen Beleberin der Vernunft den Zusammenhang mit den früheren Untersuchungen her. Der Reichtum der Beobachtungen bleibt derselbe wie im ersten Teil. An die Erörterung des Zwistes von Genesis und Klima schließt er sogleich die Frage nach der Möglichkeit der Physiognomik und weist auf die plastische Kunst, als in welcher der Genius eines einzelnen lebendigen Wesens die Gestalt wie eine Hülle durchhaucht. Wo er als das feinste

214). Hamann an Herder 9. Nov. 1785. (H.s Schriften Bd. 7, S. 291, 292.) Noch Kar. an Hamann 28. Okt. 1784 (ed. Hoffmann S. 206) u. Hamanns Antwort. Auch Hamann an Hartknoch 24. Juli 1784. Hamanns Schriften Bd. VII, S. 141 ff. Hartknoch an Herder 10. Mai 1784, 14. Dez. 1781. B. u. a. H. I. S. 97.

*) Sie gefielen auch Kant. Hamann an Herder 9. Nov. 1785 (Schriften Bd. 7, S. 291): „Kant ließ mich auch darum (um den zweiten Teil der „Ideen") ersuchen und behielt es wider seine Gewohnheit über eine Woche. Er schien mit den zwei ersten Büchern sehr zufrieden, die er besser zu beurteilen im Stande ist als ich."

Mittel, dadurch die Natur Vielartigkeit und Bestandheit der Formen in ihren Gattungen verband, die Schöpfung und Paarung zweier Geschlechter bespricht, springt er sofort in einen Hymnus auf die Liebe im sittlichen Sinne, die Fackel der Gottheit, über, durch deren Funken das Licht des menschlichen Lebens, hier trüber, dort heller, glänzt. So malt er auch das Zusammenleben der Menschen, die Ehe, die Familie, so die Verschiedenheit des Mannes und des Weibes poesievoll und empfindungsreich aus, allerdings im Hinblick auf die anthropologischen Differenzierungen des Lebens und der Charaktere, aber doch steckt in der Beschreibung Herders Glaube an die Milde der Natur, doch schildert er aus der ehelichen Erfahrung eines gebildeten Europäers des achtzehnten Jahrhunderts heraus. Sein Gemüt und sein weites Interesse beleben jeden Teil. Der humane Sinn weilt überall mit Liebe, und jedem Gebiet weiß er nicht nur sein Recht zu schaffen, sondern er eignet es sich zu, er findet den Punkt, an dem er mit ihm fühlen kann. So ist die erste Bestimmung, die er seinem ethischen Ideal, der Glückseligkeit giebt — er setzt sie ohne weiteres mit der Humanität gleich — nur ein Ausdruck des Bestrebens, jedes Volk an jedem Ende der Erde, jede Lebensart, überhaupt jede unter den mannigfachen Verartungen des menschlichen Wesens als berechtigt für sich oder eigentlich alle als gleichberechtigt zu verfechten: „Das Fundament der sinnlichen Glückseligkeit eines Menschen ist allenthalben," sagt er, „daß er da lebe, wo er lebt, daß er genieße, was ihm vorliegt, und sich, so wenig es sein kann, mit zurück- oder vorwärtsblickenden Sorgen teile." In jedem fühlenden Wesen auf Erden ist durch Natur Glückseligkeit. Offenbar überträgt Herder hier seine Freude an der Entdeckung immer neuer Verschiedenheiten des Einen Menschengeschlechts auf die Wesen, die er entdeckt. Man soll sie nicht stören in ihrer Eigenart, man soll sie achten, diese Eigenart, so hoch wie irgend welche andre, denn — — durch sie wird die Natur so reich, es ist so schön, sie zu entdecken. So — noch einmal — fühlt er mit allen, für alle, und aus dem innigen Herzensanteil des großen Forschers geht auch hier die Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises hervor. Auch dieser Teil ist reich an Forderungen neuer wissenschaftlicher Unternehmungen, und alle regt Herders persönliches Interesse an. Er wünscht eine anthropologische Karte der Erde, auf der nur die Diversität der Menschheit angedeutet würde, diese aber auch in allen Erscheinungen und Rücksichten. Das wäre eine philosophische Anwendung der Kunst, sie würde das philanthropische Werk, den Sinn für jede Form der Menschheit, krönen. Er zeichnet die Aufgabe einer wissenschaftlichen Physiognomik als der Auslegerin der lebendigen Natur eines Menschen, welche seinen sichtbar gewordenen Genius verdolmetschte. Als ein ferneres Ziel erscheint ihm eine physisch-geographische Geschichte der Abstammung und Verartung unsers Geschlechts nach Klimaten und Zeiten. Die Bemerkung, daß in der Sprache sich die Bildung eines Volks niederlegt, veranlaßt den Wunsch einer philosophischen Vergleichung der Sprachen,

einer Physiognomik der Völker aus ihren Sprachen, welche der schönste Versuch über die Geschichte und mannigfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens sein würde. Endlich ersehnt er einen andern Montesquieu, der uns den Geist der Gesetze in einer wahrhaft historischen Arbeit vorführte, eine lebendige Darstellung der bürgerlichen Geschichte, in der keine Scene zweimal vorkommt, und die das Gemälde der Laster und Tugenden unsers Geschlechts und seiner Regenten, nach Art und Zeiten immer verändert und immer dasselbe, fürchterlich lehrreich vollendet. So schweift der naturwissenschaftlich-historische Blick von den Grundlagen der Verschiedenheit der unzähligen Völker, über die Feinheiten der Einzelgestaltung bis zu den hohen geistigen Bildungen in Sprache und Gesetz. Nachdem der erste Teil die Grundgesetze der Welt in Beziehung auf den Menschen betrachtet, führt uns der zweite in die Naturgeschichte seiner Erdorganisation ein. Auch hier wird im weitesten Gesichtskreis die größte Fülle umfaßt.

Es sind auch dieselben Grundbegriffe, welche hier wie im ersten Teil die Untersuchungen bewegen. Denn die genetische Kraft im Menschen ist ja nur eine der unsichtbaren, geistigen, organischen Kräfte, in denen Gott die Welt schuf. Diese geistige Kraft schafft für Herder nun auch in der Anthropologie die Einheit in der Mannigfaltigkeit: die Einheit des Menschengeschlechts wird von ihm bei aller Vielheit so energisch verfochten, daß er sogar die Einteilung in Rassen durchaus verwirft. Indem aber die genetische Kraft hier im Klima ihr Medium findet — wie früher im Licht und der Lebenswärme —, zieht sie auch den teleologischen Gedanken mit sich: alle Gestaltungen, die sie hervorbringt, „sollten" sein, die ganze Natur sollte durchgenossen werden: daher die Vielartigkeit der Erscheinungen. Nun sind die bildenden Gedanken des Verfassers in die Anthropologie eingedrungen, und diese wird in der Durchforschung vertieft, indem jetzt auch die psychologischen Begriffe aus dem ersten Teil herübergenommen und nach ihrer genetisch-klimatischen Verschiedenheit auf der Erde untersucht werden. So reiht sich denn, nach der allgemeinen Beschreibung der Völker, was im ersten Teil über die Seele des Menschen gefunden war, jetzt in die anthropologische Betrachtung hinein, indem der bildende Grundbegriff zu dieser hinüberschreitet. Die physiologische Seelenlehre findet ihre natürliche Ergänzung und Durchführung in der anthropologischen. Also die genauere Durchbildung des dort bereits erwähnten Luftkreises, als eines Mediums für die organische Kraft, zum Klima zieht die Menschenseele aus der allgemeinen Naturlehre des ersten Teils hinüber in die spezielle Erörterung der Anthropologie und setzt sie auf diesem neuen Boden abermals als eine bildsame Masse für die geistige Kraft nieder. Es wiederholt sich in einem von neuem abgesteckten, nochmals begrenzteren Kreise dieselbe Predigt, dasselbe Lied von der ewigen Einheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit. Führt sich hiermit das neue Stoffgebiet auf die metaphysischen Begriffe zurück, so verstehen wir mit dem

Zusammenhang zugleich die Komposition des zweiten Teils. Auch bei ihm nämlich beruht die Einheit der Komposition nicht auf der methodischen Beziehung aller Gedankenreihen auf das Problem der Geschichte, sondern sie ist herausgebildet aus den metaphysischen Prinzipien. Das sechste und das zehnte Buch umrahmen die eigentliche Forschung, jenes mit seinen Beschreibungen, die den zu erklärenden Stoff erst vorführen, dieses mit dem Aufsuchen des Anfangs der Geschichte. In den mittleren Büchern aber sucht das bildende Prinzip Schritt für Schritt die Mittel, die Media seiner Durchführung in der Menschengeschichte und legt sie dar an den vorher entdeckten Einteilungen der Seele, an der Sprache und an der Tradition, womit für die Herdersche Geschichtsbetrachtung alle begründenden Begriffe festliegen. Auch hier also eine neue Offenbarung der organischen Kraft, d. h. Gottes, Offenbarung in neuem Medium. Die Herdersche Auffassung der Natur wird an einem neuen Gebiete menschlichen Wissens durchgeführt. Was ist im Herderschen Sinne die Natur? Nicht einfach ein System wirkender Gesetze, welche der Forscher in ihrer Fruchtbarkeit, Verbreitung und Begrenzung festzustellen hätte, also nicht ein methodisch zu entdeckendes Arbeitsfeld menschlicher Gedanken, sondern eine zweckvoll weise schaffende Meisterin, welche, reich wie sie ist, Geschöpfe hervorbringt, die in der Entfaltung ihrer Anlagen den Reichtum der Mutter Natur genießen, und zwar alle ihr möglichen Geschöpfe, d. h. so viele daß zum Genuß all ihrer Gaben Geschöpfe vorhanden sind, die aber zugleich als große Künstlerin in all dieser Mannigfaltigkeit die Einheit einer Grundform bewahrt. Mit Entzücken über ihre Weisheit, mit Dankbarkeit für ihre Güte geht Herder ihrem Schaffen nach. Sein Buch ist zugleich ein Hymnus, vom Gemüt beseelt, fürs Gemüt im letzten Grunde komponiert, seine Wissenschaft ist zugleich Religion. So sucht er jeden neuen Begriff zunächst nach seinem Zusammenhang mit der Naturgrundlage zu bestimmen, wie denn — ein Beispiel für unzählige — die Psychologie auf die Physiologie gegründet wurde. Dann aber will er auch jedem so viel Fülle und Wichtigkeit wie möglich geben. Erfüllt doch ihn jede neue Entdeckung mit Entzücken! Dies Entzücken mitzuteilen, seine Wissenschaft so wirken zu lassen, wie er sie empfindet, dazu dient ihm die Erfüllung der Entdeckungen mit einem möglichst weitgreifenden Inhalt.

Erwägen wir z. B. seine Worte über Vergleichung der Sprachen! Sie wäre der schönste Versuch über die Geschichte und mannigfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens, eine allgemeine Physiognomik der Völker aus ihren Sprachen. Hiermit ist die Bedeutung dieses Studiums für die Anthropologie richtig betont. Aber da sich hierbei Bemerkungen über die Bildung der Begriffe machen lassen, so soll es auch die reichste Architektonik menschlicher Begriffe, die beste Logik und Metaphysik des gesunden Verstandes liefern. Mit dem „gesunden Verstand" wird offenbar ein philosophisches Prinzip erschlichen, und die Einzelbeobachtungen werden hier in ihrem Wert bedeutend überschätzt. In

seiner genetischen Ableitung aus der Grundlage also ist der Begriff vertieft, aber nach seiner Stellung im System ist er nicht bestimmt. Doch dürfte jene Äußerung auch nur ein Versuch sein, die Bedeutsamkeit der Sprachgeschichte mächtig einzuprägen.

So erörtert Herder jeden einzelnen Punkt isoliert und für sich mit verweilender Liebe, und seine Naturanschauung faßt alles zu einem großartigen Gemälde zusammen, in welchem die verschiedenartigen Gestalten friedlich nebeneinander stehen. Aber die Geschichte ist ja kein Nebeneinander, sondern ein Nacheinander, kein Ruhen und Bleiben, sondern eine Entwicklung. Wie führt uns Herder von seinen Grundansichten zu historischen Anschauungen hinüber? Sein ethisches Ideal sollte, wie wir gesehen, zunächst jeder Gestaltung des Menschendaseins ihr Recht sichern. „Das einfache, tiefe, unersetzliche Gefühl des Daseins ist Glückseligkeit, ein kleiner Tropfen aus jenem unendlichen Meere des Allseligen, der in allem ist und sich in allem freut und fühlt." Das individuelle Leben erscheint somit auch hier als ein Teil des göttlichen Lebens, das Leben der Menschen auf der ganzen Erde als eine Offenbarung Gottes. Aber in diesen Bestimmungen, welche offenbar auf das natürlichste aus dem philosophisch-religiösen Glauben Herders hervorgehen, spüren wir leicht den Ausdruck einer zu weit getriebenen Opposition. Er will zunächst der Anmaßung der rationalistischen Aufklärer entgegentreten, welche in der abstrakten Nüchternheit ihrer Wortphilosophie das einzige Ziel der Geschichte sehen; dann ebenso den kolonisatorischen Versuchen, welche die Naturvölker in ihrem Frieden stören. Diese doppelte Opposition führt aber zu einer Einseitigkeit, welche jede Entwicklung ausschließt. Denn dies Ideal ist quietistisch. Es würde am besten erfüllt, wenn jeder Stamm, ja wenn jeder einzelne Mensch in dem stillen Behagen ungestört verharrte, welches die Anpassung an die klimatischen Lebensbedingungen seines Wohnsitzes ihm gewährt. Dieser Mangel des Entwicklungsgedankens rächt sich in der Behandlung der Psychologie. Wie Herder die anthropologischen Beschreibungen der Völker nur sammelte, ohne die spezifisch historischen Elemente darin auszusondern, so nimmt er jetzt auch die gebräuchlichen Einteilungen der Seele einfach an und konstatiert die verschiedene Ausbildung der einzelnen Seelenkräfte je nach Ort und Klima. Auch hier also keine Frage, inwiefern die Psychologie wohl die Grundlage der Geschichtswissenschaft bilden könne, keine Frage überhaupt nach ihrem Verhältnis zur Geschichte, ebensowenig eine Untersuchung über die Methoden und den Umfang der Psychologie in sich. Es genügt dem Forscher eben die anthropologische Beschreibung nach willkürlichen Einteilungen. Die Seele erscheint als ein Conglomerat. Wie unklar, wenn Herder nebenbei einmal die Einbildungskraft als den Grundbegriff seiner Psychologie vorführt! „Überhaupt ist die Phantasie noch die unerforschteste und vielleicht die unerforschlichste aller menschlichen Seelenkräfte; denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven zusammenhängt, wie so viel

wunderbare Krankheiten zeigen: so scheint sie nicht nur das Band und die Grundlage aller feineren Seelenkräfte, sondern auch der Knoten des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper zu sein, gleichsam die sprossende Blüte der ganzen sinnlichen Organisation zum weiteren Gebrauch der denkenden Kräfte." Zunächst sind in diesem Zusammenhang — infolge eines schwankenden Sprachgebrauchs — zwei ganz verschiedene Dinge gleichgesetzt oder verwechselt: nämlich die Apperception oder die Verarbeitung der Sinneseindrücke zu einem Komplex geistiger Erlebnisse, welcher nunmehr die neuen Eindrücke reguliert und einreiht, und die Einbildungskraft im gewöhnlichen Sinne als freischöpferisch gestaltend. Dann überwiegt wiederum das Interesse an der materialistisch-physiologischen Ableitung aus den physischen Grundlagen in dem offenbar höchst unbestimmten Ausdruck: „Knoten des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper." Ferner sind hinter den psychischen Prozessen offenbar wirklich Kräfte vorausgesetzt, was eine wissenschaftliche Behandlung der Psychologie in sich ausschließt. Wir erhalten somit vom Leben der Seele kein zutreffendes Bild; wir bleiben ferner auch hier in der anthropologischen Beschreibung stecken und vermissen noch immer den Fortschritt zu historischen Gedanken. Aber nun schiebt sich unvermittelt eine neue Macht ein: die Tradition. Herder giebt einige Andeutungen, wie von den Eltern auf die Kinder naturgemäß gewisse Begriffe und Anschauungen vererbt werden. Doch nimmt die Tradition sogleich den Nebensinn eines fortbildenden Prinzips auf. Sie begründet eine Kette der Bildung, die über das ganze Geschlecht reicht. Aber bricht bei diesem Übergang zur eigentlichen Geschichte nicht die Gedankenentwicklung in klaffenden Widersprüchen auseinander? Erst war Humanität das stille Glück des Daseins, die Glückseligkeit des Menschen, daß er da lebe, wo er lebt, daß er genieße, was ihm vorliegt, und sich, so wenig es sein kann, mit zurück- oder vorwärtsblickenden Sorgen teile, daß er ist, was er sein sollte, wo und wer er geboren ist, und dieses tiefe unersetzliche Gefühl des Daseins war ein Tropfen aus dem unendlichen Meer des Allseligen. Jetzt ist plötzlich die Tradition die Stimme Gottes und nur in ihr können wir auch mit namenloser Wirkung in den Seelen der Unsern thätig fortleben. Glücklich der Sterbliche, der zur schöneren Humanität des Geschlechts wirkte. Die Kette der Bildung macht aus den Trümmern der Menschengeschichte ein Ganzes. Also dort war die Glückseligkeit Ruhe, hier ist sie Fortschreiten; dort ward der Leitgedanke des Hinwirkens auf ein fernes Ziel abgewiesen, hier wird er deutlich ausgesprochen. Wie erklärt sich das? Zunächst dadurch, daß auch die Tradition für Herder von früheren Studien her als eine reale Macht der Geschichte feststand, ihm feststand mit ihrem Hauptmittel, der Sprache, in der er dann wieder den Ursprung der Künste und Wissenschaften aufspürte. Nicht indem er das Gesetz geschichtlicher Entwicklung sucht, findet er den Begriff der Tradition, sondern er fügt nur den ihm vorher feststehenden Begriff an passender Stelle in die Versammlung seiner Gedanken hinein. Auch Tradition und

Sprache sind in ihrer historischen Bedeutung vorweg angenommen, nicht systematisch entwickelt. Zum bildenden Prinzip aber wird die Tradition durch eine Unsicherheit des Hauptbegriffs „Humanität“. In der Fassung „schönere Humanität“ wird diese plötzlich ein vor uns liegendes Ideal. Es offenbart sich aber darin, wie dieser Begriff sich Herders persönlichen Gefühlsinteressen anpaßt. Er wechselt seine Bedeutung je nach der Stelle, an der er gebraucht wird, aber immer dient er als Rechtfertigung für Herders eigenste Sympathie. Nun aber leitet er all seine Betrachtungen über das menschliche Dasein: kein Wunder, daß sie sämtlich eine höchst subjektive Farbe annehmen! Lediglich nach persönlichen Erfahrungen, keineswegs nach unbefangener Prüfung eines großen anthropologischen Materials schildert er die Familie als einen Sitz natürlicher Liebe, und da er sie kraft konstruierenden Verfahrens ohne weiteres für den Ausgangspunkt der Geschichte nimmt, erklärt er den Frieden für den natürlichen Zustand des Menschengeschlechts. Wir wissen heute, daß das Völkerleben nicht mit der Familie beginnt; der Schluß fällt dann natürlich mit der Voraussetzung. Auch in den psychologischen Erörterungen richtet die Humanität Verwirrungen an. Sie stellt nämlich für Herder einen gewissen Seelenzustand, den er übrigens mehr fühlt als denkt, als Ideal fest. Ihn preist er; was zu ihm führt, lobt er, und darüber versäumt er die unbefangene Erforschung des Seelenlebens. Aus diesem Grunde weist er die Teilung in Vernunft und Anschauungen ab, denn der Mensch ist weder für die reine Anschauung noch für die reine Vernunft gemacht. Übermäßige Verfeinerung der Seelenkräfte sei nicht Glückseligkeit, heißt es ein anderes Mal; auf den Gebrauch der ganzen Seele, insonderheit ihrer thätigen Kräfte komme es an. Wer fühlt nicht, daß feine Einzelbeobachtungen, unter einem willkürlichen Sammelbegriff vereinigt, hier statt wirklicher Untersuchung dienen? Man sieht hier recht die zwiespältige Bedeutung des Humanitätsbegriffs: er entsteht in den „Ideen“ bei der Entwicklung des Menschen aus der Natur, er bezeichnet den natürlichen Charakter des Menschen und will alle die verschiedenen natürlichen Gestaltungen in ihrem Rechte decken. Da nun Herder in all diesen Gestalten Offenbarungen Gottes sieht, so entdeckt er zugleich in jeder Weisheit und Güte, und der Gedanke Humanität erfüllt ihn mit religiöser Wärme. Jetzt aber wird die Weisheit und Güte der Natur in Herders Gedanken eine Macht der Beurteilung. Sie drängt an entscheidenden Stellen ihm mißliebige Dinge aus der Reihe der die Geschichtswissenschaft begründenden Begriffe hinaus. Dabei verhindert sie aber das unbefangene Darlegen der Entwicklung. Also entfaltet sich innerhalb des Begriffs ein Gegensatz: sein Nebensinn tritt seinem Ursprung entgegen, und abermals thun sich klaffende Widersprüche auf. So sind es für Herder noch Naturverhältnisse, daß Familien entstehen. Darauf überließ sie es dem menschlichen Verstande, höhere Gebäude zu gründen. Demnach gehört der Verstand wohl nicht zur Natur des Menschen? Gleich darauf wird es auch noch Natur-

wirkung genannt, daß der Haufe Volks sich einen Führer suche. Plötzlich aber soll es nicht mehr Natur sein, daß Despotieen entstehen, sondern ein Zeichen menschlicher Entartung. Dann wieder ist der natürlichste Staat ein Volk mit einem Nationalcharakter, der eine Pflanze ist so gut wie eine Familie. Hier also bringt die Natur auch noch Staaten hervor. Andre Zusammenordnungen sind nach Herder gebrechliche Maschinen ohne inneres Leben und Sympathie der Teile gegeneinander, Staatsmaschinen, die nur dieselbe Staatskunst, die sie hervorgebracht, aufrecht erhält, d. h. die mit Völkern und Menschen als mit leblosen Körpern spielt. Diese Erbregierungen, die Despotieen entstehen nicht von Natur, sondern durch den Krieg, und nur die innere Entartung des Menschengeschlechts ließ solche Regierungen aufkommen. Aber wie willkürlich-subjektiv schlägt diese Lehre von der Entstehung des Staats den eigenen Grundgedanken Herders ins Gesicht! Denn 1. die kriegerischen Völker werden doch auch durch ihre Natur in den Krieg getrieben, 2. ist ein Volk friedlich, so muß es infolge seiner Natur unterliegen. Also 3. die Despotieen sind auch Natur, wenn überhaupt menschliches Handeln Natur ist. Aber Herder urteilt hier vom Standpunkt der „schöneren Humanität", er will die Weisheit und Güte der Natur retten: da isoliert er den Krieg, und um den Despotismus recht verabscheuen zu dürfen, läßt er ihn nur über Entartung siegen. Es ist die persönlichste Voreingenommenheit seines Gefühls. Ja, die unwahrscheinlichste Erdichtung wagt er, damit der Erbstaat als recht unnatürlich erkannt werde. Er meint, nachdem die Völker allerlei Regierungsarten durchgangen waren und die Last jeder empfunden hatten, kamen sie zuletzt verzweifelnd auf die zurück, die sie ganz zu Maschinen machte, auf die despotisch-erbliche Regierung. Und dicht dabei in handgreiflichem Widerspruch der Satz: auch dem Staat ist die Naturordnung die beste: daß nämlich in ihm jeder das sei, wozu ihn die Natur bestellte. Es fehlt die Untersuchung über das Entstehen der Staaten, ebenso aber auch diejenige über die Bedeutung des Staats in der Geschichte, ja nur über das gesellschaftliche Zusammenleben, dessen Wichtigkeit Herder doch immerfort betont. Der Gedanke der Entwicklung menschlicher Anlagen in der Arbeit der gesellschaftlich vereinten Individuen, dieser einfache Grundgedanke der geschichtlichen Forschung, mangelt, weil überhaupt die verschiedenen Teile der Betrachtung vorausgesetzt, nicht aber nach dem Zusammenhang ihrer Gesetze untersucht werden. Daher wird nicht einmal ein Anfangspunkt für die geschichtliche Untersuchung festgelegt, von dem dann die weiteren Entwicklungen nach gewissen heuristischen Maximen verfolgt würden. Die Herderschen Grundbegriffe kommen nicht zu einer historischen Entfaltung. Der Humanitätsbegriff zerstört sich in sich selbst, sobald er den Versuch macht, als Grundlage der Geschichtswissenschaft zu dienen. Er ändert zunächst mit dem Zusatz „schönere Humanität" seine Bedeutung, er hemmt sodann das Verfolgen natürlicher Entwicklung. Die Herdersche Natur und das Herdersche sittliche Ideal erweisen sich vor dem Problem der Geschichte

als widerspruchsvolle Begriffe. Mißbilligend bemerkt Herder, daß nicht Humanität, sondern Leidenschaften die Reiche der Erde gegründet. So überwiegt bei seiner human-quietistischen Voreingenommenheit das litterarisch-kulturhistorische Interesse das politisch-historische. Für ihn deckt sich die Geschichte überhaupt mit der Geschichte der geistigen Bildung. Das Reich der Anlagen zur Humanität ist die eigentliche Stadt Gottes auf Erden, in welcher alle Menschen Bürger sind, nur nach sehr verschiedenen Klassen und Stufen. „Glücklich ist, wer zur Ausbreitung dieses Reichs der wahren inneren Menschenschöpfung beitragen kann: er beneidet keinem Erfinder seine Wissenschaft und keinem Könige seine Krone.“ Man erkennt hier, wie er bei der Voreingenommenheit seines Grundbegriffs ein Stück von dem reichen Völkerleben abtrennt, anstatt das ganze in seiner Entwicklung als Einheit zu begreifen. Endlich weil diese Voreingenommenheit die Ausbildung des Entwicklungsgedankens verhindert, faßt Herder die Geschichte des Menschengeschlechts als Erziehung auf, d. h. er bringt den teleologischen Nebensinn der Absichtlichkeit auch in die Betrachtung des geschichtlichen Menschenlebens hinein. Statt in ihm die immanenten Gesetze des Werdens zu suchen, stellt er es als ein mit Bewußtsein gelenktes Werden dar. Es ist überall derselbe Mangel und er stammt überall aus der gleichen Quelle. Wir kennen nicht den Anfangspunkt der Geschichtsbetrachtung, wir kennen für sie keinen Leitgedanken; wir besitzen keine genaue Bestimmung weder der Quellen noch des Gehalts der Geschichte. Es werden immer nur an die vorausgesetzten und einfach angenommenen Teile einzelne Gedanken angeknüpft. So erscheint uns auch die Art, wie Herder zum erstenmale eine historische Quelle benutzt, als charakteristisch für sein ganzes Verfahren: die mosaische Urkunde nämlich. Keinen Augenblick fragt er, in welchem Sinne jene wohl als historische Urkunde zu benutzen sei. Er nimmt sie zunächst einfach als Autorität hin. Thatsächlich dient sie ihm einerseits, eigene Gedanken an sie anzulehnen, und — recht weitgehend — findet er sie im Einklang mit seinen naturwissenschaftlichen Überzeugungen. Da er nun in seinen Einzelbeobachtungen immer die Weisheit und Güte der Natur entdeckt hat, so wird ihm die Urkunde zu einem Dokument der Weisheit und regt jetzt ihrerseits wieder neue Gedanken in ihm an. Also behandelt er sie genau so wie die übrigen Gebiete seiner Forschung. Statt sie nach ihrem Zusammenhange mit dem Problem der Geschichte zu untersuchen, setzt er sie mit ihrem Gehalte als für sich zu Recht bestehend voraus. Hier geht er damit so weit, die Erzählung der Genesis von den Elohim, welche die ersten Menschen unterrichtet, zu verteidigen. Denn die Vorzüge des Menschen sind ihm nur als Fähigkeit angeboren, müssen aber durch Erziehung, Sprache, Tradition und Kunst erworben und herabgeerbt werden. Wollte die Gottheit also, daß der Mensch Vernunft und Vorsicht übte, so mußte sie sich seiner auch mit Vernunft und Vorsicht annehmen. — Also: der Anfang der Menschengeschichte ist die Erziehung des Menschen durch die Engel, der Anfang der Tradition ist bei Gott. Allerdings lehrte

bereits der erste Teil (V_6): Da wirksame Teilnehmung fast der Hauptzweck ist, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist: so muß diese schönste Blüte des menschlichen Lebens notwendig in der künftigen Welt, nach dem Tode zu erquickender Gestalt gelangen, und unsere Brüder der höheren Stufe erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Teilnehmer. — Das Reich geistiger Kräfte ward hier also kraft des Herderschen Lieblingsbegriffs der schöneren Humanität umgedeutet zu einem Reich der Liebe, und dieses überirdische Reich griff in die menschliche Geschichte hinein, wie er nun an diesem einen Punkte entwickelt. Die Metaphysik Herders, welche subjektiv und willkürlich angenommen war, öffnete der subjektiven Willkür auch fernerhin das Thor, sie duldete neben dem naturwissenschaftlich-empiristischen Sinn die reinste Mystik, sie hielt den Menschen zu fest an der Erde und hängte ihn dann wieder an den Himmel: sie im letzten Grunde verhinderte eine methodische Überwindung der Probleme, welche die Geschichtsphilosophie zu lösen hatte.

Bemerkt man wohl, wie hier die Gedanken einander treiben und hervorrufen? Was Herder mit sich brachte für alle Forschungen, was er in sich trug als ein Licht, das ihm von allen Gegenständen zurückgeworfen ward, das war der fromme Glaube an seinen Gott, der sich in der ganzen Welt offenbart. Hiermit steht ihm eine Überzeugung vor der Untersuchung fest. Mit dieser tritt er an die Welt heran, er bezieht sie auf diese Überzeugung. Darum aber nimmt er die Teile der Welt, die er betrachten will, wie er sie findet, ohne sie auf ihren Zusammenhang in Gesetzen zu untersuchen. Denn wir haben es gesehen: alles setzt er einzeln, isoliert voraus: die Seele, die Sprache, die Tradition, Wissenschaften und Künste, die Regierungen, die Religion. So zerstiebt die Welt in Atome. Dann hat jede Erscheinung des Menschendaseins für sich Recht: so zerstiebt auch das Völkerleben in Atome. Nun sucht er eine Einigung. Aber die Tradition, die sich hier einschiebt, ist auch ein Offenbarungsmittel Gottes; indem er Wissenschaften, Künste, Regierungen, Religion auf sie zurückführt, führt er sie abermals auf seinen Gott zurück und abermals entbindet er sich dadurch von einer unbefangenen Untersuchung. Sein naiver Realismus, der die Dinge als für sich bestehend einfach annimmt, ohne sie aus den methodischen Grundbegriffen in methodischem Zusammenhang zu erzeugen, folgt aus dem naiven Theismus oder Pantheismus, der in allem die geistigen Kräfte Gottes entdecken will. Dadurch findet er auch überall Absicht Gottes: jeder neu entdeckte Zusammenhang von Gesetzen erscheint als eine Offenbarung seiner Weisheit und Güte, und dieser naive Theismus läßt nun für Herder in der Geschichte nur das als berechtigt gelten, was ihm weise und gütig erscheint. Wie nun Gott durch die geistigen Kräfte die Natur zu sich in einer Stufenfolge der Wesen hinaufbildete, so erzieht er die Menschenwelt durch seine geistigen Kräfte, nämlich erst durch die Bildungen der Genesis im Klima, dann durch Tradition, in einer Stufenreihe der Anlagen zu sich hin, nämlich zur vollendeten Humanität als

Offenbarung Gottes auf Erden. Nun stand die organische Kraft wirklich als eine unsichtbare, mythische Macht zu der Natur in ihrer absichtsvoll gedachten Zweckmäßigkeit. Dieselbe Gedankenrichtung treibt auch hier zum Zusammenhalten der zersplitterten Welt wirkliche unsichtbare, mythische Wesen hervor — wir sahen, wie die Seele, statt als eine Summe von Vorgängen, als eine wirkliche Kraft angesehen wird, welche die zuvor fertige Welt ergreift —: vor allem aber ist die Tradition wie eine reelle Kraft gedacht. Hiermit aber werden die unnötigen Scheidungen in der Herderschen Gedankenwelt offenbar und vergrößert: die Einwirkung des Klimas hängt von der organischen Kraft ab, die Einwirkung der Tradition ebenso. Man sieht, daß, wie im ersten Teil, immer neue Media an jene Kräfte Gottes herangeschoben werden, in denen sie sich zu offenbaren haben. Jede Komplexion von geistiger Kraft und einem Medium hat sich in einem neuen Medium durchzusetzen, wobei sie wiederum mannigfaltig modifiziert wird. So steigen die umfassendsten metaphysischen Grundbegriffe in immer spezielleren Erscheinungen vor uns auf, wobei immer neue Trennungen der Welt von außen durchgebildet werden. Sie würden alle fortfallen, wenn die Betrachtungen sich von vornherein einfach auf die Gesetze der geistigen Entwicklung des Menschen in der Gesellschaft richteten. Das Herdersche Verfahren, welches von den allgemeinen Begriffen zu den speziellen niedersteigt, isoliert aber auch infolge der unnötigen Scheidung der Gebiete der Welt die Begriffe, ohne die Erfüllung mit ihrem notwendigen Gehalte hervortreten zu lassen. So bespricht er die Seele vor der Sprache, als wenn sie schon ohne sie in der Geschichte etwas sei, ebenso die Tradition vor der Sprache, während doch jene diese voraussetzt. Hier aber enthüllt sich der ganze innere Werdetrieb der metaphysischen Gedankenbildung; die unsichtbaren mythischen Kräfte, in denen Gott als einheitlicher Lebensgestalter die unendlich-mannigfaltige Welt wirkt, verlangen in Herders Gedanken als notwendiges Korrelat den Glauben an ein Inneres der Natur, durch dessen Zusammenwirken mit den geistigen Kräften die äußeren Erscheinungen hervortreten. Die ohne Beziehung zur wirklichen Erkenntnisfähigkeit des Menschen, die transscendent gedachten Kräfte verlangen eine transscendente Welt, da ja die Wirklichkeit, statt einfach als solche erforscht zu werden, auf jene Kräfte bezogen, als Wunder der Weisheit und Güte betrachtet wird. Die wirkliche Welt schwebt bei dieser Gedankenstruktur als eine endliche über dem unendlichen Abgrund unbekannter möglicher Welten. Diesen Hintergrund erhalten alle die verbindenden Begriffe Herders. So erkennt ihm die Vernunft nicht Sachen, sondern nur Merkmale; auch die Sprache drückt keine Sachen aus, sondern nur Namen, und die Merkmale werden wiederum in willkürliche, ihnen ganz unwesenhafte Laute verfaßt, mit denen die Seele denkt. Das einzige Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken ist also voller Unvollkommenheit. Man sieht, wie hier die Sprache nur die unvollkommene Erscheinung eines Wesentlichen, eines geistigen Etwas ist, welches hinter ihr angenommen wird. Dieses „Innere

der Natur" aber, der unbekannte Gehalt hinter jeder äußeren Erscheinung, ist nur eine Konsequenz des naiven Realismus, bei dem die als für sich bestehend vorausgesetzte Welt in so viel Teile zerfällt, wie der gebildete Sprachgebrauch sie ansetzt: eine tiefe Abhängigkeit von den Worten verrät sich darin — denn die Sprache schafft beharrende Substanzen und giebt ihnen, nach des Menschen Bilde, ein verborgenes Wesen, das in einzelnen Offenbarungen sich äußert, die Natur aber ist Entwicklung. —

So treiben die Begriffe einander fort, entfalten sich konsequent in der Richtung, die der erste Teil ihnen gegeben. Auch dort trennten die geistigen Kräfte mit ihrer Teleologie die Welt. Durch sie stiftete Herders warmes religiöses Gemüt die Einheit, welche in den Gedanken fehlte. Für jedes neue Gebiet wurden weitere Gedanken willkürlich vorausgesetzt, und die Welt zerfiel in einzelne Teile. Genau so werden hier die einzelnen Gebiete getrennt und Vermittlungsbegriffe werden nötig. Auch hier zerbricht die Welt in Atome — jeder einzelne Mensch hat vor Herder gleiches Recht — und die bewußte Teleologie in der Natur ist bewußte Erziehung im geschichtlichen Leben des Menschengeschlechts. Dieselben Mächte, welche in Herders Gedanken den Übergang von der mechanischen Naturwissenschaft zur Beschreibung der organischen Natur, von der Physiologie zur Psychologie u. s. f. metaphysisch verwischten, lassen im zweiten Teil den Übergang von der anthropologisch-naturwissenschaftlichen Grundlage zur eigentlichen Geschichte unbestimmt. Wir erhalten für diesen keine Maxime der Betrachtung. Der Entwicklungsgedanke als Leitung des Forschers auf den Zusammenhang und die Richtung von Gesetzen fehlt für die Geschichte wie für die Naturwissenschaft. Wir bleiben in beiden Gebieten bei der Beschreibung stehen. Einer Beschreibung, die naturwissenschaftlich und religiös ist. In alle Begriffe dringt der doppelte Sinn. Die geistige Kraft, das Innere der Natur — diese Vorannahmen spielen in alle Betrachtungen hinein und bauen hinter dieser sichtbaren in beiden Teilen eine unsichtbare Welt, hinter dem Schein des Irdischen das überirdische Wahre, auf das jenes nur hindeutet.

So aber entsprach das Werk Herders Seele, wie es eben in dieser Gestalt Herders Seele entstammte. Sein religiös warmes Gefühl für das Recht alles individuellen Lebens hatte nun in der ganzen Schöpfung sich genüge gethan und lebte sich aus in dem Gesamtgefühl der Gottnatur, die im Kleinsten wie im Großen, im Einzelnen wie im Ganzen mit gleicher Fülle sich offenbarte. Sie zog die Welt zu sich, sie ließ in der geringsten Menschenschöpfung das göttliche Licht der Humanität aufglänzen, das dereinst in einem freien menschlichen Gottesreich allgemeiner Bildung strahlen sollte. Diese Gottesfülle tränkte alle Sätze, alle Begriffe: darin ergoß sich Herders Gemüt voll durch das Werk und verlangte eben durch sie auch eine volle unmittelbare Wirkung auf den Menschen, daß auch sein Wort, Gottes voll, in der Stimme Gottes, der Tradition, weiterschaffe, in den Seelen der Nachwelt die Gesinnung der schöneren Humanität wecke.

Den Sinn des Schöpfers in der Natur und im Menschenleben suchte sein Buch, als eine Erziehung des Allerschaffenden wies es ihn nach: so lebte auch in ihm der Drang des Erziehers, die Gedanken der Erziehung Gottes, die es entfaltete, andern zu übermitteln, seine Geisteswelt, die es entdeckte, auszubreiten. Aber wenn die Gedanken so lebendig fortwirken wollten, sie konnten es nur, weil sie wahrhaft lebendig entstanden waren, weil sich in ihnen eine Persönlichkeit nicht nur aussprach, sondern auswuchs. Herder vollendete hier die Arbeit seines Lebens.

Bereits in seinem ersten großen Jugendwerk, den „Fragmenten“, forderte er und skizzierte in flüchtigen Linien eine Geschichte des menschlichen Verstandes. Ihr Ideal beherrscht ganz und gar jenes übergeniale Reisetagebuch, welches seine Gedanken während der Seefahrt von Riga nach Nantes im Jahre 1769 aufzeichnete. Eine Universalgeschichte zur Bildung der Welt — das war der Hauptgedanke, der ihn wieder und wieder besuchte. Hierzu wollte er in den Gesetzen der Natur den Allzusammenhang finden, aus den Gesetzen der Natur die Geschichte verstehen. Schon hier steht ihm als Grundlage aller Geistesgeschichte die physiologische Psychologie fest, und er eifert gegen die Sucht der Deutschen, alles aus Nominalerklärungen ableiten zu wollen. Ebenso bestimmt er bereits den andern methodischen Hebel seiner Forschungen: jeder Stand, jede Lebensart hat ihre Sitten. Aus einzelnen Menschen will er Klassen und Völker kennen lernen. So betrachtet er schon hier die eigene Erfahrung als einen Aufschluß für die Bildungen der Geschichte. Schon damals tritt er für jede eigenartige Gestaltung ein und bezeichnet eine fremde Kultur nur als zerstörend für den Nationalcharakter der Völker.

So standen fünfzehn Jahre vor der Ausführung der Herderschen Geschichtsphilosophie dem fünfundzwanzigjährigen Manne Ziel, Grundlage, Methode und Gesinnung fest. Sein letzter Zweck aber war bei diesem Studium, durch eine lebendige Bildung in Livland, seiner damaligen Heimat, der Begründer einer neuen evangelischen Religion zu werden. Der religiös-pädagogische Sinn beseelte alle seine Gedanken. In dem gleichzeitigen Entwurf einer „Archäologie des Morgenlandes“ pries er die Newtone und Leibnize als Boten der Gottheit an das menschliche Geschlecht, die in Gottes Tempel führen. Denn mit jeder näheren Nachforschung wird neue Einheit und Mannigfaltigkeit sichtbar. (S. W. S. VI, S. 89.)

Desselben Geistes führte er drei oder vier Jahre später in Bückeburg einen jungen Adligen in die Weltgeschichte ein. (S. Grundriß des Unterrichts für einen jungen Adligen. 1773.) Hier also trug er als Prediger und in der Erziehung seine Gedanken vor — recht ihrer Entstehung und Absicht gemäß. Ein voll ausgeführtes Bild der toten und der lebendigen Natur diente auch hier der geschichtlichen Betrachtung zum Untergrunde. Die religiösen Gedanken setzten sich daran, und die Geschichte erschien wesentlich als Geschichte der menschlichen Seele, des menschlichen Geistes,

an dem die einander ablösenden Völker immer neue Seiten entwickeln. Die Natur wurde selbst bei der Darlegung ihrer Gesetze offenbar mehr beschrieben als einfach in ihren Gesetzen entwickelt: der allgemeine Eindruck der Größe, Güte und Schönheit, der stete Hinblick auf Gott bildete aus den Erörterungen einen einheitlichen Zusammenhang.

Im Jahre darauf, 1774, verriet die kleine Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ in leidenschaftlicher Opposition zur abstrahierenden Modephilosophie der Zeit, welche ihr dürftiges Ideal von Aufklärung als das Ziel der Geschichte betrachtete, einen Teil der Herderschen Grundgedanken in seinem Lieblingsgebiet. Es fehlt hier die Begründung auf die Naturwissenschaft. Durchgeführt wird vor allem der Gedanke des Entwurfs, der uns eben in die Hände fiel, daß jedes Volk des Altertums von einer andern Seite die menschliche Natur ausgebildet habe. Dann aber wendet sich Herder aufs schärfste gegen das allgemeine Charakterisieren. Man lasse den fremden Maßstab, man betrachte jedes Volk nach Ort und Zeit. Jedes hat seinen eigenen Mittelpunkt der Glückseligkeit wie die Kugel ihren Schwerpunkt. Bei jedem Volk und jedem Menschen ist die ganze Natur der Seele zu erkennen, die durch alles herrscht und die übrigen Neigungen und Kräfte modelt. In diesen einheitlichen Bildungen, die zugleich in sich selbst beharrende Zwecke und im Verhältnis zum ewig fortgehenden Ganzen Mittel sind, offenbart sich Gott. Nur er sieht die Einheit in aller Mannigfaltigkeit. Er handelt durch die menschlichen Motive. Und „wann hat in der ganzen Analogie der Natur die Gottheit anders, als durch die Natur gehandelt? Und ist darum keine Gottheit, oder ist's nicht eben Gottheit, die so allergossen, einförmig und unsichtbar durch alle ihre Werke wirkt?“ So soll auch der Naturforscher, statt in ein klein Systemgebäude die Schöpfung zu verengen, dem Strom der Gotteskraft nachgehn, sie in allen Formen, Gestaltungen und Schöpfungen tief fühlen und zu fühlen geben, dem Schöpfer dienen, nicht sich.

Hier wird also ausdrücklich das tiefe Gefühl für die individuelle Eigenart der Dinge als ein religiöses Gefühl bezeichnet: die wissenschaftliche Forschung wird zum Gottesdienst. Gott lebt eben so sehr in den individuell berechtigten Einzelgestaltungen des geschichtlichen Lebens wie in den verschiedenen Formen der Natur, deren Analogieen zum Verständnis der Geschichte herangezogen werden.

Die Glut des religiösen Gefühls wallt über in der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ (1774, 1776), aber auch sie entwickelt — was uns hier allein beschäftigt — die Gedanken und Interessen weiter, welche auf eine Begründung der Geschichtsphilosophie hinwirken. Sie versenkt sich in die Probleme der Urgeschichte, den Anfangspunkt jeder historischen Betrachtung, sie ist in jedem Teile pädagogisch, als eine Mahnung an alle jungen Herzen gewandt, sie deutet eine Offenbarung Gottes: der religiöse, der pädagogische, der historische Sinn sind hier so verflochten

wie je. Die unsagbar feine Kunst der psychologischen Skizze, in der Herders eigene Menschenkenntnis und -Erfahrung sich niederschlägt, dient auch hier zum Ausmalen, zum Verständnis längst verschwundener menschlicher Verhältnisse.

Die Beziehung Gottes zum Menschen suchen alle die verschlungenen Gedankengänge des Buches zu ergründen. Herder faßt das erste Kapitel der Genesis als ein Lied der Morgenröte, in welcher die Welt sich belebt, die Natur erwacht und nun dem Menschen in ihrer Frische sich darstellt. Hier nennt er bereits das Licht „das allweite, feine, schnelle, wunderbare, ewig unergründliche Organ der sich den Menschen offenbarenden Gottheit"! Sie unterrichtete den Menschen in der Morgenröte und lehrte ihn das Allgefühl Gottes in der Natur. Aber sie lehrte ihn auch, in sich das Bild Gottes zu fühlen und ein Gott der Erde zu sein. Denn der Mensch ist ein Bild der ganzen Natur unter seiner menschlichen Gestalt und Bildung, das große Weltall in der Hieroglyphe des kleinen. Seine schöne, erhabene, aufgerichtete Gestalt ist nur Hülle und Bild der Seele. Jedes Tier hat sein Land, die Menschen aber machen sich überall ihr Klima: sie sollen über die Tiere herrschen und über sich selbst; sie lernten alles von den Tieren. Über sie breite das Ebenbild Gottes seine Herrschaft aus und baue das Gottesreich des Menschen. Denn freundlich und kräftig hat sich die Gottheit im Menschen offenbart, in allen den edlen und milden Trieben, Gerechtigkeit, Wahrheit, Barmherzigkeit und Milde, wodurch das ganze Geschlecht fühlte, daß es Eins sein kann und wird.

Nun entwickelt Herder aber noch als Lehre Zoroasters, daß, was im Baum, Pflanze, Tier und Menschen lebt und Seele heißt, nur mit ebenso viel Stufen der Läuterung Licht, Feuer sei, ebenfalls als Lehre Zoroasters, daß eine Kette wirkender Wesen durch alle Adern der Schöpfung sich verbreite und der Mensch als Bild Gottes mit allen unsichtbar durch die ganze Schöpfung wirkenden Wesen in Verbindung sei: im Guten oder Bösen nur ein sichtbar gewordenes Glied einer unendlichen unsichtbaren Kette. — Man sieht hier das stille Fortwachsen der naturwissenschaftlichen und der religiösen Gedanken: das Licht Organ der Gottheit, Seele der organischen Wesen; der Mensch als Inbegriff der Schöpfung eine Offenbarung des in unsichtbaren Kräften wirkenden Gottes, der Herr der Erde; ein Reich der Menschheit, der Liebe als göttliche Anlage und als fernes Ziel; Gott in aller Welt!

Die Studien Herders zur geistigen Geschichte, besonders derjenigen der Poesie begleiteten bekanntlich alle diese Jahre. Stets wurden sie gerichtet nach dem Ideal einer allgemeinen Geschichte der Litteratur, stets dienten sie zur Erkenntnis des Lebens der menschlichen Seele. Aber er legte auch seine Ansicht vom seelischen Leben des Menschen für sich nieder in den Abhandlungen „Über den Ursprung der Sprache" (1770) und „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" (1778), die im wesentlichen der Konzeption nach wohl in dieselbe Zeit fallen. In jener

leitete er die Sprache ab aus dem Charakter der Menschheit, der Besonnenheit: d. h. der Herrschaft der denkenden Kraft über die Sinne. Jedes Tier ist auf seinen Kreis beschränkt, und je schärfer seine Sinne, je wunderbarer seine Kunstwerkzeuge, desto kleiner sein Kreis. Der starke sichere Instinkt der Tiere, auch ihre Kunsttriebe und Kunstfähigkeiten sind aus den auf ihren Kreis eingeschlossenen und mit analoger Sinnlichkeit versehenen Vorstellungskräften zu erklären. Des Menschen Seelenkräfte aber sind nicht auf Eins gerichtet, sondern über die Welt verbreitet. Die denkende Kraft isoliert die Merkmale der Dinge und hält sie in Worten fest. Der Beitrag der verschiedenen Sinne wird sorglich nachgewiesen. Die Bauart der Sprache bezeugt somit die Entwicklungsweise des menschlichen Geistes. Es legt sich in ihr die Geschichte des Geistes nieder, sie wird ein progressives Eins aller Zustände des Lebens.

Aus dem mächtigen Sinnes- und Gefühlsleben des Wilden erklärt Herder die Entstehung der Sprache. Die hilflose Schwäche des Menschentiers zwang es zur Geselligkeit und sorgte so in der Erziehung für seine Fortbildung. Durch diese Geselligkeit und diese fortwirkende Erziehung soll das menschliche Geschlecht ein innig verbundenes Ganze werden.

Die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" fordert als Grundlage für jede Psychologie die Physiologie. Sie verfolgt den stufenweisen Aufbau des geistigen Menschen vom Reiz an und betrachtet mit ungemeiner Feinheit den Beitrag jedes, das Zusammenwirken aller Sinne. Durch die Empfindung kann das Körperliche zum Besitz der Seele werden, da der ganze Körper nur ein Reich unsichtbarer, inniger, aber minder heller und dunkler Kräfte zu sein scheint, das aufs genauste verbunden ist mit der Monarchin, der Seele, die in uns denkt und will, so daß ihr alles zu Gebot steht und in diesem innig verknüpften Reich Raum und Zeit verschwindet. Ihr Denken wird nur aus Empfindung. Der Mensch ist eine kleine Welt, unser Körper ein Auszug alles Körperreichs wie unsere Seele ein Reich aller geistigen Kräfte, die zu uns gelangen. Es giebt keine eisernen Bretter zwischen der materiellen und der immateriellen Welt.

Licht und Schall als die Media zwischen den Sinnen und den Gegenständen sind das Organ der Gottheit für den Menschen. Die unendlich-feine Zusammenwirkung der Empfindungen und der Triebe ist das Saitenspiel der Gottheit. Sie wollte, daß jede Seite ihrer Schöpfung gefühlt, geahnt, hinanempfunden werde; darum verteilte sie so mancherlei Instinkte, Reize, Wurzeln der Empfindung. So ahnen, so finden wir den großen Geist, der im Kleinen und Großen, in der sichtbaren und unsichtbaren Welt einen Gang, einerlei Gesetze, Gesetze der Übereinstimmung zu Einem zeigt, indem wir durch Analogie mit dem Menschen die Natur beleben. Wir wissen ja nur von menschlicher Wahrheit, das Innere der Natur kennen wir nicht.

Man fühlt hier in Herders Gedanken die Gotteswelt sich entwickeln. In dem stufenweisen Aufbau des menschlichen Seelenlebens offenbart sich

der Eine mannigfaltig, und die vielfachen geistigen Organisationen stehen durch unsichtbare Kräfte in Beziehung zu der vielfachen Organisation der Welt. Die Analogie wird ausdrücklich als Methode bezeichnet, die geistige innere Welt zu entdecken. Die Physiopsychologie Herders umfaßt als eine tiefere Organisationsstufe auch die Tierseele und auf der Spitze des Baues erscheint als Vehikel der Vernunft, als notwendiger Ausdruck des Charakters der Menschheit die Sprache, durch deren Merkmale isolierendes Benennen der Mensch Gottes Schöpfung noch einmal schafft. Der stufenweise Aufbau des geistigen Lebens als einer fortschreitenden Selbstoffenbarung Gottes ist hiermit vollendet.

So führt denn gelegentlich das Buch „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ (1782, 1783) das Bild vom göttlichen Haushalt aus. Wieder macht Herder seine philosophischen Überzeugungen fruchtbar zur Deutung der Poesie, insbesondere des Buches Hiob. Er rühmt, daß darin alles als Ein Haus Gottes dargestellt, wo Er selbst walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Vorsicht im kleinsten Moment, mit Güte und Sinn geschehe: die wunderbarsten Phänomene als Werke des immer schaffenden Hausvaters. Überall in der Natur ist Zusammenhang, Ordnung, Güte und Gedanken. Die Gegenstände sind für den Sinn belebt, die Natur ausgelegt fürs Herz, es ist für unsern Verstand ein Plan im Gedicht wie in der Schöpfung.

Auch das Werk der Vorsehung unter den Menschen ward im Verlauf dieses Buches berührt. Aus Vater- und Familienverhältnissen entsteht die erste Regierung, die Familien werden zum Stamm verknüpft. Jehovahs Geist aber war Allgemeingeist des jüdischen Volkes, d. h. statt der Willkür Eines sollte das Gesetz des Landesgottes herrschen. Die Vorsehung hat kein anderes Werk unter den Menschen als Gesetz und Recht, Licht und Ordnung unter den Völkern zu schaffen und auszubreiten. — Hier erscheint also Gott als die Macht der Tradition, die das Reich der Bildung unter den Menschen schafft.

Ist nun auch hier Gott in dem natürlichen Werden der Geschichte entdeckt, so fällt uns als die gereifte Frucht des Herderschen geistigen Wachsens die Erkenntnis zu, welche die „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ (1780, 1781) aussprechen. Es giebt keinen Gegensatz von Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung. Sind sie doch alle Geschenke Eines Gottes! Die Natur erklärt die Schrift, die Schrift wieder die Naturoffenbarung: wir hören in ihnen Gottes Stimme. In allem Wechsel der Gestaltungen herrschen gute, Gottes würdige Gesetze. Tod bringt Leben; einzelner Untergang befördert eine höhere Ordnung; und nichts geht eigentlich in der physischen Natur unter. In der moralischen, der wahren Natur, dem Vorratshaus aller Triebfedern und Kräfte, kann es nicht anders sein. Auch die unsichtbare Gewalt geht fort und wächst nach bestimmten Gesetzen in ihrer Natur.

Man erkennt aus dieser stillen Fortentwicklung der Gedanken, wie

aus einer ursprünglichen Anlage, aus einer ersten Überzeugung das Werder „Ideen" allmählich hervorwächst. Das leidenschaftliche Gefühl, welches überall das Eigenrecht des individuellen Lebens ergreift, verbreitet Herders Blick über die Welt, es ist aufs engste verflochten, ja es wird zum Ausdruck des religiösen Gefühls, das an einen Allzusammenhang in den Naturgesetzen, an einen Gott in der Natur glaubt. Dies doppelte Streben zur Mannigfaltigkeit und zur Einheit, welches in Herders Forschungen stets und durchaus einheitlich wirkt, ergiebt für seine Überzeugung auch den Zusammenhang von Natur und Menschenleben: nur aus der Natur versteht man die Geschichte.

Nachdem er nun die Einheit in der Mannigfaltigkeit bei seinen einzelnen Untersuchungen zuerst so häufig entdeckt, verwandte er sie als wirksames Prinzip für seinen ganzen Gedankenbau; so ward seine Gottesanschauung bildend für seine ganze geistige Welt. Da reihten sich nun die einzeln gefundenen Gedanken hinein. Hatte er den Menschen gelehrt als einen Inbegriff der Natur, seinen Körper als einen Auszug alles Körperreichs: nun breitete dieser Gedanke sich aus und verlangte als seine Grundlage die Stufenfolge der Organisationen, die in dem Menschen gipfelt, von dem Einen Hauptplasma beherrscht. Das Licht war als Organ der Gottheit gepriesen; auch diese Lehre führte sich nun durch, indem Licht und Lebenswärme das Medium ward, das in immer feinerer Läuterung Urelement der Stufenfolge wurde. Da es als solches auch in die physiologische Psychologie hinüberwirkte, ward das seelische Leben als stufenweise Entwicklung an die Naturleiter der Wesen herangezogen, die Erkenntnisse der Tierpsychologie weiter ausgebildet: das einheitliche Medium ergab so den Parallelismus, ja die Einheit der körperlichen und der geistigen Stufenwelt, *aber die getrennte Entstehung der Gedanken aus vorher sich ansammelnden, nachträglich entwickelten Begriffen hielt die beiden Teile noch in der Darstellung auseinander.* Nun verlangten auch die unsichtbaren Kräfte ihr eigenes Leben in dem System einer aufsteigenden Reihe geistiger Kräfte, die in dichtem Übergange die Stufenfolge der Organisationen wirken und unendlich inniger, feiner als diese fortschreiten in ein geistigeres Leben. Hiermit war die Herdersche Anschauung der Natur fertig: Gott in geistigen Kräften durch Media zweckvoll wirkend: Ein Gott, Eine Welt. Nur schuf er zur Bezeichnung der höchsten Stufe des Naturreichs den zusammenfassenden Ausdruck Humanität und schloß dadurch seine Gedanken über das Menschentum in eigenem Kreise selbständig ab. Hierin flossen alle die früheren Ausführungen über den intellektuellen und den moralischen Charakter des Menschen, über die milden Triebe, die Empfindungen der Teilnahme, die ältesten Regierungen u. s. f. zusammen, und Humanität ward zugleich Abschluß des Naturreichs und Anfang neuer Entwicklung, Charakter und Ziel der Menschheit So sammelten sich die vorher gefundenen Gedanken, suchten ihre Beziehungen, in welchen sie ja auch zuvor vereinzelt entstanden waren,

und indem sie in lebendigem Flusse sich durchbildeten, trieben sie zusammenwirkend die eigentümliche Herdersche Allnatur hervor. Es fand nur die in tausend Ansätzen zerteilt begonnene Richtung seines Geistes ihren gesammelten Abschluß, es tauchte nur aus der weit zerstreuten Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen die von je darin wirkende Einheit durchblickend empor. Ebenso treten im zweiten Teile die hierher gehörigen Begriffe auseinander: Genesis, Klima, Tradition, Sprache und schaffen sich in einander wirkend jeder sein eigenes Gebiet. Die auswachsenden Begriffe werden aber auch erlöst aus ihrer bisherigen Abhängigkeit. Wurden sie zum größten Teil bis dahin nur in Anlehnung an Dichtungen entwickelt, so gewinnen jetzt alle auf dem breiten Grunde der Herderschen Natur ihren eigenen Boden. Dieser große Zusammenhang der Natur giebt aber zugleich einen eigentümlichen Wertmesser für die einzelnen Teile ab: indem die fruchtbaren Motive der Gedankenbildung zusammenschießen in einheitlichem Werk, sondern sie von sich die phantastischen Elemente: daher der Grundcharakter des Werkes ein ganz entschiedenes Übergewicht der rein wissenschaftlichen, ja der speziell naturwissenschaftlichen Bestrebungen, wenngleich die metaphysischen Prinzipien sich durch alles hindurchziehen. Fremdartig berührt daher ein durch die Metaphysik begünstigtes Hervorblicken des mystischen Bestandteils wie etwa in der Lehre von dem Unterricht der Elohim. Bei der systematischen Durchbildung der Herderschen Lebensarbeit verlangen die wissenschaftlichen Methoden gebieterisch die Alleinherrschaft. Das ist nicht nur ein Abschluß, es ist ein neuer Beginn. Farbe und Stimmung der Gedankenwelt will sich verändern. Eine große Anzahl z. T. neuer Wissenschaften wird angeregt, die einander helfen sollen in der Ergründung der Natur.

Aber die religiöse Grundstimmung der geistigen Vergangenheit Herders wirkt auch in der Gedankenfügung dieses Werkes nach, wie wir aus früherem Versenken wissen und nun aus der Entstehung besser begreifen lernen. Indem der Denker die Gottesoffenbarung in aller Welt finden wollte, hielt er die naturwissenschaftlichen zusamt den anthropologischen Teilen bei der Beschreibung fest, anstatt Unterschied und Zusammenhang in ihren Gesetzen aufzufinden und das Eigentümliche jedes Gebietes, vor allem aber der Geschichte selbst auszusondern. Wir erkannten die ganze Unsicherheit des Ansatzes der Geschichte an die Natur. Auch der starke pädagogische Drang erhielt seinen Anteil an der Bildung der Begriffe, indem überall nur von der Erziehung des Menschen durch die Natur, durch Gott geredet ward, außerdem indem die einzelnen Teile isoliert wurden, um besonders kräftig pädagogisch zu wirken. Traten endlich die einzelnen Gedanken Herders meist bei der tief gefühlten Deutung von Gedichten hervor, so spüren wir eine ähnliche Geistesrichtung auch noch in dem umfassenden Werk: denn auch hier müssen die Anschauungen in ihrem Zusammenstreben zum Ausdrucke dienen einem großen Gesamtgefühl der Natur, sie sollen in dem mitdenkenden Leser auf das Gefühl wirken, sie finden ja sogar in dem

tiefen Gefühl des Daseins, in dem Gefühl der Glückseligkeit die befriedigende Fassung des sittlichen Ideals. Aber in all diesen fortbildenden Motiven erweist sich nur das ursprüngliche Lebensgefühl Herders, welches all seinen Forschungen Richtung und Charakter gab, als die noch jetzt treibende und immerdar obsiegende Gewalt. Was wir bereits wissen, daß nämlich seine Leidenschaft für die individuelle Berechtigung der Einzelerscheinungen in Natur, Geschichte und Menschenleben durch die religiöse Innigkeit hindurch den metaphysischen Gedankenausdruck errang und dann mit diesen frischen, eigenartigen Gedanken sich pädagogisch gegen die etwas verstaubte Zeit wandte, diese eigentümliche Komplexion der geistigen Richtungen, die wir an ihm kennen: wir entdecken sie nun in ihrer letzten, reifen, durchgebildeten Form in der Begriffs- und Systemstruktur der „Ideen". Wenn Herder in den einzelnen psychischen Skizzen seine eigenen Lebensansichten für die Begründung der Geschichtswissenschaft fruchtbar machte, so verhalf er im Grunde — wir wissen es — nur dem Glauben seines Gemüts zum Ausdruck. Die herrschende Methode der Analogie schuf den Forderungen seines Gemüts ausgiebige Erfüllung in der geistigen Welt. Ja, indem die einzelnen Begriffe, wie wir gesehen, sich ausbreiteten und dadurch die Teile der Herderschen Natur ausbauten, trugen sie in sich, mit sich überallhin den religiös-metaphysischen Sinn: sämtliche Begriffe sind naturwissenschaftlich und religiös-metaphysisch zugleich. Wir fanden endlich, wie einige der wichtigsten sich in sich selbst spalten und in Widersprüchen auseinanderbrechen. Es geschieht, weil das vielgehaltige, nuancenreiche, warme Gefühl des Schöpfers in ihnen lebt und bald diese, bald jene Überzeugung aus ihnen hervortreibt. In der That, wie die Erfüllung eines Versprechens erscheinen die „Ideen" überall, das Herder in früher Jugend sich gegeben und häufig wiederholt: allen früheren Gedanken in ihrer Versammlung zum vollsten Rechte verholfen, das Gefühl, das sie im einzelnen beseelt, nun aus ihrer Allwelt strahlend. So begreifen wir erst recht, was dieses Bild der Welt für Herder bedeutete: seine Individualität, sein Gefühl war es im Grunde, welches seine Welt so eigentümlich baute, daß die Gottheit vor der Menschheit, die Menschheit vor den Menschen in der Geschichte, überhaupt das Allgemeine und Umfassende vor dem Speziellen und Einzelnen kam. Aus dem Eins und Alles löste sich Schicht für Schicht das Viele. Alle Werke des Schöpfers gehören zu einem unübersehlichen Ganzen, jedes ist aber auch für sich ein Ganzes und trägt den göttlichen Charakter seiner Bestimmung in sich. Alle seine Mittel sind Zwecke, alle seine Zwecke Mittel zu größeren Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend sich offenbart. So erschien der Mensch als eine zahllose Harmonie, ein lebendiges Selbst, auf welches die Harmonie aller ihn umgebenden Kräfte wirkt. So waren wiederum alle Verschiedenheiten der Menschen nur Schattierungen eines und desselben großen Gemäldes, das sich durch alle Räume und Zeiten verbreitet. In der Struktur der Gedankenwelt hatte das religiöse Gefühl gesiegt: es hatte nun seine göttliche Einheit

vor aller Mannigfaltigkeit, es pulsierte, es trieb nun von der großen Urquelle bis in die fernsten kleinen Begriffe hinein. Wir begreifen jetzt in diesen ein unruhiges Leben, sie waren lebendig, durch innere Triebkraft einer reichen Seele entstanden. Wir dürfen es in besserer Begründung wiederholen: wie Herders Gott in der Natur, lebt Herders Seele in seinem Werk, oder richtiger: Herders Gott ist nur ein Ausdruck für das eigentümliche Arbeiten seiner Seele.

So schrieb Herder an den „Ideen" nicht nur das abschließende Wort, sondern auch die Rechtfertigung seiner Vergangenheit. Wohl mochte das den Ernst auch der stilistischen Arbeit beseelen, und wir finden ihn, je mehr er zur Darlegung seiner komplizierten Naturbegriffe vordrang, um so mehr nach dem glücklichsten Ausdruck ringend. Gar manche Abschnitte schrieb er drei- und viermal. Sein persönliches Mitfühlen belebte ihm die Erörterungen, mit Entzücken weilte er bei jedem Teil und jeden Satz bildete er für sein Gemüt. Wir fühlen es ihm bis in die stilistischen Einzelheiten nach. Z. B. er sagt: „Der praktische Verstand der Menschen sollte in allen Varietäten aufblühen und Früchte tragen: darum ward dem vielartigsten Geschlecht eine so vielartige Erde." Wir würden etwa sagen: die klimatischen Verschiedenheiten auf der Erde bewirken eine vielfache Verschiedenheit in der Lebensweise der Menschen. Oder Herder sagt: „Wo ein Organ weniger befriedigt werden konnte, reizt sie (die Natur) es auch minder und läßt Jahrtausende hindurch es milde schlummern." Wir vielleicht so: Wo ein Organ durch die umgebende Welt nicht gereizt wird, kommt es nicht zur Entwicklung. Bei unserm Ausdruck fühlt man nicht in erhabenem Schauder die dankbare Verehrung Gottes anklingen, aber er sagt nun doch leider ganz dasselbe. Aber unsere bösen Zweifel reichen weiter. In leidenschaftlichem Gegensatz verwirft Herder die Wortphilosophie, überall will er das Leben, will er die Natur ergreifen. Aber gerade sein warmes religiöses Gefühl, das in diesem Drang nach dem Leben sich ausspricht, führt ihn zum Analogiebilden, zu dem Reich unsichtbarer Kräfte mit all seinen Folgerungen, — was alles nur durch ein Vertrauen auf den realen Wahrheitsgehalt des Sprachgebrauchs, durch Anlehnung an Worte statt an Sachen gewonnen wird. In derselben Gesinnung eifert er gegen die unnötigen Grenzscheidungen und Einteilungen, aber gerade er muß bei seinen metaphysischen Prinzipien den Glauben an mythische Kräfte und mit ihnen überflüssige Trennungen wie Genesis und Klima, genetische Kraft und Tradition einführen. Entgegen dem engen Aufklärungsideal will er das Recht des Lebens erweitern, aber während sein warmes Herz in mitfühlender Liebe für die Glückseligkeit der Wilden eintritt, verengt es in unberechtigtem Haß dem Fortschritt höherer Kultur den Weg, will — in einem philosophischen, einem metaphysischen Werk! — nichts wissen von der weitmöglichsten Ausdehnung der Spekulation. Hier engt es sich selbst willkürlich ein und versagt sich die unbefangene Betrachtung des Lebens. Wir sehen hier über die Herdersche Welt hinaus-

wachsen eine Welt, die weiter ist, eine Welt von größerer, von tieferer Freiheit. Während er sich anschickt zu der großen Befreiungsthat für die Bildung, überall den Gegensatz zwischen Gott und dem Irdischen, zwischen Offenbarung und Natur, der Schrift und der Wissenschaft für den Menschen aufzuheben, mit der freien Ausbildung des Menschlichen die Religion gleichzusetzen, zerreißt sein persönlich subjektives Gefühl diese große Gedankenreihe zwei Male: er bricht die Natur auseinander bei dem Übergang zum Staat, und selbst die orthodoxe Angst fällt häßlich, entstellend, befleckend in diese freie Welt, wenn er als Anfang der Kultur die Engelschule, den göttlichen Unterricht der Elohim ansetzt. Man erkennt die schlimme Konsequenz der Mängel; man sieht, wie überall dasselbe religiöse Gefühl, welches die Prinzipien der ganzen Weltanschauung ausbildete, die Klarheit der Weltanschauung trübte. Es führte in den Gedanken Widersprüche herbei, die, weil sie von demselben Gefühl wie das Große des Werks hervorgetrieben und beseelt waren, zugleich eine schwere Selbsttäuschung des Denkers einschlossen: er übersah das persönliche Element seiner Gedankenbildung, er hielt die metaphysischen Prinzipien für selbstverständlich, so daß er zwischen Faktum und Theorie garnicht zu unterscheiden wußte. In seiner Auseinandersetzung über die organische Kraft glaubt er nur unzweifelhafte facta vorzulegen, während es sich doch um eine Theorie zur Erklärung der facta handelt: so sehr verdunkelt sein Gemütsinteresse ihm die methodischen Voraussetzungen.

So arbeitete dieselbe Kraft belebend und zerstörend in Herders Seele und aus Herders Seele in seinem Werk. Aber auch diese inneren Gegensätze sind entstanden, auch sie deuten auf seine früheren Arbeiten, wie sie sich ableiten aus der ursprünglichen Triebkraft seines Denkens. Dieses flackernd unruhige Temperament hatte mit innerer Notwendigkeit sich der ganzen Breite und Fülle des Lebens bis in seine feinsten und zartesten Nuancen zugewandt, jedes Stückchen aber mit der Leidenschaft an sich gerissen, die es noch in der letzten Faser durchfühlen, durchleben will, mit jedem die eigene predigende, verteidigende Person in dem Augenblick des Ergreifens völlig identificiert und bei diesem überstarken persönlichen Anteil des Apostels die tiefe Erkenntnis der Eigenart der Sache nur zu oft verwechselt mit dem Nachweis ihrer absoluten Bedeutung. So fühlte er die hohe poetische Schönheit der heiligen Geschichte, aber anstatt daraus die Psychologie des religiösen Empfindens herzuleiten, schloß er unbewußt: was ich so tief in seiner Wahrheit fühle, das muß auch für alle wahr sein Er verwechselte so oft die psychologisch-subjektive mit der prinzipiell-objektiven Wahrheit Daher stammt in den „Ideen" die Mangelhaftigkeit der philosophischen Prinzipien bei der Tiefe und Fülle der empirischen Erkenntnis. Die philosophischen Prinzipien Herders sind der abgeschwächte, der theoretisch gewordene, sublimierte Ausdruck des Lebensgefühls, das sich ihm in seine einzelnen Forschungen hineindrängte; sie sind mit diesem Gefühl völlig identisch, richten sich also nach ihm und versagen als philo-

sophische Prinzipien, sobald sie jenem entgegentreten müßten. Aus weit verzweigten einzelnen Forschungen wächst also die Philosophie hervor, und da in diesem ursprünglichen Geiste die durch das persönliche Lebensgefühl erzeugten Gedanken naturgemäß fortleben und sich ausbreiten, so reichen so manche Widersprüche in das Werk hinein, so thun sich so manche Lücken auf, die aber für den Verfasser selbst eben jenes überall mitfühlende Gemüt ausgleicht, welches jene aufbrechen ließ. Denn der Denker überschaut ja seine Welt jetzt nicht durch die gesicherten, vorsichtig abgewogenen und nach allen Seiten verzweigten Prinzipien, sondern der Prediger fühlt überall die Gemütsmotive der Gedankenbildung, er beruft sich auf diese, und niemals antwortet er aus dem ganzen systematischen Komplex seiner Philosophie, sondern — auch darin die unerbittliche Konsequenz der psychologischen Entstehungsweise seiner Gedanken — es überwiegt in seinem Urteil die Rücksicht bald auf diese, bald auf jene Seite der komplizierten Erörterungen. Keine Frage wohl, daß im Gespräch mit Goethe das rein naturwissenschaftliche Interesse sich heraushob. Den Frauen gegenüber wird ihm die Gemütsbelebung der Natur wohl das wichtigste gewesen sein. An Hamann schreibt er bei Übersendung des ersten Teils, er habe in die Grundsätze und Flitterbeschäftigungen der Zeit, als ob sie große Sachen wären, eingehen müssen, um von dem Punkt, auf dem jetzt alle Naturgeschichtschreiber als Lieblingsautoren des Vierteljahrhunderts stehen, nur allmählich wegzulenken. Manchmal habe er gedacht: was wird Hamann zu dem und jenem wissenschaftlichen Kram sagen, und mußte doch fortfahren, ihn auszupacken, um dem Jahrhundert in seinen eigenen Tönen ein ander Lied vorzusingen oder vorzupfeifen. „Im Grunde enthält das Buch nichts, als das Resultat des ersten Teiles der (Ältesten) Urkunde, nur auf anderen Wegen.“ (10. Mai 1784) Etwas später schreibt er: „Das Ende des zweiten Teils trifft auf Ihren lebendigen Punkt, wie ichs wenigstens hoffe und wünsche, und wie es in meiner Seele fertig liegt.“ „Sie werden bemerkt haben, daß ich die Organisation des Menschen nur als Vernunftfähigkeit behandle.“ (23. August 1784.) Er deutet hier also auf den zu erwartenden Unterricht der Elohim. Wir werden in diesen Worten nicht eine bloße Anpassung an den Standpunkt des Freundes sehen, sondern bei dem Gedanken an diesen erscheint ihm wirklich die theologisch-religiöse Seite als die eigentlich wesentliche. Ein andermal meint er gar, das metaphysische fünfte Buch des ersten Teils könne für den, der es nicht gelten lassen mag, seinethalben wegbleiben. „In meinem Plan und meiner Absicht wird damit nichts geändert“. (An Sömmering 28. Februar 1785.) Hier also sah er nur auf seine Beobachtungen und Analogieen nach factis und über facta. Zugleich aber ist diese Stelle ein neuer Beweis, wie er den Anteil seiner metaphysischen Prinzipien an der Gedankenbildung selbst völlig übersah. Das beweist gleichfalls ein Brief an Heyne (9. Januar 1786), in welchem er meint: „Was Hypothese im Buch ist, weiß niemand besser als ich; mich dünkt, ich habe es aber

auch genug bezeichnet." Wir leugnen beide Sätze; die ganze Gottesanschauung in der Natur ist Hypothese. Also wirkt das Lebensgefühl Herders in seiner abschließenden Philosophie noch ebenso wie in der Entstehung der einzelnen Gedanken: es ruht ganz und gar je nach Zeit und Stimmung bald bei diesem, bald bei jenem Element des komplizierten Systems: die Gedanken leben als einzelne darin fort. Das unruhige Temperament bedarf auch weiter der Bewegung, durch welche es sein Baumaterial rastlos zusammen trug, und schafft sich also eine Welt, in der es bald hier, bald da verweilen kann. So enthüllt sich uns das höchst persönliche Leben dieses Werks. Die Persönlichkeit wächst sich aus in der ganzen Begriffsbildung bis in die kleinsten Teile hinein, für das immer unruhige, lebendig flackernde Gefühl gruppieren sich dann die einzelnen Motive. Für Herders Gemüt blieb das Werk beweglich; aber stets setzte er sich völlig für dasselbe ein, bald für diese, bald für jene Seite, nie für das Ganze. Dieses übersah er nicht mehr, es war über ihn fortgewachsen.

Wir begreifen nun auch noch besser die Art seines Gegensatzes zu Kant. Bei jedem Satze, den dieser angriff, empfand Herder die ganze Fülle persönlichen Lebens mit, welche für ihn jenem Satze seinen Wert gab; er empfand den Einspruch also als einen persönlichen Angriff. Um so mehr, da er den systematisch-prinzipiellen Gegensatz überhaupt nicht verstand und daher auch nicht in prinzipieller Abwehr widerlegen konnte. Der zweite Teil der „Ideen" ist voller Polemik gegen Kant, indirekter und direkter. Die facta der organischen Lebenskraft, meint Herder, könne kein scholastisches Wort vernichten. Er spöttelt über den Metaphysiker, der aus einem von ihm festgesetzten Begriff der Seele entwickele, was sich entwickeln läßt, wo und in welchen Zuständen es sich auch finde. Er dagegen wolle die Geschichte allein zum Grunde legen und die zahllosen facta wenigstens in einiger Allgemeinheit zu verbinden suchen. Das Wort Abstraktion erfreut sich überhaupt seiner ganzen Abneigung. Mäßigkeit des sinnlichen Genusses ist eine kräftigere Methode zur Philosophie der Humanität als tausend gelernte künstliche Abstraktionen. — Die Rede, die auf bestimmte Gegenstände weist, befriedigt die Seele mehr als eine Reihe tauber Abstraktionen. — Die Seele wurde (bei einem wilden Volksstamm) nicht durch Worte, sondern durch gegenwärtige anschaubare Dinge gebildet, da wortgelehrte Menschen oft so viel gehört haben, daß sie, was vor ihnen ist, nicht mehr zu sehen vermögen. ($VIII_1$. Offenbar im Hinblick auf die organische Kraft, die Herder zu sehen glaubt und Kant leugnet.) — Glückseligkeit des Lebens liegt nicht in der wühlenden Menge von Empfindungen und Gedanken, sondern in ihrem Verhältnis zum wirklichen inneren Genuß unsers Dasein und dessen, was wir zu unserm Dasein rechnen. ($VIII_5$.)

An diesen Satz schließt er die allgemeine direkte Polemik. Der Mensch könne doch nicht zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte, einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und Wirkungen, ja gar für den Staat und alle Generationen nur für die letzte gemacht sein. Dem

widerspricht das Gefühl des Menschen. Der ruhige Genuß des einzelnen hat einen wahreren Wert. Der Wilde, der sich, sein Weib und sein Kind mit ruhiger Freude liebt und für seinen Stamm wie für sein Leben mit beschränkter Wirksamkeit glüht, ist ein wahreres Wesen als jener gebildete Schatte, der für den Schatten seines ganzen Geschlechts, d. i. für einen Namen, in Liebe entzückt ist. „Das verschwemmte Herz des müßigen Kosmopoliten ist eine Hütte für Niemand.“

Die Konsequenz des Mißverständnisses bei Herder ist ersichtlich. Er haßt die Abstraktion blind, er sieht in ihr ein reines Operieren mit Worten, und er will nun alle Kantischen Erörterungen zu einem reinen, beschränkten Künsteln mit Worten stempeln. Jene innere Opposition also, die für die Ausbildung seiner eigenen Gedanken so wichtig war, wirkt nun als Prädisposition in der Auffassung fremder Gedanken nach. Aber wie verdreht er sie in seinen unklaren Sätzen! Kant spricht nicht von einem unendlichen Wachstum der Seelenkräfte, sondern von den Anlagen, die in einer allgemein das Recht verwaltenden, vollkommenen, d. h. sittlichen bürgerlichen Gesellschaft, dem Reich der Zwecke, ihre Ausbildung finden würden.

In demselben Geist glaubt Herder scharf gegensätzlich zu Kant seinen Satz aufzustellen, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst, aus seiner Vernunft hervorbringe, sondern in der Entwicklung seiner Fähigkeiten von andern abhänge. Eben durch diese Abhängigkeit der Tradition werde eine Geschichte des Menschengeschlechts möglich. Sagte freilich jemand, nicht der einzelne, sondern das Geschlecht werde erzogen, so spräche er für Herder unverständlich, da Geschlecht und Gattung nur in einzelnen Wesen existieren. „Gäbe ich diesem allgemeinen Begriffe nun auch alle Vollkommenheiten der Humanität, Kultur und höchsten Aufklärung, die ein idealischer Begriff gestattet: so hätte ich zur wahren Geschichte unsres Geschlechts eben so viel gesagt, als wenn ich von der Tierheit, der Steinheit, der Metallheit im allgemeinen spräche, und sie mit den herrlichsten, aber in einzelnen Individuen einander widersprechenden Attributen auszierte. Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie, nach der das ganze Menschengeschlecht nur eine und zwar eine sehr niedrige Seele besitzt, die sich dem einzelnen Menschen nur teilweise mitteilt, auf ihm soll unsere Philosophie der Geschichte nicht wandern.“ (IX_1.)

Es ist das gleiche Mißverständnis in einer neuen Verdrehung! Kant spricht nicht von Erziehung, sondern von Entwicklung. Er sagt nur, daß diese Entwicklung aller Anlagen allein in der Gattung vollendet werde, nicht im einzelnen, — was also keineswegs einen Gegensatz des einzelnen gegen die Gattung einschließt. Der einzelne wird betrachtet in seinem Verhältnis zur Gattung.

Wir finden Herders Polemik immer um denselben vermeintlichen Kern des Gegensatzes beschäftigt. So ruft er emphatisch aus, daß unser Geschlecht doch nicht für bloße Spekulation und reine Anschauung gemacht sein könne — woran Kant überhaupt nie gedacht, da die vollkommene

bürgerliche Gesellschaft gerade in der vollen Entwicklung des Charakters besteht. Und zuwider Kants tauben Abstraktionen preist Herder die philosophische Vergleichung der Sprachen als Fundgrube für die reichste Architektonik menschlicher Begriffe, die beste Logik und Metaphysik des gesunden Verstandes (IX_2).

Nach diesen zerstreuten und mehr versteckten Gegenanspielungen erhebt sich Herder endlich zu einem direkt formulierten Angriff. „Ein zwar leichter aber böser Grundsatz wäre es zur Philosophie der Menschengeschichte: 'Der Mensch sei ein Tier, das einen Herrn nötig habe und von diesem Herrn oder von einer Verbindung derselben das Glück seiner Endbestimmung erwarte.' Kehre den Satz um: der Mensch, der einen Herrn nötig hat, ist ein Tier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nötig. Die Natur nämlich hat unserm Geschlecht keinen Herrn bezeichnet; nur tierische Laster und Leidenschaften machen uns desselben bedürftig." Offenbar stützt sich der Widerspruch gegen den Feind hier auf Herders mangelhafte Ansicht vom Staate, den schwächsten Punkt seiner ganzen Philosophie der Geschichte. (IX_4.)

Ein letzter kleiner Seitenhieb gegen das Ende des zweiten Teils! Herder entwickelt an der Hand der mosaischen Urkunde, daß Friede der Urzustand des Menschengeschlechts gewesen. Erst nach weiten Verirrungen der Menschen fangen die wilden Sagen an, „die der spätere Dichter gern ausmalte und denen zuletzt der kompilierende Geschichtschreiber, dem Geschichtschreiber aber der abstrahierende Philosoph folgte. Abstraktionen aber geben so wenig, als das Gemälde der Dichter, eine wahre Urgeschichte der Menschheit". So predigt er, ohne von fern zu gedenken, daß all seine Erörterungen sich in letzter Linie gründen auf die Gefühlstheorie und unbeglaubigte Abstraktion seiner unklaren Humanitätsschwärmerei.

Der psychologische Vorgang dieser Polemik vollendet den Einblick, den wir in die Entstehungsweise der Herderschen Gedanken zu gewinnen suchten. Wenn Herder in der Gattung nur einen abstrakten Namen sehen will, wenn er für die allgemein das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft den Staat mit seinem (Herders) Begriff des Gegensatzes zum natürlichen Menschen setzt, wenn er Kants Begriffen Vernunft und Anschauung einen mystischen Beigeschmack giebt, wenn er die Entwicklung der Anlagen in der ganzen Gattung als eine Zerteilung der menschlichen Seele in Stücke persifliert und für Entwicklung stillschweigend Erziehung schreibt, so finden wir in dieser allgemeinen Verdrehung sämtlicher Kantischen Gedanken eine entschiedene und sehr verständliche Konsequenz: Herder zieht sie nämlich unwillkürlich in seinen bereits feststehenden Gedankenkreis hinüber und identifiziert sie dort gewaltsam, aber völlig unbewußt mit denjenigen Ansichten, zu denen im schroffen Gegensatz er seine eigenen Anschauungen entfaltet hatte. Statt sie unbefangen auf die zugrunde liegenden Prinzipien zurückzuführen, schiebt er sie denjenigen Elementen seines bisherigen Ideenkomplexes zu, welchen

von je sein Groll, Hohn und Haß gegolten hatte. Vor allem will er in ihnen nichts als leere Metaphysik und bloße Wortgaukeleien erkennen. So überwog auch bei dem fortwährend mit schleichendem Groll gefühlten Widerspruch doch die Meinung in Herder, daß er hier nur die eigenen Gedanken ruhig fortentwickle. Er schrieb an Jacobi: „In deine Streitigkeiten mit Kant mische mich ja nicht, Lieber. Er ist mein Lehrer gewesen, und wenn dessen Scham aufgedeckt liegt, fliehe ich zu Japhets Mantel. — — — — Ich bin neugierig, ob er sich zum zweiten Teil der „Ideen“ herauslassen wird oder schweiget; eigentlich aber habe ich keine Zeile gegen ihn geschrieben.“ (16. Sept. 1785.) Dieser seltsame Satz ist zunächst in dem wörtlichen Sinne richtig, den Herder nicht meinte. Denn kein Wort seiner Entgegnungen traf Kants Gedanken. Dann aber konnte er, nachdem das Werk bereits längere Zeit vollendet war und nun mehr den großen Zügen als den Einzelheiten nach in seinem Gedächtnis lebte, wohl so empfinden, da er gegen Kant nur ältere eigene Anschauungen ins Feld geführt und an keiner Stelle von ihm zu eigentlich neuen Entgegnungen angeregt war. Auch unterdrückte er wohl gern die Erinnerung an das gehässige, grollende Gefühl, welches mit Freuden den Gegner nicht nur widerlegt, sondern auch verletzt hätte. Aber in der Neugier, ob Kant etwas äußern werde, verrät sich doch die nicht beschwichtigte Unruhe.

Die Antwort des großen Gegners ließ nicht lange auf sich warten. Sie erschien am 15. November 1785 in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ als Rezension des zweiten Teils. Eine kurze, aber den Fortgang in den wesentlichen Punkten gut hervorhebende Inhaltsangabe geht wiederum voran. Die sicherste Erkenntnis der Eigenart Herderschen Denkens spricht sich abermals in meisterhafter Charakteristik aus. — Wir wollen hier nicht untersuchen, sagt er, „ob nicht der poetische Geist, der den Ausdruck belebt, auch zuweilen in die Philosophie des Verfassers eingedrungen; ob nicht hie und da Synonymen für Erklärungen und Allegorien für Wahrheiten gelten; ob nicht statt nachbarlicher Übergänge aus dem Gebiete der philosophischen in den Bezirk der poetischen Sprache zuweilen die Grenzen und Besitzungen von beiden völlig verrückt seien; und ob an manchen Orten das Gewebe von kühnen Metaphern, poetischen Bildern, mythologischen Anspielungen nicht eher dazu diene, den Körper der Gedanken wie unter einer Vertügade zu verstecken, als ihn wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen“. Er deutet hierauf die Unzuverlässigkeit des anthropologischen Materials an und wünscht, ein historisch-kritischer Kopf hätte dem philosophischen Unternehmen einer allgemeinen Naturgeschichte des Menschen vorgearbeitet.

Dann folgt der prinzipielle Gegensatz. Der Einteilung in Rassen sei der Verfasser vermutlich deshalb nicht günstig, weil der Begriff einer Rasse ihm noch nicht deutlich bestimmt sei. Zur genetischen Kraft als Ursache der klimatischen Verschiedenheiten der Menschen bemerkt Kant, daß auch er mit dem Verfasser ein innerlich nach Verschiedenheit der äußern Um-

stände sich selbst, diesen angemessen, modifizierendes Lebensprinzip annimmt. Aber man dürfe das wohl auch Keime nennen — wogegen Herder sich erklärt hatte — im Sinne von bloßen, weiter nicht erklärlichen Einschränkungen eines sich selbst bildenden Vermögens, welches letztere wir ebensowenig erklären oder begreiflich machen können.

Der Einspruch Kants in diesen Sätzen ist milde. Er sucht Herders Bestimmungen auf Ausdrücke zurückzuführen, die methodisch berechtigt sind. Entschiedener lehnt er schon, wenngleich nicht im Wortausdruck, die Lehre vom Unterricht der Elohim ab, vom Ursprung der Bildung des Menschen als eines vernünftigen und sittlichen Geschöpfs gänzlich außer ihm in einer Belehrung und Unterweisung von andern Naturen. „Da Rezensent," sagt er ironisch, „wenn er einen Fuß außerhalb der Natur und dem Erkenntnisweg der Vernunft setzt, sich nicht weiter zu helfen weiß, da er in gelehrter Sprachforschung und Kenntnis oder Beurteilung alter Urkunden gar nicht bewandert ist, mithin die daselbst erzählten und dadurch zugleich bewährten Facta philosophisch zu nutzen gar nicht versteht; so bescheidet er sich von selbst, daß er hier kein Urteil habe." Kant geht hier wie auch zuvor etwas leicht über die Herderschen Gedankenreihen hinweg, gleich als lohne es nicht, hier auf begriffliche Schärfe der Fixierung zu bringen. Offenbar die gerechtfertigte Antwort auf die Art, wie Herder ihm erwidert, nicht in wissenschaftlicher Entwicklung, sondern in persönlich angehauchten Invectiven.

Er greift von diesen Entgegnungen die wichtigsten auf. Wohl möge die Vorsehung den Kunstendzwecken großer Gesellschaften die leichtere Glückseligkeit einzelner Menschen vorgezogen haben, wie Herder meine. Aber das ist nur jene Glückseligkeit, die gerade den Begriffen und der Gewohnheit des Geschöpfs an die Umstände, darin es geboren und erwachsen ist, angemessen ist, und bei der es keine Vergleichung des Grades und keinen Vorzug einer Menschenklasse oder einer Generation vor der andern giebt. Vielleicht ist aber nicht dieses Schattenbild der Glückseligkeit, sondern die dadurch ins Spiel gesetzte, immer fortgehende und wachsende Thätigkeit und Kultur, deren größtmöglicher Grad nur das Produkt einer nach Begriffen des Menschenrechts geordneten Staatsverfassung, folglich ein Werk der Menschen selbst sein kann, der eigentliche Zweck der Vorsehung, und so würde „jeder einzelne Mensch das Maaß seiner Glückseligkeit in sich haben", der Wert nicht seines Zustandes, sondern seiner Existenz selbst aber nur im Ganzen sich offenbaren. — Hiernach erledigen sich die andern Mißverständnisse Herders. Der Ausdruck Menschengattung bezeichnet nicht nur das Merkmal, worin gerade alle Individuen unter einander übereinstimmen müssen, sondern das Ganze einer ins Unendliche (Unbestimmbare) gehenden Reihe von Zeugungen, und diese Reihe ist in allen ihren Teilen der Linie ihrer Bestimmung asymptotisch und kommt doch im Ganzen mit ihr zusammen, d. h. kein Glied, sondern nur die Gattung erreicht völlig ihre Bestimmung. Diese ist unaufhörliches Fort-

schreiten, und ihre Vollendung ist nur eine Idee, aber eine sehr nützliche von dem Ziele, worauf wir, der Absicht der Vorsehung gemäß, unsere Bestrebungen zu richten haben. Auch bemerkt Kant bei Herder selbst das Anklingen dieser Ansicht und den darinliegenden Widerspruch mit den sonstigen Äußerungen, wenn jener hervorhebt, daß Erfinder oft der Nachwelt den Nutzen ihres Fundes überlassen mußten. So steht denn ein Ziel der Kultur fest: sonst würde es ja auch gar keinen Unterschied ausmachen, ob die Inseln von Otaheite z. B. von glücklichen Schafen und Rindern oder von Menschen besetzt wären, die im bloßen Genuß ihr Glück finden.

Die von Herder so gründlich verkannten Begriffe waren hierdurch in ihrem wahren Sinne wiederhergestellt. Es zeigte sich, daß sie keine leeren Wortabstraktionen waren, sondern im geraden Gegenteil Gedanken, welche nicht nur die Betrachtung eines reichen Materials leiteten, sondern sogar dieses selbst erst mit einem bestimmten Leben erfüllten, also nicht tot und ertötend, sondern lebendig und belebend. Herder war vollkommen widerlegt, und die größten Schwächen seines Werkes waren mit der Sicherheit eines meisterlichen Schützen getroffen: die mangelhafte Bestimmung eines Anfangspunktes der Geschichte, der Mangel eines entwickelnden Leitgedankens. Ebenso sicher durchschaute Kant die persönlichen Motive der Gedankenbildung. „Jener Grundsatz ist also nicht so böse, als der Verfasser meint,“ sagt er mit Bezug auf Herders Wort. „— Es mag ihn wohl ein böser Mann gesagt haben. —“ Das ist nicht nur ein feines Lächeln, es ist eine bestimmte Erwiderung. Nicht wissenschaftlichen Gegensatz, sagt Kant, betonst du mit diesem Ausdruck, sondern persönlichen Ärger gegen mich, ich habe dich verstanden, ich nehm' es auf mich. Ebenso meisterhaft die Abwehr der zweiten Beleidigung. „Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie,“ hatte Herder über Kants Gedanken gesagt, „soll unsere Philosophie der Geschichte nicht wandeln.“ „Daraus läßt sich schließen,“ antwortet Kant, „daß unser Verfasser, dem so oft alles, was man bisher für Philosophie ausgegeben, mißfällig gewesen, nun einmal nicht in einer unfruchtbaren Worterklärung, sondern durch That und Beispiel in diesem ausführlichen Werke ein Muster der echten Art zu philosophieren der Welt darlegen werde.“ — Das heißt mit andern Worten: Du höhnst auf meine Philosophie, aber bisher hast du noch kein im eigentlichen Sinne philosophisches Wort gesprochen. In beiden Fällen also nach der wissenschaftlich genauen Widerlegung die schlagende Erwiderung auf den persönlichen Angriff, indem er im ersten Fall als solcher entlarvt, im zweiten in seiner Anmaßung bloßgestellt und durch die berechtigte Zurückgabe vernichtet wird.

So leistete die Rezension alles, was man unter diesen Umständen von einer Rezension Kants erwarten durfte. Sie war Widerlegung, Abwehr und Abfertigung zugleich. Sie traf die für die Geschichtsphilosophie maßgebenden Gedanken, sie verteidigte siegreich die eigenen Argumente.

Die Versuche, persönlich zu verletzen, fertigte sie mit vornehmer Leichtigkeit ab und ließ in dem ganzen Ton als einzige Antwort auf Herders Verfahren das Gefühl der Überlegenheit durchblicken, zu der ihr Urheber nach der wissenschaftlich unzureichenden und nicht ganz redlichen Gegenwehr Herders berechtigt war. Mit einem Wort: sie verriet in durchdringender Feinheit das richtige Gefühl für das Verhältnis, wie es der zweite Teil der „Ideen" zwischen Herder und dem alten Lehrer gestiftet: im ganzen ein Zeugnis seltenen polemischen Geschicks und staunenswerter Elasticität des Geistes.*)

Die erste Rezension Kants hatte durch ihre Ergänzung in der „Idee einer allgemeinen Geschichte" für Herder ihre Schärfe erhalten, was nicht in der Absicht des Gegners lag. Diesmal aber ließ er in feiner Schalkhaftigkeit ohne den geringsten Seitenblick auf Herder der Rezension eine Abhandlung folgen: „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte", welche ihrerseits im Anschluß an die Mosaische Urkunde seine Auffassung der Geschichte darlegte. Sie erschien in der „Berlinischen Monatsschrift" (Januar 1786).

Kant entdeckt in der Erzählung der „Genesis" die Entwicklung des Menschen aus der Rohigkeit eines bloß tierischen Geschöpfes zur vernünftigen Menschheit. Der Instinkt zur Nahrung wie der zum Geschlecht werden dem Einfluß der Vernunft unterstellt. Die überlegte Erwartung des Künftigen kommt hinzu, und endlich begreift der Mensch sich als Zweck der Natur. Er erhebt den Anspruch, selbst Zweck zu sein, von andern als solcher geschätzt und von keinem als Mittel zu andern Zwecken gebraucht zu werden. Hiermit gelangt in dem Menschen die rastlose und zur Entwicklung der in ihn gelegten Fähigkeiten unwiderstehlich treibende Vernunft zur Herrschaft, die ihm nicht erlaubt, in den Stand der Rohigkeit und Einfalt zurückzukehren, aus dem sie ihn gezogen. Dies also ist der Übergang aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit.

Als Bestimmung der Menschengattung erscheint nun also das Fortschreiten zur Vollkommenheit. Denn am Anfang der Geschichte der Frei-

*) Julian Schmidt sagt in seiner Einleitung zu den „Ideen" (Ausgabe bei Brockhaus in der Bibliothek der Deutschen National-Litteratur des 18. u 19. Jahrhunderts. Bd. I, S. LIX): „Kant war 60 Jahre alt . . . . In eine fremde, außerhalb seiner Terminologie liegende Denkart sich zu versetzen, wurde ihm immer unbequemer." Dies, während Kant in der Dialektik der reinen Vernunft die feinsten Analysen anderer Denkarten gegeben, und in den beiden Rezensionen Herders eine bei einem Zeitgenossen geradezu erstaunliche Tiefe des Verständnisses für dessen ganze Eigenart bewiesen. Indem Schmidt auf diese Weise seine Erklärung des Gegensatzes der beiden einführt, verstellt er seiner sonst inhaltreichen und instruktiven Einleitung den Weg zur richtigen Erkenntnis des Verhältnisses von Herder und Kant. Die Unbefangenheit gegenüber den großen Geistern früherer Zeiten bezeugt sich überhaupt nicht darin, daß man die im alltäglichen Leben gebräuchlichen Argumente menschlicher Schwäche auf sie anwendet, sondern darin, daß man in ihre Grundprinzipien eingeht, sie in ihre Konsequenzen verfolgt und nach ihrer Tragweite mit dem Maße der eigenen philosophischen Bildung beurteilt. Jedenfalls ist der Respekt für die individuelle Eigenart die Grundlage jedes Lebens in geistiger Freiheit und Unbefangenheit. Ist denn überhaupt das Gericht der Geschichte, welches aus dem wirren Vielerlei des Lebens die bildenden Grundzüge heraushebt, nicht der Festtag des menschlichen Geistes?

heit steht ein Gegensatz der tierischen Anlagen mit der Vernunft, aus dem alle die Übel und Laster entspringen. Erst dann wird dieser Streit der Kultur und der Natur enden, wenn die vollkommene Kunst wieder Natur wird; „als welches das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung der Menschengattung ist".

Wie hier die einzige Absicht ist, die allgemeinen Grundgedanken in der historischen Einkleidung vorzuführen, so lassen auch im folgenden die Epochen der Urgeschichte, wie Kant sie ansetzt, die Mittel zur Begründung einer menschlichen Kultur hervortreten. So schreitet ihm der Mensch aus dem Zeitabschnitt der Gemächlichkeit und des Friedens in den der Arbeit und der Zwietracht als das Vorspiel der Vereinigung in Gesellschaft hinüber. So scheiden sich die Stände der Ackerbauer und der Hirten, und in den Städten bildet bei verschiedener Lebensart Kultur und der Anfang der Kunst sich aus, wobei denn Verfassung und öffentliche Gerechtigkeit, Geselligkeit und bürgerliche Sicherheit sich entwickeln. Fortwährende Kriege erhielten die Freiheit im Innern, denn Teilnahme an der Erhaltung des gemeinen Wesens und Betriebsamkeit, die den Reichtum schafft, finden sich nur in freien Verfassungen — beide aber sind nötig, wenn ein Volk den Krieg aushalten soll. Mit dem Ende der Kriegsgefahr endet auch die Freiheit, und der Despotismus mächtiger Tyrannen, die seelenlose Üppigkeit verworfener Sklaverei bringen das menschliche Geschlecht unwiderstehlich ab von dem Beruf, den die Natur ihm gab, in der Ausbildung seiner Anlagen zum Guten immer fortzuschreiten; wodurch es seiner Existenz selbst unwürdig wurde, da es bestimmt war, „über die Erde zu herrschen, nicht viehisch zu genießen und sklavisch zu dienen".

Von dieser Lebensanschauung durchdrungen, wendet er sich gegen einige leere Wünsche, welche die Menschheit zur Unzufriedenheit mit dem Gange menschlicher Geschicke und mit dem Walten der Vorsehung zu verführen drohen. Man wünscht so oft das Aufhören der Kriege, ein längeres Leben, ein goldenes Zeitalter der Zufriedenheit, der Gleichheit und des Friedens. Aber der Krieg erhält die enge Verbindung der Stände zu wechselseitiger Beförderung des Wohlstandes und nötigt den Oberhäuptern der Staaten Achtung für die Menschheit ab. Auf unserer Stufe der Kultur ist er unentbehrlich, eben die Kultur weiter zu bringen. Erst nach ihrer weiß Gott wie fernen Vollendung wäre ein immerwährender Friede möglich und heilsam. Die kurze Lebensdauer genügt für unsere Arbeit; währte es Jahrhunderte, so wäre in dem harten Kampfe ums Dasein nicht der Vater vor dem Sohn, der Bruder vor dem Bruder, der Freund vor dem Freunde sicher. In dem goldenen Zeitalter der Genügsamkeit würde der Mensch sich nicht erhalten können, seine Vernunft triebe ihn hinaus.

Es ist offenbar, daß auch in dieser kleinen Schrift überall die Kantischen Grundbegriffe eingeschärft werden. Die menschliche Geschichte ist die Geschichte der Freiheit, d. i. der Selbstbestimmung des Menschen durch

Vernunft. Als ihr Ziel erscheint wiederum die allgemein das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft, in welcher alle Anlagen des Menschen zu voller Entwicklung gedeihen. Der ununterbrochene Fortschritt zu dieser Kultur ist die Aufgabe der Menschheit. Ein vollkommenerer Gegensatz zu Herders Gedanken war unmöglich Gegen den weichen Genuß der Naturschwelgerei ward hier die harte Kampfesarbeit der Kultur gepriesen. Sie beginnt für Kant in einer natürlichen Entwicklung, nicht durch den Unterricht der Elohim. Ja, bis in die kleinen feinen Einzelbemerkungen und Beobachtungen, welche den Komplex der Grundbegriffe umspielen, erstreckt sich der schroffe Gegensatz. Nicht Friede ist der natürliche Zustand des Menschengeschlechts, sondern Krieg. Nicht der Krieg hat den Despotismus geschaffen, sondern der Friede. Der Friede ist ein Feind der Freiheit und der Kultur. Ein längeres Leben ist garnicht zu wünschen. Ein Leben im Genuß und der Gemächlichkeit der Natur widerspricht der Anlage des Menschen. In jedem Satze Opposition; in den Gedanken, den Beobachtungen und der Stimmung, vor allem aber in dem ethischen Ideal ein entschiedener Protest gegen das Herdersche Werk!

Herder versuchte zunächst, mit dem Humor der Verachtung die Rezension zu ignorieren. Da sie, wie er hört, beweise und darthue, daß im ganzen zweiten Teil kein Funken von Philosophie und er überhaupt ganz und gar kein Philosoph sei und er's doch gern sein möchte, so sei es natürlich, daß er sie nicht lese und einmal in seiner unphilosophischen Philosophie ruhig fortfahre. Aber diesen Beschluß des Dezembers hatte er im Januar bereits aufgegeben. Er las die Kritik und wieder sah er in ihr nur einen hämischen Ausfall, wieder faßte er sie rein persönlich auf. Er bedauerte sich selbst, weil er auf völlig unverdiente, wenigstens durch seine Unwissenheit unschuldige Art mit Kant als seinem Lehrer in einen Quasi-Zwist geraten. Als könne gar kein wissenschaftlicher Widerstreit obwalten, versicherte er abermals, daß er beim ersten Teil an Kant überhaupt nicht gedacht und durchaus nicht gewußt habe, daß er selbst ein Werk der Art plane. „Im zweiten Teil mußte ich notwendig meinen Weg nehmen und absondern, was er denn mit einer Art Hohnlache gerügt hat. Habeat sibi!" Besonders kränkt ihn noch immer Kants früherer Hinweis auf einen künftigen Newton, der die Philosophie der Geschichte ausführen solle. Hamann tadelte den Freund, daß die Schläge seines alten Lehrers ihm so weh thaten. Et ab hoste consilium, und Kant sei doch kein Feind. Sind seine Erinnerungen ohne Grund, so fallen sie von selbst weg. Haben sie Grund, so ist's desto besser, ihn bei Zeiten zu entdecken und sich darnach zu richten. „Also iß Dein Brod mit Freuden, trink Deinen Wein mit gutem Mute, denn Dein Werk gefällt Gott."

Wie Herder die Erinnerungen der Gegner nie auf ihr Recht untersuchte, sondern nur von seinem eigenen Standpunkte aus begriff, so trieben sie ihn auch nur zu schärferem Hervorkehren seiner eigenen Gedanken. Auf Moses Mendelssohns Verdacht, die „Ideen" würden auf Schwärmerei

hinauslaufen und es werde zuletzt oben ein Flämmchen brennen, das nicht „für uns" sei, lachte er, wie gesagt, und fügte dann ganz harmlos hinzu, im zweiten Teile habe er eine Freude, das Flämmchen aufzustecken, das er dann im dritten flugs wieder ausblasen wolle, hoffentlich ohne üble Dämpfe. So wenig berührten ihn Bedenken wegen der mystischen Einmischung der Elohim. Ebenso betonte er gegen Kant nur um so heftiger die Abhängigkeit des Menschen von der Natur, gefiel sich in um so eifrigerem Preise des gemächlichen Naturzustandes und erhob sich auch darum eben nicht zum Gedanken der Entwicklung, dem notwendigsten Grundbegriff der Geschichte. Dabei aber täuschte er sich völlig über den eigentlichen Kern des Gegensatzes. „Es ist sonderbar," schrieb er an Hamann, „daß die Metaphysiker wie Ihr Kant auch in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dräuster Stirn so gut als aus der Welt läugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, die historische Flamme recht groß zu machen, wenn es auch abermals wie die Urkunde der Scheiterhaufe meines philosophischen Gerüchts sein sollte. Laß sie in ihrem kalten, leeren Eishimmel spekulieren." Immer glaubte er im Gegensatz zu leerer Wortmetaphysik die lebendige historische Erkenntnis zu vertreten. Nicht die fernste Ahnung steigt ihm auf von dem Sinn des Kantischen Staates für die Geschichtsbetrachtung. Als ihm das Kapitel über die Regierungen so schwer fällt, seufzt er, daß doch daran die ganze leidige Geschichte hängt, wie sie der Herr Immanuel und das Publikum der Universalgeschichte will.

Auch diesmal fand er einen Bundesgenossen, wie bei dem ersten Teil in Reinhold. Kant hatte gesagt, Herder habe sich den Begriff der Menschenrasse vermutlich noch nicht genau bestimmt. Er gab noch in das Novemberheft der Berliner Monatsschrift 1785 eine Abhandlung: „Über die Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse", welche zuerst eine genaue Bestimmung des Begriffs verlangte, ehe man seinetwegen die Erfahrung befragt. Dieses griff Georg Forster auf. Wie mag er Herder entzückt haben, als er mit der lebendigsten Bewunderung der „Ideen" zugleich ihm seinen scharfen Tadel Kants aussprach, ja hiermit nicht zufrieden sich, Herder ähnlich, in verächtlichen Ausdrücken über den Metaphysiker erging. Auch für ihn hat der Archisophist und Archischolastiker die „Ideen" schief und mit seinen gewöhnlichen Wortsubtilitäten angesehen; in seinen seltsamen Bibelerklärungen hat er offenbar einen Gesichtspunkt für die Mosaischen Schriften wieder hervorgesucht, den jeder weise und redliche Gottesgelehrte in Vergessenheit zu begraben wünscht. „Den Moses Kantische Metaphysik sprechen zu lassen, ist doch das Ärgste, was man sich über ihn einfallen lassen kann; aber eigentlich sollte dadurch dargethan werden, daß jene Metaphysik und göttliche Weisheit einstimmig sind." Auch hört Forster, daß Kant in seiner Abhandlung über das Orientieren den Mantel nach dem Winde hängt und es mit den Berlinern und Mendelssohnianern nicht verderben will. Dann geht die Achtung, die er noch vor ihm hatte, großenteils verloren. Vor allem aber ereifert er sich in Sachen der Menschen-

rassen gegen die neue Art, einen Begriff als demonstriert auszugeben, der durch die erste Voraussetzung erschlichen ward. In diesem Sinne schrieb er gegen Kant im Deutschen Merkur (Oktober und November 1786): „Noch etwas über die Menschenrassen“. Mehr als ein Jahr später, im Januar 1788, antwortete Kant an derselben Stelle mit der Abhandlung: „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie“. Er erledigte Forsters Einwurf mit der einfachen Bemerkung, Beobachten heiße doch nur Erfahrung methodisch anstellen. Durch bloßes empirisches Herumtappen ohne ein leitendes Prinzip, wonach man zu suchen habe, würde man nie etwas Zweckmäßiges finden. Wie mochte sich Herder über die ungesuchte Bundesgenossenschaft des berühmten Naturforschers gefreut haben! Aber — Ironie der Thatsachen! — als Forster einige Zeit später eine Reise um die Welt antreten wollte, bat er selbst Herder und Goethe um Fragen, um nach ihnen Beobachtungen anstellen zu können. So teilte auch Herder einige Jahre später ohne ein Wort der Mißbilligung in den Humanitätsbriefen eine Briefstelle Friedrichs des Großen mit, in welcher dieser wie Kant den Menschen für ein Tier erklärt, das einen Herrn nötig hat.*)

Die kleine Auffassung des Gegners, welche ihm nur persönliche Motive unterschiebt, das Bemühen, seine Einwürfe mit denjenigen Gedanken zu identifizieren, die Herder von je bekämpft, beweisen uns, daß Herder wahrhaft neue Gedanken nicht mehr ergriff, daß er den Kreis durchmessen hatte, welcher seine Fähigkeit, sich geistig auszubreiten, umgrenzte. Seine innere Entwicklung war völlig abgeschlossen und ließ keine weitere methodische Ausbildung mehr zu. Er hatte sein Ziel erreicht. Thatsächlich aber erstanden gegen ihn Gedanken, die wenigstens in ihrem Zusammenhang von Grund aus neu waren. Man konnte sie nicht leichter Hand abweisen, man mußte sie durchleben, wie ihr Schöpfer sie durchlebt hatte, um in ihnen die Säulen einer neuen Geisteswelt zu erkennen. Hier trat nicht der einzelne Gedanke gegen den Gedanken, wie Herder meinte, so daß man einzeln unter ihnen wählen konnte, hier trat System gegen System, d. h. Persönlichkeit gegen Persönlichkeit.

Kants systematische Forschungen begannen wie die Herderschen mit der Natur, aber da Kant zugleich Mathematiker war, schloß sich ihm das Gebiet der mathematischen Naturwissenschaft, die Mechanik im weiteren Sinne, von vornherein als das eigentliche Bereich menschlicher Gewißheit ab. Indem er für jedes Gebiet der Naturwissenschaften die Methoden bestimmte, erlöste er die Natur überhaupt für die Forschung von Gott

*) S. Briefe zu Beförderung der Humanität. Erste Sammlung Nr. 9. Ausg. d. D. Nat.-Litt. Herders Werke V, S. 42, 43.

Hauptbelegstellen des letzten Abschnitts: An Georg Müller, Dez. 1785. Gelzers Prot. Monatsblätter XIV, S. 113. An Hamann 2. Jan. 1786. (Ausg. Hoffmann S. 225.) Hamann an Herder 19. Januar 1786 (Schriften Bd. 7, S. 299, 300). An Jacobi 25. Febr. 1785. A. H. N. Bd. II, S. 268. An Hamann 28. Febr. 1785 (o. Ausg. S. 212). An Hamann 23. Apr. 1785 (das. S. 214). Forster an Herder 21. Juli 1786, 21. Jan. 1787. A. H. N. Bd. II, S. 387 ff.

und die Erklärung des Organismus insbesondere von jedem mystischen Beisatz. Auch für die organische Natur gelten die mechanischen Gesetze, aber wir bedürfen in der Forschung einer Maxime, um jenen die organische Natur zu unterwerfen: diese Maxime ist der Gedanke der Zweckmäßigkeit. Sie ist also eine Maxime der Vernunft, um die besonderen Gesetze zu finden und zu ordnen und in einem System die Einheit der Erfahrung durch Prinzipien herzustellen. Nun finden wir als den letzten Zweck, ja als den Endzweck der Natur den Menschen, welcher Zweck an sich selbst, Selbstzweck ist. Sein Dasein nämlich hat den höchsten Zweck in sich selbst, und das Reich der menschlichen Selbstzwecke als der eigentliche Endzweck, das Reich der freien Persönlichkeiten schließt die Natur ab, indem es sie dem menschlichen Gedanken, Gefühl und Handeln unterwirft, aber in keiner Hinsicht mehr als ein bloßes Mittel einem Einflusse der Natur unterworfen ist. Diese vollkommene Kultur also, welche der Mensch als seine sittliche Aufgabe hervorbringt, ist der Zweck des Menschen, nicht die Glückseligkeit, welche die Natur hervorbringt.

Die letzte also von den Maximen, welche die Gesetze und Methoden der nicht mechanischen Wissenschaften finden lehren, erweist sich als eine Aufgabe des menschlichen Handelns. Das letzte Problem der Teleologie ist die Freiheit. Sie ist ein Ausdruck für das Verhältnis des Menschen zur Natur: indem der Mensch sich zur Persönlichkeit entwickelt, unterwirft er sich die Natur; die Persönlichkeit als Selbstzweck ist eine Darstellung der Freiheit; die Freiheit also verwirklicht sich in einer Entwicklung, und diese Entwicklung, das Fortschreiten zur Freiheit ist der Inhalt der Geschichte. Diese ist also als eine Entwicklung von Naturanlagen ein Problem der Naturwissenschaft, als Fortschreiten zur Freiheit ein Problem der Ethik: die Teleologie verbindet Naturwissenschaft und Ethik zunächst auf dem Boden der Geschichte. Sie erweist den Weltbürgerbund freier Staaten als die vollkommene Darstellung des Endzwecks: der Unterwerfung der Natur in den freien Persönlichkeiten.

In allen Gebieten der Bethätigung des menschlichen Geistes wurden hier diejenigen Gedanken aufgesucht und formuliert, welche sie der vorurteilslosen wissenschaftlichen Erkenntnis methodisch unterwarfen. Die scharfe Bestimmung der Methoden lenkte die wissenschaftliche Erwerbung jedes Teils und zeigte den Zusammenhang aller. Sie belebte also und beflügelte die empirische Forschung und sie ließ mit der Abgrenzung jedes Gebiets das System der Erkenntnis hervortreten. So unterschied sie die reine Naturwissenschaft, die mathematische, von der Physiographie, der Naturbeschreibung, und der Physiogonie, der eigentlichen Entwicklungslehre. Kant ging in dem Aufsuchen der Methoden fort zur Ethik und gliederte unter sie die Rechts- und Staatslehre und die Geschichte. Um die Gebiete noch besser zu unterscheiden, führte er die Methoden zurück auf Bethätigungen des Geistes und unterschied hiernach: Verstand, Vernunft, Urteilskraft. Handelte es sich doch darum, die Methoden des Geistes in der Verarbeitung

der Welt aufzusuchen! Die scharfe Bestimmung der Grundsätze verlangte aber zuvor eine scharfe Bestimmung der Begriffe. Darum ermüdete Kant nicht, jeden einzelnen Begriff, der ihm in der Arbeit begegnete, auf das pünktlichste zu erklären, nach der Beziehung zu ergründen, in der er zu dem eben vorliegenden Gebiete stand. Nur wenn alles Erschlichene, wenn der leiseste Nebensinn aus den Begriffen entfernt war, nur dann konnte der rein wissenschaftliche Charakter der Grundsätze gesichert werden. Die äußerste Lauterkeit der Erkenntnismittel war das Ziel. Die Begriffe waren der Ausdruck der Kulturgebiete. Diese wurden gesäubert und abgegrenzt, indem jene bestimmt wurden. Es war also derselbe Sinn thätig in der zuweilen fast peinlichen Sorgfalt der Worte wie in der großen Durchführung des Systems: in beidem das gleiche sittliche Bemühen, das Herrschaftsgebiet des menschlichen Geistes methodisch-lauter auszumessen. Die Gliederung sämtlicher Wissenschaften setzte sich bis ins speziellste fort in einer Gliederung der die einzelnen Wissenschaften konstituierenden und ausfüllenden Begriffe. Es handelte sich um eine neue philosophische Begründung des menschlichen Lebens oder genauer der Kultur. Nun begreifen wir den ganzen Gehalt persönlichsten Lebens in jenem Ausdruck der ersten Kantischen Rezension der „Ideen", welcher besser als irgend ein anderer Kants Verfahren charakterisiert. Sein System war in Wahrheit geschaffen „durch eine im Entwurfe ausgebreitete, aber in der Ausübung behutsame Vernunft".

Nichts anderes also war das innerste Bestreben dieser Philosophie als jede willkürliche Metaphysik zu vernichten. Nicht Wortgrübelei gab es hier, sondern die ernsteste Ordnung der Thatsachen. So ist Kants Auffassung der Philosophie zu verstehen, von welcher er also „logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe und sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze" verlangte. Eine in Anlage und Methode völlig verschiedene Konzeption der Philosophie trat hier der Herderschen entgegen. Kant aber begriff den vollständigen Gegensatz, begriff ihn um so mehr, da er selbst Herder die erste Schulung in der Philosophie gegeben. Denn es ist gar keine Frage: was Herder mit so überlegenem Ton gegen Kant vorbringt, das hatte er selber einst von diesem gelernt. Von ihm wurde es eingeschärft, das Denken überall an facta, an data anzulehnen; von ihm wurde schon in den sechziger Jahren, als Herder zu seinen Füßen saß, die leere Metaphysik, die mit erschlichenen Begriffen dichtet, verworfen. Ja, wenn Herder in jener fruchtbaren Zeit mit Hamann die Bedeutung von Tradition und Sprache erwog und von ihm in das universale Studium der Litteraturen eingeführt wurde, so empfing er wohl zweifellos in Kants Kolleg über physische Geographie die erste naturwissenschaftliche Bildung, also das andere fruchtbare Element seiner Weltanschauung und Geschichtsphilosophie. Seitdem hatten sich ihre Wege getrennt. Herder schuf sich ein Bild der Welt nach seinem religiösen Gefühl und fand, indem er scheinbar überall nur die Thatsachen vertiefte

und erschaute, die Einheit in Gott. Da aber hierin nur sein Gefühl den ihm gemäßen Gedankenausdruck fand, so lebte er überreizbar in seinem Werk. Kant dagegen durchdrang mit seinem Forschermut die wirklichen Wissenschaften; in unermüdlicher philosophischer Pünktlichkeit legte er sie nach ihren Methoden zurecht und fand in gewaltiger Arbeit die Einheit des Systems in der allseitigen Beziehung der gereinigten Methoden auf den sittlichen Beruf des Menschen, der, indem er jedes Gebiet der Natur methodisch, ohne Voreingenommenheit erkennt und unterwirft, indem er in der Geschichte die Gemeinde der vollkommenen, das Recht verwaltenden Gesellschaften verwirklicht, in denen die Individuen als Selbstzwecke ihre Anlagen entwickeln, indem er endlich — was in unserm Zusammenhange nicht zu berühren war — in der Kunst die Einheit der Natur und der Freiheit schafft und genießt, der — sagen wir — in dieser Ausbildung seines Wesens sich als der Endzweck der Natur erweist. Bei dem Ringen aber zu diesem Weltbilde hatte Kant die wunderwürdigst feinsten Analysen der Denkarten durchgemacht; er übersah nun die Methoden des Denkens, er beurteilte den Gegner mit der durchdringenden Kraft des Gedankens. Wie mußte ihm da das Herdersche Werk erscheinen? Er fand zunächst die Grenzen der Naturgebiete verwischt, die er mit vieler Mühe scharf gezogen hatte. Dann war ihm der Gedanke der Stufenleiter der Wesen, den Herder mit mancher Willkür im einzelnen, mancher Erschleichung spiritualistisch-materialistischer Media, ferner mit Voraussetzung dogmatisch-metaphysischer Prinzipien durchführte, keineswegs etwas Neues. Er selbst hatte sich bemüht, den methodisch berechtigten Ausdruck des Entwicklungsgedankens zu bestimmen; er konnte in der Fassung Herders nur einen verwegenen Übergriff entdecken. Die psychologischen und anthropologischen Erörterungen standen für ihn als Teile der bloßen Naturbeschreibung außerhalb des eigentlich philosophischen Problems: die Methoden aufzusuchen, welche die verschiedenen Gebiete begründen. Herders ethisches Ideal der Glückseligkeit hatte er in eigenem Nachdenken längst verworfen; er wußte, daß es zum Leitgedanken für die Geschichtsphilosophie nicht ausreiche. Dagegen erkannte er den Staat d. i. die Form der bürgerlichen Gesellschaft, die zum Reich der Endzwecke zu entwickeln ist, als das wesentliche Element der Geschichte. Wenn bei Herder in jedem Teile Gott sich offenbarte, so hatte der gleichfalls fromme Kant aus sittlicher Lauterkeit Gott fortgerungen in der Methodik jedes Teils der Natur und der Sittlichkeit und dann versucht, auch der Religion ihr eigenes Gebiet zu geben. Aus einem Komplex systematischen Wissens also gingen die kurzen Andeutungen der Rezensionen hervor. Sie trafen mit sicherem Schlag die methodischen Grundmängel der „Ideen" und befestigten dagegen nur kurz die Kantischen Gedanken. Auch die Schrift über den „Mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" führt wie im Geplänkel einzelne Vorposten der wohlgegliederten Kantischen Scharen ein. Die Einkleidung dabei war Nebensache. Hinter diesen leichteren Äußerungen aber stand der schwere Ernst des ganzen Systems. Darum

ist es verkehrt, die einzelnen Gedanken für sich zu betrachten. Kant lehrt durchaus nicht, daß die Menschen alle um der späteren Generationen willen da sind. Auch nach seiner Meinung soll jede Generation den Schwerpunkt in sich haben, aber eine durchgehende Entwicklung läßt sich über alle verfolgen. Ebensowenig stellt er mit dem Weltbund der Staaten ein einzelnes bestimmtes Ziel auf. Man vergesse doch nie, daß der Zweckgedanke zunächst nur Maximen der Betrachtung bezeichnet und allein infolge der Sprachform reale Ziele zu bedeuten scheint. Jener Weltstaatenbund aber überblickt als Maxime der Entwicklungserforschung sämtliche geistige Entwicklungen des Menschen, ohne der rein empirischen Ergründung der Geschichte an irgend einem Punkte Halt zu gebieten, ohne ihrem suchenden Drange entgegenzutreten, immer reicher, immer individueller die historische Einzelgestaltung für die Erkenntnis zu beleben. Mag vereinzelt eine metaphysische Einseitigkeit selbst in Kants Entgegnungen auftauchen, sie versinkt vor den großen Motiven der Gedankenbildung. Sein System schloß nichts von dem wahrhaft Lebendigen an Herders Werke aus, aber es überragte dessen Gedanken weit; von dem gerade für die Geschichte wichtigsten Teil des Systems war in jenen Gedanken nichts zu spüren. Wie also — nochmals gefragt — mußten ihm die „Ideen" erscheinen? Als geistvolle physiologische und anthropologische Vorübungen, welche eigentlich gar nicht im strengen Sinne philosophisch waren und das philosophische Problem der Geschichte nicht berührten, dabei mit vielen methodischen Mängeln behaftet. Was sollte er gar zu Herders Art der Gegenwehr sagen, welche im wesentlichen gegen ihn Gedanken vorführte, die Herder einst von ihm gelernt, und die er eben in systematischer Vollendung entwickelt hatte? Er durfte in der That mit vollkommener Ueberlegenheit dieses Werk unter sich sehen. Aber nicht nur löste es die Probleme nicht, zu welchen Kant gerade im Verfolg seines Denkens gekommen. Auch seine Art die Welt zu sehen, auch der wissenschaftliche Charakter widersprach seinen mühselig durchgeführten, seinen innersten Überzeugungen vom Wesen der Philosophie. Er mochte wohl auch an Herder denken, wenn er wenige Jahre später in der „Kritik der Urteilskraft" mit heftiger Mißbilligung die Worte schrieb (Ausg. v. Kehrbach, S. 178): „Wenn aber jemand sogar in Sachen der sorgfältigsten Vernunftuntersuchung wie ein Genie spricht und entscheidet, so ist es vollends lächerlich; man weiß nicht recht, ob man mehr über den Gaukler, der um sich soviel Dunst verbreitet, bei dem man nichts deutlich beurteilen, aber desto mehr sich einbilden kann, oder mehr über das Publikum lachen soll, welches sich treuherzig einbildet, daß sein Unvermögen, das Meisterwerk der Einsicht deutlich erkennen und fassen zu können, daher komme, weil ihm neue Wahrheiten in ganzen Massen zugeworfen werden, wogegen ihm das Detail (durch abgemessene Erklärungen und schulgerechte Prüfung der Grundsätze) nur Stümperwerk zu sein scheint." Ebenso aber erschien ihm die Gesinnung der „Ideen" verderblich, die rückwärts gewandte Sehnsucht nach einem Paradiese des Friedens in ruhigem Ge-

nusse der Natur und in langem glückseligen Dasein. Die sittliche Arbeit zur Begründung menschheitlicher Kultur war ihm das Ziel des Strebens; vorwärts war sein Auge gerichtet. Eigene Verantwortung sollte der Mensch fühlen bei allem Thun. Ausdrücklich bezeichnete er am Schluß des Aufsatzes über den „Mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte“ eine Darstellung der Geschichte als ersprießlich und dienlich zur Lehre und Besserung des Menschen, welche, von solcher Gesinnung durchdrungen, Zufriedenheit mit dem Gange menschlicher Dinge im ganzen erweckt, der vom Schlechtern zum Bessern allmählich sich entwickelt, wozu denn jeder nach seinen Kräften mitwirken möge. Eben nicht Natur, sondern Kultur heißt für ihn das Ideal des Menschen.

So tief war der Gegensatz der beiden Männer begründet.*) Für Kant waren die „Ideen“ ein wissenschaftlicher Fehlgriff, in der Methode und in der Gesinnung gleich verwerflich, gefährlich für die Kultur, die er sich mit unsäglicher Mühe auszubauen bemühte. Er kannte Herders Art genau. Während dieser im raschen Fluge Buch auf Buch schrieb und in unruhigem Bestreben seine Gottnatur sich durchbilden ließ, baute Kant in langer, fast wortloser Stille sein System aus, und nach einem ähnlichen Beginne hatte sich ein vollkommener Gegensatz der wissenschaftlichen Persönlichkeiten herausgearbeitet. Der zwanzig Jahre ältere Mann aber beherrschte jetzt die weitere und die klarere Gedankenwelt. Er konnte den früheren Schüler noch beurteilen, während diesem jedes Verständnis für den alten Lehrer abging. Ja, der unruhige, in seinem Lebenskern getroffene Mann vergaß völlig, was Kant ihm gewesen und gegeben, und faßte also sein Verhältnis zu ihm durchaus verkehrt. Zweifellos hätte der Königsberger Weise die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte“ auch geschrieben, wenn Herders Buch nicht gekommen wäre; sie lag durchaus auf seinem eigenen Wege. Herder sah darin nur einen hämischen, hinterlistigen Schlag. Kant aber bewies auch nach Herders Entgegnungen mit der durch kritische Gedanken bezeugten Überlegenheit zugleich das sicherste Gefühl für das Verhältnis zu Herder, wie dessen zweiter Teil es gestiftet. Die Richtigkeit

*) Um das Verhältnis Kants zu Herder in dem ganzen System der Gedanken gründlich bestimmen zu können, habe ich die großartigen Entwicklungen der §§ 80—84 in der „Kritik der teleologischen Urteilskraft“ herangezogen, welche allerdings erst später geschrieben sind, aber so sehr in der Konsequenz der Kritik der reinen Vernunft liegen, daß man sie wohl anstandslos zu obigem Zwecke benutzen darf. Sie gehören zu den instruktivsten des gesamten Kantischen Werks und sind besonders für eine immer noch zu liefernde innere Entwicklungsgeschichte des Kantischen Denkens unschätzbar, denn selten kann man in solcher Klarheit den Sinn erweisen, den er mit dem Ausdruck „Zweck“ verbindet, selten so einleuchtend darlegen, daß er damit nur eine besondere Maxime des Forschens bezeichnet. — Bei unserer Arbeit als dem ersten Versuch einer Psychologie des Herderschen Denkens, welche seine ganze Gedankenbildung bis in die letzten Zweige auf die ursprünglichen Lebensrichtungen seiner Individualität zurückführen und das immer Feste, den Gedanken, als ein immer Fließendes, d. i. ein Element psychologischer Entwicklung erweisen möchte, um so mit der Erkenntnis Herders zugleich die philosophische und psychologische Erkenntnis anzubauen, — bei dieser ist es wichtig, auch bei den Männern, mit denen wir ihn vergleichen müssen, auf Art und Umfang der Persönlichkeit zurückzugehen, und hierzu waren jene Paragraphen Kants kaum zu entbehren.

des Verständnisses aber war bedingend für die Nachwirkung des Kampfes. Für Kant war der Zwist mit jenen kleinen Schriften abgethan; er setzte in Ruhe und mit gutem Gewissen seinen großen Gang des philosophischen Systematikers fort. Herder aber konnte mit seinen heftig verächtlichen Worten das dunkle, unbestechliche Gefühl nicht beschwichtigen, welches ihm wieder und wieder zuflüsterte, daß der große Feind damit doch nicht abgeschlagen sei. So blieb eine tiefe Unbefriedigung in ihm zurück, ein schleichender Groll fraß an seiner Seele, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ und ihm so viele trübe und bittere Stunden brachte.

---

4. Der dritte Teil der „Ideen" (1787). Das Verhältnis Herders zu Goethe.

Nach der Vollendung des zweiten Teils mußte die Arbeit längere Zeit ruhen. Der Verleger, der alte Freund Hartknoch, wünschte umsonst, auf Michaelis 1786 den dritten Teil zu erhalten. Erst im Winter des Jahres 1786 ging Herder von neuem ans Werk. In fast völliger Einsamkeit, da Goethe fern war, in einer Murmeltierswinterruhe schrieb er mit stiller Intensität und Eifer, fleißig wie ein Einsiedler, und die viele Mühe lohnte aufs reichste mit innerem Vergnügen. Ein Besuch Reichards entzog ihn am Ende des vierzehnten Buchs seinem Schaffen, und als er zu ihm wiederkam, fand er, daß er's noch einmal umarbeiten mußte, um nur den Faden zu verfolgen, den er verlassen. Dann stellte sich auch wieder die natürliche Ermattung ein, denn bei der zweiten Niederschrift und zumal in den letzten philosophischen Abschnitten war die lebendige Freude des Aussinnens natürlich schon geschwunden, und die bloße Ausführung konnte leicht nur Mühe sein. Aber wenn er nun wieder klagte über den traurigen freudenlosen Winter, die böse Zeit, über Hauskreuz und Krankheit, so empfing selbst sein Verlangen nach Ruhe von den Betrachtungen des Ewigen, die bei der gleichzeitigen Arbeit an den „Ideen" und an den Gesprächen über „Gott" seinen Geist bewegt hatten, einen Grundzug des Erhabenen und des Erhebenden. Wohl meint er, seine Autorschaft als das principium mali sei ihm bis zum höchsten Überdruß verleidet und verekelt. Aber wir lauschen zugleich seiner Sehnsucht: „Was ich mir von Jahr zu Jahr mehr wünsche, ist Nutzbarkeit und Wahrheit. Mein Morgen war unbedachtsam, mein Mittag ist lastvoll; Gott gebe mir einen zwar nicht müßigen, aber ruhigen Abend. Alles ist Eitelkeit hienieden, und das Schema dieser Welt vergehet." Und ein ander Mal: „Immer mehr sehnt sich mein Gemüt nach stiller, reiner, ewiger Wahrheit, sofern sie uns schwachen Sterblichen zu Teil werden kann." Und wir fühlen in diesen Worten, wie der Geist seiner Autorschaft sich in sein

Leben übertrug, oder wie wenigstens von dem gleichen Geiste Autorschaft und Leben beseelt waren.

Auch der dritte Teil war den mannigfaltigen Erscheinungen des individuellen Lebens und den ewigen Prinzipien gleichmäßig zugewandt. Herder kam mit hundert Völkern unter dem Mantel zu Markt und gab im letzten Buch seinen leitenden Gedanken ihre abschließende Formulierung. Die Freunde erkannten ihn voller Bewunderung wieder, als sie im April und Mai 1787 den Band erhielten, den Plato-Herder, und auch der Herzog Karl August rühmte die wahre Hilfe und Erholung, die er in Mainz aus diesem Buche gewonnen. „War mein Kopf gestärkt durch neue Gedanken und große Zusammenfügungen, so machte ich mich an die Arbeit, deren es hier einen Haufen gab.“*)

a. Herders Geschichtsbild des Altertums. Zusammenhang mit seinen philosophischen Grundanschauungen.

Der dritte Teil umfaßt die Geschichte des Altertums. Er beginnt mit den großen Staaten Ostasiens, die in starrer Ruhe der Tradition verharren. Die heftigen Bewegungen des westlichen Asiens verfolgt das zwölfte Buch: Babylon, Assyrien, Chaldäa; Meder und Perser; Hebräer; Phönicien und Karthago; Ägypter ziehen vor unsern Augen vorüber. Mit herzlichem Wohlgefallen verweilt das dreizehnte Buch bei der Betrachtung Griechenlands, seiner Kultur und seiner Geschicke. Der herbe Gegensatz des welterobernden und weltzerstörenden Rom erhebt sich im vierzehnten Buch. Das fünfzehnte sucht nach den Gedanken, welche in der Geschichte den Fortgang der Humanität finden lehren.

Die Schilderungen des elften Buches beginnen mit dem in China ausgebildeten Despotismus, welcher zu einer allgemeinen Stockung der Vernunft geführt hat. Herder erklärt ihn als Natur der Sache bei einem Volk, das in einer solchen Organisation und Weltgegend, nach solchen Grundsätzen, mit solchen Hilfsmitteln, unter solchen Umständen im grauen Altertum sich bildete und wider den gewöhnlichen Lauf des Schicksals unter allen Völkern seine Denkart so lange bewahrte. Das Volk blieb mitten in seiner Erziehung stehen, weil das mechanische Triebwerk der Sittenlehre den freien Fortgang des Geistes auf immer hemmte: das Werk der Gesetzgebung und Moral ist ein Kinderversuch des menschlichen

*) Hauptbelegstellen: Hartknoch an Herder 28. Mai 1786. V. u. a. H. Bd. II, S. 102. An Gleim 22. Dez. 1786, Karoline an denselben 23. Febr. 1787. V. u. a. H. Bd. II, S. 122, 129. An Eichhorn 7. Jan. 1787, 25 April 1787. V. u. a. H. Bd. II, S. 294, 295. An Hamann Ende Jan. oder Anfang Febr. 1787 und 28. April 1787 (ed. Hoffmann S. 226—229). An Heyne 28. April 1787. V. u. a. H. Bd. II, S. 204. An Jacobi 7. Mai 1787. A. H. N. Bd. II, S. 283—285.

Gleim an Herder 10. Mai 1787. V. u. a. H. Bd. I, S. 129. Heyne an Herder 17. Mai 1787. V. u. a. H. Bd. II, S. 204, 205. Hamann an Herder 2. Juli 1787. (Schriften Bd. 7, S. 360). Forster an Herder 1. Sept. 1787. A. H. N. Bd. II, S. 402. Karl August an Herder 11. Jan. 1788. Weimarisches Herder-Album. Jena, 1845.

Verstandes. Aber immer bleibt der Nation der Ruhm ihres Fleißes, ihres sinnlichen Scharfsinns, ihrer feinen Künstlichkeit in tausend nützlichen Dingen.

In Tibet findet Herder das geistliche Kaisertum oder kaiserliche Hohepriestertum der Lamas. Er beschreibt die Religion des Buddhismus als ungeheuer und widrig, dann aber auch als sittigend in ihrer Wirkung. Sie machte das grobe heidnische Volk reinlich, keusch und mitleidig. Die Kosmogonie und Metempsychose der Morgenländer sind gleichfalls Kinderversuche der Weisheit, poetische Vorstellungsarten dessen, was ist und sein wird. Das Kind lernt ja seine erste Weisheit und Sittenlehre durch Märchen. Die Vorsehung knüpfte alles an Tradition, und so konnten diese frühen Menschen einander nicht mehr geben, als sie hatten und wußten. Der Buddhismus ist die erste Dämmerung einer reineren Sittenlehre, der erste Kindestraum einer weltumfassenden Wahrheit.

Auch in Hindostan wird die Einrichtung des Lebens, welche die Lehre der Brahmanen geschaffen, als natürliches Ergebnis von Nationalcharakter, Zeit und Klima dargestellt und nach Fehlern und Vorzügen wesentlich moralistisch beurteilt. Die guten und die drückenden Wirkungen werden erwogen.

Überall untersucht demnach Herder die Lebensweise der Völker, und er beurteilt sie nach seinem eigenen Ideal moralisierend. Er bespricht die Erfindungen, welche sie gemacht; er erwähnt, hier allerdings mehr im Vorbeigehen, die Tradition als die leitende Macht der Geschichte. Sein letztes Resultat aber ist immerdar, in den verschiedenen Gestaltungen historischen Lebens Naturordnung zu entdecken, d. i. ein Produkt der jeweiligen Naturbedingungen nach Ort, Klima und Zeitumständen.

In all dem erkennen wir das alte Herdersche Verfahren. Wieder ist sein Streben vor allem auf die Ableitung aus natürlichen Bedingungen gerichtet. Die Entstehung beschäftigt ihn mehr als die Bedeutung. Wie früher die Seele, so haften nun auch die Völker am Boden. Auch betrachtet er nicht nur jedes für sich, sondern er will auch, daß man alle ungestört für sich leben lasse, und kargt nicht mit heftiger Mißbilligung der Europäer, die sich überall zerstörend eingedrängt. Das ist eine getreue Fortführung seines alten Ideals der Glückseligkeit: jeder soll da leben, wo er lebt, genießen, was vor ihm liegt, und sich so wenig wie möglich mit vorwärts- und zurückblickenden Sorgen teilen: ein Ideal, welches wir als einen Ausdruck des Sinnes für die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen erkannten, gewissermaßen als die Ethik der Herderschen Naturwissenschaft. Auch bei der Ausführung der Bilder nutzt Herder die früher gewonnenen Leitgedanken, besonders Tradition und Erfindungen, und wenn er bei der absichtlich naturwissenschaftlichen Darstellung der Völker doch immerfort moralisierend beurteilt, so bleibt er auch darin seiner Weise getreu und erinnert vor allem an die physiologische Beschreibung der Tiere, wo ja z. B. der Elefant gepriesen wurde als ein

König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit. Aber hier verrät sich auch sogleich die Zersetzung aller Herderschen Gedankenreihen mit einem bestimmten ethischen Ideal. Ihm war ja die Natur, ihm waren die Gesetze selbst schön, weise und gütig, denn ihm spiegelte ja alles in unendlicher Stufenleiter den weisen und gütigen Gott. Ja weiter — nur ein kleines Wort! aber was hat es zu bedeuten, wenn für Herder die chinesische Moral, die tibetanische Religion Kinderversuche, Kinderträume sind? Daß ihm doch ein sittliches Ziel der Entwicklung, ein ethisches Ideal vorschwebt, ein Grundtypus des Menschlichen, zu welchem alles historische Leben aufstreben sollte — wie er es einmal noch deutlicher verrät: eine reine Sittenlehre, eine weltumfassende Wahrheit. So trägt Herder seine eigentümliche Betrachtungsart auch in die Geschichte hinein: sein moralisierend-naturwissenschaftlicher Sinn bewährt sich in der Anlage und der Ausführung seiner Geschichtsanschauung ebenso wie in der Anschauung der Natur.

Derselbe Geist beherrscht die Darlegungen des zwölften Buches. Trat Herder kraft seines Ideals der Glückseligkeit für die unbewegliche Ruhe der ostasiatischen Völker ein, so eifert er aus demselben Grunde gegen den regen kriegerischen Sinn derjenigen des westlichen Asiens. Er schildert die Nomadenstaaten Babylon, Assyrien und Chaldäa mit ihrer Vorliebe für den Krieg. Bei den Medern und Persern fügt er ein Lob des großen und guten Cyrus ein, tadelt aber auch an ihm den wilden Eroberungsgeist, der bei seinen Nachfolgern ins Entsetzliche ausartete. Doch jedes Übel, jede Übermacht zerstört sich selbst. Das Schicksal hat sich an den Sultanen gerächt. Zoroasters Religion wird als eine politische Mönchsreligion charakterisiert, die ihre Lehren der politischen Einrichtung anbequemte. Auch bei den Juden weist er in der Staatsverfassung den Grund ihres Falls auf. Die feine Nomokratie Mosis vertrug sich nicht mit der theokratischen Monarchie, wie sie bei allen Völkern dieses Erdstrichs voll Despotismus herrschte. Das Gesetz Mosis mußte dem Volk ein Sklavengesetz werden, da es politisch ihm ein Gesetz der Freiheit werden sollte. Er nennt die Juden weder staatsweise noch kriegsgelehrt, am wenigsten aber wissenschaft- und kunsterfindend im Lauf ihrer Geschichte. „Ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte." Für die Geschichte der Menschheit giebt er den Phöniciern den Vorzug vor allen erobernden Völkern Asiens. Sie wurden durch die Lage am Meer und durch die Not zum Handelsvolk und waren Koloniengründer und Erfinder. Sie schufen — beschämend für die späteren unterjochenden Europäer — den ersten friedlichen Völkerverkehr durch den Handel. In Tyrus und Karthago bildete sich auch der erste Übergang vom asiatischen Despotismus zu einer Art von Republik, zu feinerer Unterwürfigkeit. Die Ägypter findet Herder noch im Kindesalter der Religion und Staatsweisheit. Ägypten blieb jederzeit ein Kind

an Kenntnissen, weil es in der Andeutung derselben, nämlich mittelst der unvollkommensten Schrift, der Hieroglyphik, ein Kind blieb.

Die uns bereits bekannte Abneigung Herders gegen den Despotismus und gegen den Krieg, der nach seiner Meinung jenen hervorbringt, bestimmt offenbar das Urteil in diesem Buch. Früheren Behauptungen gleichlautend betont er wiederum: „das Reich eines Volks ist eine Familie, ein wohlgeordnetes Hauswesen. — — — — Ein zusammengezwungenes Reich von 100 Völkern und 120 Provinzen ist ein Ungeheuer, kein Staatskörper.“ Wieder preist er vor allem die friedlichen Erfindungen, welche dem Menschengeschlecht nützlich werden, und bei allen Völkern fragt er nach ihrer Weisheit und nach deren Zusammenhang mit ihrer Sprache und Schrift. Er läßt sich bei der Erforschung der historischen Thatsachen durchaus leiten durch die in den früheren Teilen entwickelten Gedanken.

Die ganze Fülle seiner charakterisierenden Kunst und seiner darstellenden Kraft wendet Herder an das Griechentum. Wir lernen es kennen — das vielgeteilte Seevolk in seiner angeregten wetteifernden Thätigkeit. Die Staaten sind klein, die Einwohner in gesunder Regsamkeit, alles in Bewegung, und weithin verbreitet sich die Kolonisation. Thätigkeit und Ruhe, Geselligkeit und Entfernung, freiwillige Betriebsamkeit und Genuß derselben müssen sich verbinden, damit ein Kreislauf befördert werde, der dem Geschlecht selbst sowohl als allen ihm nahenden Geschlechtern hold ist.

In ursprünglichen Erlebnissen dieses beweglichen Volks, dieser regen Stämme sind die Anfänge seiner Religion, Weltweisheit, Musik und Dichtkunst zu suchen. Jedes kleine Volk trug seine Vorfahren oder Nationalgottheiten ins Gebiet der griechischen Muse, diese Verschiedenheit brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben ins Gebiet der Nationaldenkart. Aus so vielartigen Wurzeln und Keimen entsproß der schöne Garten, der selbst in der Gesetzgebung die mannigfaltigsten Früchte brachte. In freiwilligem Umgang nahmen die Völker Sittlichkeit und Gesetze an, kein Alleinherrscher zwang sie ihnen auf: auch im Gange der Kultur sind sie ein griechisches Freivolk.

Ihre Sprache bildete sich unter der Gunst der Natur und im frühen Gebrauch des freien Lebens durch Gesang und Dichtkunst. Die griechische Kultur geht aus von Mythologie, Dichtkunst und Musik. Sie waren alle durchaus national. Homer war für die Griechen ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit. Die andern Dichter folgten ihm, und stets blieb der Geschmack an Mythologie, Dichtkunst und Musik ein Hauptstrich des griechischen Charakters. Er schuf als höchste Blüte des menschlichen Geistes jenes Kunstwerk, das Poesie, Musik, Tanz, Gebärden- und Schauspielkunst verband. Auf die gemeinschaftliche Ausbildung dieser Künste als auf den höchsten Punkt menschlicher Wirkung rechneten die Griechen.

Diese mythologisch-poetische Kultur fand ihren Ausdruck auch in der

bildenden Kunst. Sie wurde von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst und lernte von ihr die Art der Vorstellung der Götter. Homer ward auch ein Vater der schönen Kunst der Griechen. Die Dichter-Tradition formte sich schließlich zu einem Kodex der Göttergestalten, zu einer Idealschöpfung der Götter im Reiche der Kunst. Ganz Griechenland war voll von Sagen und Liedern und heiligen Plätzen seiner Götter und Heldenahnen, jede Stadt, jeder Fleck, jeder Winkel mit zugeerbter heiliger Gegenwart erfüllt. Die Ahnenfreude des Stammes, der Götter- und Heldenruhm der Familien, der Ruhm der Sieger in den Spielen — alles wurde zur Triebfeder für die Kunst. Die Freistaaten brauchten den Künstler zu großen Arbeiten. Das Klima endlich war günstig für die Materialien und die Aufstellung der Kunstwerke.

Auch die Sitten der Griechen waren so verschieden wie die Art ihrer Stämme. Die Sittenkultur ging aus von der Religion und von Anstalten zum Andenken der Väter. Sie wurden in jedem Stamme genetisch, mithin auf mancherlei Art politisch nach Umständen des Bedürfnisses und nach der Denkart führender Männer. So bezweckten Spartas Institutionen vor allem, den patriotischen Gemeinsinn zu wecken, diejenigen Athens, das Volk aufzuklären in den Sachen, die zunächst für dasselbe gehören. Beredsamkeit und Theater waren allein in der athieniensischen Staatsverfassung eine allgemeine öffentliche Angelegenheit des Volks.

Die Weltweisheit ging von Göttersagen und Theogonieen aus. Später wurde vor allem die menschliche und moralische Philosophie angebaut: „Menschen zu regieren oder als ein lebendes Glied der Gesellschaft zu wirken, war der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele". Auch die Philosophie des abstrakten Denkers ging auf Bildung der Sitten oder des Staats hinaus. Besonders gedieh die Philosophie der Sprache, der Kunst, der Geschichte. Auch die letztere ward von der Dichtung vorbereitet: Herodot ist der Nachfolger Homers. Dann ward sie aber gefördert durch das öffentliche Leben in den Republiken: ohne sie gäbe es keine pragmatische Geschichte. Je feiner die Staats- und Kriegskunst wurde, desto künstlicher wurde der pragmatische Geist der Geschichte.

Da sich so in allen Beziehungen das öffentliche Leben von bestimmender Wichtigkeit für die griechische Kultur erweist, bespricht der letzte Abschnitt, welcher der Geschichte der Veränderungen Griechenlands gewidmet ist, vor allem den Wandel der politischen Verfassungen von den ältesten Monarchieen an bis zur Vernichtung der hellenischen Selbständigkeit durch die Römer.

Mit der äußersten Sorgfalt ist hier offenbar der genetische Charakter der Griechen durch den ganzen Komplex ihrer Kultur verfolgt. Boden, Klima und Zeit erklären das frühe rege Leben. Der Mythus entsteht aus der ältesten Geschichte, dem frühsten Erleben des Volks, und alle späteren Formen der Kultur in Poesie, Kunst und Weisheit gehen zurück auf die religiös-poetischen Anfänge. Die Religion, der Mythus erfahren

in ihnen neue Entwicklungen: Homer erscheint als der Vater der griechischen Kultur.

Werden aber hiermit die späteren mannigfaltigen Entwicklungen und Verfeinerungen der griechischen Kultur, werden Poesie, Kunst, Philosophie, Geschichte hergeleitet aus den primitiven Elementen klimatischer Bedingungen und erster Erlebnisse, welche in dem religiös-mythischen Glauben ihren Ausdruck fanden, so daß die willkürlichen Grenzscheidungen zwischen jenen Gebieten fallen und sie alle kraft ihrer Entstehung erscheinen in der großartigen Einheit hellenischen Lebens, als nationale Ausdrücke der griechischen Seele, so wird auf der andern Seite für das reiche Aufblühen der Kultur Eine einzige, wesentlich bestimmende Macht entdeckt: das öffentliche Leben mit der allgemeinen Teilnahme am Staat. Dieses schuf alle jene geistigen Bethätigungen zu Angelegenheiten des Volks, der Nation. Es setzte die unendliche Mannigfaltigkeit in dem Zusammenstreben vieler Kräfte, wie sie bei der Entstehung gewaltet, auch in der Entwicklung fort. Es fügte zu der Gunst des Beginns die Gunst des Fortganges. Die Luft der Freiheit war das seelische Klima, in dem der Baum auswachsen, sich verästeln, verzweigen konnte, der in dem physischen Klima Griechenlands seine Wurzeln schlug.

Reges Leben unter günstigen Verhältnissen im Anfang, rege Thätigkei vielfacher Kräfte im Fortgang trieb dann also die griechische Blüte der Kultur. In Poesie, Kunst, Wissenschaft, Staatsleben sind sie ewige Vorbilder geworden. „An ihrer Einkleidung, am schönen Maß und Umriß ihrer Gedanken, an der naturvollen Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, endlich an jenem klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie und nirgend seines gleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen.“ In der bildenden Kunst schritten sie vom Notwendigen zum Schönen fort. Sie trafen das schöne Maß, in welchem Erhabenheit sich mit Anmut begegnet. So ganz der leichte richtige Geist der Kunst ursprünglich der Anhauch eines glücklichen Genius war, so konnte er durch eine fortgesetzte Übung selbst Handwerk werden. Auch der schlechteste griechische Künstler ist seiner Manier nach Grieche. Wir können ihn übertreffen: „die ganze genetische Art der griechischen Kunst aber werden wir nie erreichen, der Genius dieser Zeiten ist vorüber“. In Sparta kam, wie gesagt, besonders der Patriotismus, in Athen die Volksaufklärung zur Blüte. „Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittenkultur der Menschheit bewegt, so werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnisplätze bleiben, auf welchen sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke zuerst jugendlich froh geübt hat.“ — — „In Absicht der bürgerlichen Aufklärung sind wir dem einzigen Athen das Meiste und Schönste aller Zeiten schuldig.“ Zu allem Gewissen der Wissenschaft wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden. Die Griechen gaben der Erkenntnis in den verschiedenen Wissenschaften eine bestimmte Form, wodurch Vermehrung und Verbesserung möglich ward.

Die mancherlei Schulen waren hierin das, was im Staatswesen die vielen Republiken waren: gemeinschaftlich strebende, mit einander wetteifernde Kräfte. — So haben nach Herder die Griechen in allen Gebieten menschlichen Bestrebens den Weg zum Ideal beschritten und gewiesen.

Im vollen Gegensatz zum geistig thätigen Griechenland steht Rom als Welteroberin vor uns. Herder schildert, wie es über die Etrusker und die Lateiner sich erhebt, wie es in seiner ganzen Verfassung sich darnach einrichtet, zum Kriege geschickt und bei der Eroberung unwiderstehlich zu sein. Wir folgen seinem gewaltigen Kriegszuge durch die Welt, bei dem die Nationen unterworfen und zerstört dahin sinken. Dann entdecken wir in den Grundlagen des Staats selbst den Grund des Verfalls. Die Einrichtung des Staats nährte inneren Zwist. Zudem blieb es immer nur die Einrichtung einer Stadt und taugte darum nicht zur Weltherrschaft. Die Sklaven wurden eine bedrohliche Macht. Der Luxus des Orients verwüstete Rom. Endlich waffnete der Kriegsgeist die Soldaten selbst gegen die Weltherrscherin. Wir verweilen bei dem großen, harten und einfachen römischen Charakter, der auch in ihrer Sprache als einer Sprache der Gesetzgeber und Weltbeherrscher sich ausprägt. Gesetzgebung, Beredsamkeit und Geschichte — darin waren sie Meister; die Staats- und Kriegskunst ging den letzteren zur Seite. „Wo große Dinge gethan werden, wird auch groß gedacht und geschrieben; in der Sklaverei verstummt der Mund, wie die spätere römische Geschichte selbst zeigt.“ — — „Nur der Zeiten der Freiheit d. i. offener Handlungen im Staat und im Kriege erfreut sich die Beredsamkeit und Geschichte.“ Auch die Philosophie war in Rom praktisch: man führte sie ins Recht, die Staatsverfassung, das thätige Leben ein. Die Gelehrsamkeit und die Kunst zeigt den Charakter der Römer als der Herren der Erde, welche die Materialien aus aller Welt zusammenbringen und die Hände der überwundenen Völker nutzen konnten. Sie retteten der Welt viel alte Weisheit und Kunst und gaben ihr in ihrer Sprache die gelehrtere Bildung. So gehen wir also „auf dem blutbetrieften Boden der römischen Pracht zugleich wie in einem Heiligtum klassischer Gelehrsamkeit und alter überbliebener Kunstwerke umher, wo uns bei jedem Schritt ein neuer Gegenstand an versunkene Schätze einer alten, nie wiederkehrenden Weltherrlichkeit erinnert“.

Nach den friedlichen großen Reichen von Ostasien hatte Herder früher den wilden Kriegersinn der westasiatischen Völker mißbilligend besprochen. Dem reicheren volleren Bild griechischer Geisteskultur folgt hier die breitere, herb verurteilende Darstellung von dem Kriegs- und Eroberungsgeiste Roms.

Dieses Bild der antiken Welt entspricht den Erwartungen, die wir nach Herders Anlage der Geschichtsphilosophie hegen durften. In der Disposition der Geschichte verleugnet sich nicht der Überblick des Geographen, der von je die Bedeutsamkeit der Erdgestaltung für das Menschengeschlecht betonte. Der ganze Gang der Kultur wäre ein anderer gewesen, wenn Berge und Meere eine andere Gestalt hätten und die Völker nicht von den asia-

tischen Gebirgen gekommen wären. Er ging nach Westen hinab, weil er sich ostwärts weder ausbreiten, noch wenden konnte. „Nur die mittelländische See hat unserer Erde ein Phönicien und Griechenland, ein Etrurien und Rom, ein Spanien und Karthago gegeben und durch die vier ersten dieser Ufer ist alle Kultur Europas geworden.“

Bis ins einzelne sind dann die Darstellungen der Völker gruppiert nach den leitenden Begriffen, welche der vorige Teil entwickelt hatte. Bei allen wird versucht, ihren Grundcharakter aus dem Zusammenwirken von Genesis und Klima abzuleiten, und die organische und klimatische Bedingtheit der sinnlich-geistigen Natur der Stämme wird getreu den Lehren des achten Buchs geschildert. Fast bei allen wird in Sprache und Schrift die jeweilig eigenartige Grundlage der Wissenschaften des Volks gefunden. Wissenschaften und Künste, Sitten und Staatsweisheit werden auf den genetischen Charakter und die Sprache zurückgeführt. Durch Wissenschaften und Künste aber arbeitete ja die Tradition als die herrschende Macht der Geschichte (nach dem neunten Buch). So ist die Auswahl und Gruppierung der Bilder, ohne jeden Rest, bestimmt durch die Gedanken, welche der zweite Teil für die Geschichtsphilosophie gewann.

In allen Erscheinungen der Kultur also wird der genetische Charakter des Stammes aufgesucht. Die Ursprungsfrage fesselt Herders Aufmerksamkeit. Er zeigt, wie er es früher einmal verlangte, die Natur der Seele, die einheitlich alle Schöpfungen des Volkes beherrscht. Auch hier gilt sein Bestreben, Mannigfaltiges auf eine Einheit zurückzuführen. So hatte er ja auch früher Wissenschaften und Künste im allgemeinen von der in der Sprache Merkmale bezeichnenden Vernunft abgeleitet und sie nebst den Regierungen und der Religion als Traditionen, d. i. Offenbarungsweisen Gottes auf seine Gotteseinheit bezogen. So hatte er fernerhin in den Verartungen der psychischen Eigenschaften des Menschengeschlechts die organische Wirkung der genetischen Kraft im Klima gelehrt, so überhaupt die ganze Welt angesehen als Offenbarung Gottes, der in der tausendfach verzweigten Stufenleiter der Wesen durch organische Kräfte sich als Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbart. Es ist stets und überall das gleiche Interesse, die individuellen Erscheinungen der Welt auf ihren Ursprung zurückzuführen, in ihrer Ableitung aus einheitlichen Prinzipien zu erkennen, welches nun hier in den verschiedenen Kulturen je den Charakter des erzeugenden Volks nachweist.

Dies Interesse an der Ableitung überwog aber in allen Teilen dasjenige an der Ausführung jedes einzelnen Gebietes. Daher mangelte es an dem Ausbau der einzelnen Wissenschaften, dem Bestimmen der Gesetze, und der Entwicklungsgedanke wurde nicht ausgebildet, der zugleich jedes Gebiet in seinen Methoden begrenzt und den Zusammenhang aller hergestellt hätte. Herders Welt zerfiel für uns in viele Teile, während sie für ihn in den metaphysischen Prinzipien geeinigt war. So zieht auch in diesem Teil das Bestreben, die Kulturerscheinungen aus dem genetischen

Charakter des Volks als der einheitlich-bestimmenden Ursache für alle abzuleiten, den Blick von der Entwicklung der Völker in der Geschichte ab. Denn jedes Volk nimmt er einzeln vor. Er mißt ihre Kulturen nicht an irgend welchen eigentlich historischen Gedanken, welche an ihre Entwicklung bestimmte Fragen stellten und sie eben als Entwicklungen in Beziehung setzten zu der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechts, sondern bei jedem sucht er in gleicher Weise den genetischen Charakter. Er isoliert die Völker, und er faßt auch ihre Institutionen nicht als Entwicklungen. Er liefert also auch bei den Völkern der Geschichte, indem er immer bei jedem die gleichen seelischen Stammeszüge in allen Erscheinungen seines Lebens aufsucht, eine genetische Beschreibung ihrer Kulturen, keine eigentliche Geschichte. Es sind feiner und tiefer ausgeführte Beiträge zur beschreibenden organischen Naturwissenschaft. Herder gab im ersten Teil eine Psychologie der Welt, wie er sie sich dachte, welche eine Psychologie des Menschen umschloß, im zweiten die Psychologieen der Naturvölker, im dritten diejenigen der einzelnen Geschichtsvölker der alten Welt. Die physiologische Psychologie, welche sich im zweiten Teil als anthropologische Psychologie entfaltete, wird im dritten zur höheren Völkerpsychologie. Das Bild der antiken Welt ist hier ein Stück höherer Anthropologie. Die Beschreibung der individuellen Einzelerscheinungen des Lebens als einheitlich-mannigfacher Offenbarungen der schaffenden Natur, d. i. als von Beweisen der Größe, Güte und Allmacht der Natur — das ist in allen Teilen, das bleibt auch hier Herders Absicht und Werk.

Denn die Beschreibungen Herders erhielten von jeher ihre Farbe durch den sittlichen Anteil seines Gemüts. Nicht beliebige Grundzüge fand er in den Erscheinungen der Welt, sondern die Weisheit, Güte und Schönheit der Natur, die allwaltende, allliebende Gotteskraft. Nicht ein beliebiges physio-psychologisches Spiel beobachtete er in der menschlichen Seele, sondern das Zusammenwirken zu Humanität, Vernunft und Billigkeit. So beurteilt er auch in diesem ganzen Teil die Sitten der Völker von seinem moralischen Standpunkt aus: rein moralistisch hebt er die guten und bösen Folgen der Einrichtungen hervor. Aber auch sein Urteil über ganze Völker und Epochen der Geschichte flicht er unbefangen ein — gemäß seinem Ideal von der Güte der Natur, von der Milde des Menschen. Wir sahen es, wie er für das ruhige Beharren der ostasiatischen Reiche eintrat, die heftigen Kriege Westasiens verwarf; wie er sodann an Griechenland und Rom in breiterer Ausführung noch einmal den gleichen Gegensatz friedlicher Thätigkeit und kriegerischer Zerstörung zeichnete. Er trägt in die Wissenschaft der Geschichte seine Abneigung gegen Krieg und Despotismus, seine Zuneigung für das stille friedfertige Weiterstreben in Erfindungen, Handel, Wissenschaften hinein. Also werden die Völker auch nicht einfach betrachtet in ihrer politisch-historischen Entwicklung, sondern wesentlich nach ihrem Verdienst für Herders ethisches Ideal eines humanen Genügens in friedlichem Glück. Alles Licht liegt über den betriebsamen fleißigen Stämmen, tiefer

Schatten über den energischen Kriegern, die lediglich als Zerstörer erscheinen. „Die fleißigen Ägypter, die sinnreichen Griechen, die handelnden Phönicier haben in der Geschichte nicht nur eine schönere Gestalt, sondern sie genossen auch während ihres Daseins ein viel angenehmeres und nützlicheres Leben, als die zerstörenden Perser, die erobernden Römer, die geizigen Karthaginenser." Die Stellung, welche Herder den Völkern in der Geschichte giebt, richtet sich nach dem Gefühl der Zuneigung oder Abneigung, das er in der ethischen Beurteilung für sie empfindet. Dieses bedingt die Stimmung, welche jeden Abschnitt umspielt, jedem seinen eigenen Charakter giebt. Im elften Buche (Ostasien) scheint alles in tiefem Frieden zu ruhn; ein schneller flüchtiger Zug von Nomaden zieht das zwölfte (Westasien) an uns vorüber. Ein ungemessenes, vielseitiges, von tausend wetteifernden Kräften immer neu erregtes Leben quillt in Herders Griechenland (dem dreizehnten Buch). Unter Roms Schritt, vor der ehernen Wucht des römischen Charakters sinken die Völker wie geknickte Saat; es weht aus dem (vierzehnten) Buch wie ein Grauen der Zerstörung, es tönt daraus wie ferne verhallende Seufzer und Klagen. So ganz, so im Großen und im Kleinen wirkt bei diesem Bilde der antiken Welt Herders Arbeit der früheren Teile nach. Er ordnet die Völker nur nebeneinander ohne Rücksicht auf das Problem der Geschichte, wie er von je gewohnt war, die einzelnen Teile für seine Arbeit einfach vorauszusetzen, um dann an ihnen seine Prinzipien zu entfalten. Er findet den Gang der Geschichte, wie er früher verlangt, in geographischen Verhältnissen begründet. Er bespricht die Völker nach denjenigen Gesichtspunkten, die der zweite Teil gewonnen. Er beschreibt sie in seiner Völkerpsychologie, er sucht nicht die historische Entwicklung. Anordnung und Auswahl sind wie im allgemeinen das beschreibende Verfahren durch seine Prinzipien bedingt. Dann beurteilt er jedes Volk von seinem ethischen Standpunkt aus, und diesem Urteil gemäß nuanciert sich die Stimmung für jeden Abschnitt. Abhängig von seinen Gedanken und von seinem Gefühl ist durchweg diese scheinbare Darlegung von Thatsachen. Die Gedanken bestimmen die Formen, die Zeichnung bis auf den letzten Strich, das Gefühl giebt die Farbe. So geht es vor uns auf — dieses große Bild der antiken Welt, weitgespannt, vielumfassend, reich an mannigfaltigem Leben. Doch ist es für seinen Schöpfer ganz individuell: der Herder, den wir kennen, erklärt uns seine Gruppierung, seine Stimmung, seine Durchführung im Ganzen und im Einzelnen.

Hier, in diesem historischen Teil, enthüllt sich uns recht das innere Arbeiten dieses Geistes. Denn hier sprechen wir ja nicht mehr im allgemeinen von Wissenschaften und Künsten, Staaten, von Klima, von Einbildungskraft und praktischem Verstand u. s. f., sondern wir haben das wirkliche und bestimmt begrenzte Leben der Völker vor Augen, an dem erst jene Abstraktionen gemacht wurden. Eben dieses wirkliche Völkerleben beobachtete Herder mit seinem feinen Sinn für das Individuelle und schöpfte hier in bestimmten Fällen die Anregung zu seinen großen Grundanschauungen.

Hier entdeckt sich auch das Wesen der genetischen Kraft. Sie ist im Grunde nur ein zusammenfassender Ausdruck für das Gemeinsame, für den durchgehenden Grundzug, welchen Herder an allen Gestaltungen eines Volkslebens entdeckt. Sie faßt eine große Anzahl seiner Einzelbeobachtungen über die mannigfaltigen Äußerungen einer Volksseele zu einer Einheit zusammen. Sie ist also ein sehr brauchbares einheitliches Prinzip für die Beweglichkeit des feinen Herderschen Geistes. Da diese Beobachtung aber in dem Gefühl für das Individuelle ihre Wurzel hat, verficht sie der einzelnen Erscheinung auch das Recht, ungestört für sich zu leben, und lehnt sich gegen jede Störung oder gar Zerstörung auf. So enthält das Entzücken an dem Reichtum des individuellen Lebens zugleich ein ethisches Ideal der Milde, und die Prinzipien Herders legen nur die Welt für die Arbeit seiner Persönlichkeit zurecht. Sie sammelt nun ungehemmt empirische Beobachtungen und verbindet sie zu einer Einheit durch die Zurückführung auf die genetische Kraft und sie durchdringt mit ihrem eigensten Gefühl die so entstehenden Bilder der Kulturen. Der moralisierende Empirismus erwächst nach der moralistischen wie nach der empiristischen Seite aus derselben Wurzel: aus dieser geistig beweglichen, leidenschaftlich fühlenden Seele, die nicht ruht, bis sie für ihr Gemüt und nach ihrem Bilde sich eine Allwelt schuf, in der Gott selbst an jedem Punkt durch organische Kräfte in Allmacht, Weisheit und Güte allgegenwärtig ist.

Da sie aber, die ganze Welt für ihr Forschergemüt bildend, die genetische Kraft und die Güte in allen Erscheinungen der Natur lehrte, in ihrer Allnatur, so schuf sie für ihr Werk die eigenartige Komposition, bei welcher der eigentliche Ausgangspunkt der Gedanken, das historische Leben, nur wie eine spätere Ableitung erscheint. Wir erheben uns zuerst zu Gott mit seinen unendlichen Kräften, wir steigen herab zu seinen Offenbarungen in der Natur und im Menschen, weiter hinab zu dem reichen Gewimmel des Völkerlebens über der Erde, wo wir denn auch im allgemeinen die Kräfte der Kultur und Geschichte, Sprache, Traditionen, Wissenschaften, Künste, Regierungen, Religion kennen lernen. Dann erst, ganz zuletzt, — die letzte Spezialisierung der Prinzipien — versenken wir uns in das Leben der Völker in der Geschichte. Immer mehr zieht die weltüberreichende Abstraktion sich zusammen; der Geist wird Fleisch. Immer mehr individualisiert sich der Gedanke und das Gefühl, das von ihm unabtrennbar ist, mit ihm aus demselben Schoß zugleich geboren ward. Das Vorgefühl von der Güte der Natur, das die ganze Welt durchdringt, nuanciert sich stimmungsreich nach den Abschnitten seines Geschichtsbildes. Wie sollte dieses nicht in den Gedankenmotiven und in der Stimmung die Züge der eigenen Persönlichkeit tragen, die hier vor allem ihr Nachdenken begann und hierhin vor allem es richtete? Sie schuf es in der That für sich und prägte sich aus in der ganzen Komposition bis in den letzten Satz. Die ursprünglichen Motive breiten sich aus in der Durchbildung des ganzen Werks.

Streben also die Herderschen Gedankenreihen zu den Erörterungen dieses Teiles hin, so wird sich hier das Können des Denkers und Schriftstellers am reichsten entfalten: hier ist ja das eigentliche Gebiet seines Forschens und seines Interesses. Nirgends ist er größer in der kurz zusammendrängenden, aber überaus gehaltvollen Beschreibung. Alle Bilder sind voll eigenartigen Lebens, alle von erstaunlicher Feinheit der An- und Durchempfindung. Keine Spur von Armut, keine Verlegenheit an Stellen, wo das Material minder reichlich zufließt! Sondern bei dem durchgehenden Grundcharakter jedes Volks allerorts eine überschwellende Fülle charakteristischer Einzelheiten, nach Ort, Zeit und Klima aufgefaßt und nach der Stimmung des Schriftstellers mit persönlichem Leben durchdrungen. Dabei das fruchtbare Aufblühen der großen Grundanschauungen, der alten Grundmotive des Herderschen historischen Denkens: die Tradition als Stammeskultur entfaltet, die Sprachen überall nach ihrer nationalen Bedeutung, nach ihrer Bedeutung auch für die eigenartigen Kulturen festgestellt! Die Völker werden eingereiht und erhalten ihre Würde nach dem Anteil an der Ausbildung des Menschengeistes überhaupt, und so vertieft sich die historische Einsicht zu großen Grunderkenntnissen. Da wird Asien die Mutter aller Aufklärung, da wird Griechenland das Vorbild aller Kulturvollendung. Es ist ein Gemälde so bunt, so reich, so warm und dabei so einfach und so edel gegliedert: alles Beste des Herderschen Könnens in vollster Blüte — der Sinn für das Einzelne in unzähligen historischen Beobachtungen bewährt, das Einzelne zusammengehalten durch die großen Grundüberzeugungen seines Gemüts. Aber selbst dieses Vordrängen und Hineindrängen seiner moralischen Urteile und Voreingenommenheiten muß dienen, das Bild individuell zu beleben. Denn überall spricht Herder nun als ein großer Prediger, der die ganze geschichtliche Welt umfaßt und vor seinem Gotte richtet, der sie mit seinem Herzblut belebt, beseelt und die Kinder als milder und weiser Vater voll Liebe und Schmerz lobt oder tadelt.

Herder ging aus von denjenigen Erscheinungen der Natur, in denen er sein metaphysisches Prinzip, die im Mannigfaltigen einheitlich wirkende Kraft am einfachsten aufweisen konnte. Immer neue Schichten schoben sich daran, ein immer komplizierteres Leben wurde im letzten Grunde aus jenem Wirken abgeleitet. Hier sind wir bei der letzten Komplexion, bei der Vereinigung alles Früheren. Wir spüren im ganzen Teil die konzentrierte Denk-, Gefühls-, Arbeitsweise Herders. So verstehen wir sein historisches Bild, wir verstehen aber auch die Komposition der historischen Bücher: sie enthalten in ihren Darlegungen das ganze Gewebe der Herderschen Prinzipien. Da dies aber eine Geschichtsphilosophie sein soll, so ruht Herders Interesse natürlich vor allem auf den allgemeinen Grundgedanken. Diese, welche für ihn den historischen Erörterungen ihren philosophischen Wert geben, formuliert er daher noch besonders nach jedem der vier Bücher.

Aber jenes feine Gefühl für das geschichtliche Leben bringt in die Betrachtung auch einige Züge hinein, die uns bisher bei Herder noch nicht begegneten. Bei sämtlichen Völkern bespricht er mit besonderem Nachdruck die Einrichtung des Staats. Er findet bei den Griechen das Aufblühen der Kultur wesentlich bedingt durch das rege öffentliche Leben, durch die Freiheit. Wo er den genetischen Charakter eines hochstrebenden, in der Geschichte bedeutsamen Volks genauer herleitet, findet er ihn bedingt durch einen Antagonismus vieler wetteifernden Kräfte. So scheint schon das Konstituieren des genetischen Charakters eine eigene neue Gedankenreihe anzuregen. Wie, wenn wir, anstatt rückwärts auf die Allnatur die Genesis hinzuleiten, vielmehr das Zustandekommen des Volkscharakters nach seinen eigenen Gesetzen betrachteten? Der Antagonismus vieler Kräfte ergiebt die Regsamkeit, welche alle Institutionen durchdringt und immer weiter entwickelt, ergiebt den Entwicklungsgedanken. Die Institutionen sind zusammengefaßt in der Lebenseinrichtung des Volks, im Staat. Die Form des Staats also bestimmt wesentlich die Form und Entwicklung der Kultur. Sagt doch Herder einmal ausdrücklich — die bezeichnendste unter zahllosen Stellen —, daß das Volk der Juden in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. Bei den Römern vor allen entdeckt er in der Staatsverfassung den Grund ihres Falls. Noch mehr! Patriotismus und Aufklärung nennt er ausdrücklich als die Pole, um welche sich alle Sittenkultur der Menschheit bewegt. Er meint die politische Aufklärung des Volks in Sachen, die für dasselbe gehören. Also giebt er der Entwicklung der Institutionen und des Volks ein Ziel; sie haben sich zusammenzufassen in einem freien nationalen Staat. Die beschreibende Völkerpsychologie Herders birgt in sich doch den Gedanken der historischen Entwicklung: er liegt bereits in dem Zustandekommen des genetischen Charakters, der alle Erzeugungen des Volks beherrscht; er liegt sodann in dem Nachweis, daß nur im freien Staate das Leben eines Volks gedeiht. Denn hier giebt Herder dem Volk ein Ziel, nach dem es zu streben hat, und beschreibt nicht mehr einfach die Kulturen. Indem er den Antagonismus der Kräfte als die Bedingung regen historischen Gedeihens aufweist und die freie Staatsgesellschaft mit politischer Aufklärung als Bedingung des Bestehens und als Ziel der Völker bezeichnet, erkennt er in der geschichtlichen Darstellung, durch die Thatsachen gezwungen, ohne sich dessen bewußt zu werden, in Wahrheit die Gedanken Kants über die Begründung der Geschichtsphilosophie an. Eben das Material also, welches Herder nutzte, um an ihm durch psychologische Beschreibung den Zusammenhang mit seinen metaphysischen Prinzipien herzustellen, enthielt auch, wie Herders Darstellung verrät, ohne es ihm selbst zu sagen, den eigentlich historischen Grundgedanken, den richtigen Gedanken der Entwicklung, der dann freilich nach seiner ganzen Bedeutsamkeit nicht hervor-

tritt, sondern gewissermaßen nur zerstreut hineinspielt. Neben, unter den Gedankenmotiven also, an die Herders bewußter philosophischer Anteil sich heftet, regen sich latente Motive, welche, so wichtig sie in der Darlegung der Thatsachen sich herausstellen, doch nicht als prinzipielle leitende Gedanken der Geschichtsforschung erkannt sind.

So reift in den historischen Betrachtungen einerseits Herders ganze Persönlichkeit aus. Andererseits aber fördert sein feiner historischer Sinn Gedanken zu Tage, deren prinzipielle Wichtigkeit er nicht erkennt. Das Werk als Ganzes wächst über sein überschauendes Bewußtsein hinaus. Um so belehrender muß es sein, seine eigene Formulierung der Prinzipien zu prüfen, welche ihm für die Geschichtsphilosophie wichtig schienen.

b. Die philosophischen Abschnitte der Geschichtsbücher des dritten Teils.

Nach dem elften Buche betont er, daß bei allen irdischen und menschlichen Dingen es auf Ort, Zeit und Nationalcharakter ankommt. Der genetische Charakter ist unerklärlich und unauslöschlich und wechselt nicht. Er lehnt es ab, daß des Menschengeschlechtes Bestimmung sei, sich auf dem ewigen Wege einer Asymptote einem Punkt der Vollkommenheit zu nähern, den es nicht kennt, und den es mit aller tantalischen Mühe nie erreicht. Die Reiche Ostasiens kümmern sich nicht darum und bleiben, wie sie vor Jahrtausenden waren. Mit der alten Opposition gegen Kants Sätze finden wir auch das alte Mißverständnis; er meint, Kant rede von einem ewigen Fortgang in der gelehrten Kultur, und stellt fest, daß dieser wenigstens nach dem Begriff der östlichen Reiche nicht zur wesentlichen Glückseligkeit eines Staats gehöre. Kant hat aber, wie wir wissen, weder von einem Fortgang in gelehrter Kultur noch in Rücksicht auf die Glückseligkeit des Staats gesprochen. Auch hier vermengt Herder in der Entgegnung seine Gedanken mit den Kantischen. In der gleichen Richtung schärft er einen Gegensatz zwischen der Kultur des Volks und der Kultur der Gelehrten ein, welche man nicht mit einander vermengen dürfe. Jene setzte man in gute Sitten und nützliche Künste. Auch diese Trennung geschieht offenbar nur, um einen Gegensatz zu Kant zu gewinnen. Aber Kant wollte unter dem Namen „Kultur" das ganze geistig-seelische Leben des Volks zusammenfassen. Herder erweitert noch den Riß zwischen Kultur und Volksleben, wenn er lehrt: die alten Völker seien früh auf das Mittel gefallen, einen unterrichtenden, erziehenden, aufklärenden Stand in ihren Staatskörper aufzunehmen und ihn den andern Ständen vorzusetzen oder zwischenzuschieben, um dadurch Zivilisation zu erwirken. Hier ist offenbar wieder die alte willkürliche Trennung des Lebens: die Zivilisation steht als etwas Äußerliches dem Volk gegenüber, und die Verbindung wird hergestellt in der uns auch sonst bekannten bewußt-teleologischen Weise, als schaffe das Volk mit Absicht einen besonderen Stand, um die unbekannte Zivilisation zu erreichen — etwa wie früher einmal die Natur

den Affen am Sprechen hinderte, damit er die heilige Menschenrede nicht entweihe. Die teleologische Auffassung der Natur verrät sich auch in dem tröstlichen Gedanken, daß sie gütig den Bewohnern Ostasiens in der sanften Ergebung und Resignation das Gegengift gegen die Leiden des Despotismus gegeben.

So arbeitet der Herdersche Geist hier im gleichen Sinne wie früher fort. Er tritt für alles individuelle Leben ein und gestaltet den Begriff der Natur so, daß sie seiner regen und vielseitigen Beobachtungsgabe möglichst freien Spielraum läßt. Darum lehnt er sich auf gegen alle Gedanken der Entwicklung, welche die Betrachtung durch bestimmte Fragen lenken und das Einzelne einem größeren Zusammenhange einordnen würde. Dies giebt dem Gegensatz zu Kant seine Spitze, und dieser Gegensatz verschärft in dem alten Streit um das Wort Kultur die Formulierung der leitenden Gedanken Herders.

Nach dem zwölften Buch treten die charakteristischen Züge noch entschiedener hervor. Schon der ständige Grundgedanke Herders tritt jetzt teleologisch auf: es ist ein Hauptgesetz, daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfnis des Orts, teils nach Umständen und Gelegenheiten der Zeit, teils nach dem angeborenen oder sich erzeugenden Charakter der Völker. Es sieht bei diesen Sätzen Herders aus, als zerfalle das historische Geschehen in zwei Momente, als riefen Bedürfnis, Gelegenheit, Charakter, vorher fertig, wie eine Kraft das Werden hervor, als genüge dieses einer Pflicht, einer Forderung jener Umstände, sowie früher die Mannigfaltigkeit der Wesen entstand, damit die ganze Natur durchgenossen werde: es entstand alles, was entstehen konnte. Wenn Herder Zeiten, Örter und Nationalcharaktere als das ganze Zusammenwirken lebendiger Kräfte in ihrer bestimmtesten Individualität nennt, das wie über alle Erzeugungen der Natur, so über alle Ereignisse im Menschenreiche entscheidet, so knüpft er ja damit auch im Wortausdruck die Geschichte an seine alte Auffassung der Natur, welche in ihren Kräften alle Erscheinungen der Welt wirkt. Die bestimmten historischen Kräfte stellen in der Mannigfaltigkeit des Völkerlebens die Einheit her. Belehrend genug freilich, wenn er gleich darauf aus Geschlechtszügen, der Himmelsgegend, der Lebensart und Erziehung, aus den frühen Geschäften und Thaten eines Volks seinen Charakter entspringen läßt: denn hier giebt er ja in der Entstehung des genetischen Charakters selbst bereits eine Entwicklung zu; er verrät auch, wie er sich den Charakter eines Volks erklärt und ihn als Sammelausdruck für zahlreiche Einzelbeobachtungen benutzt. Wichtiger als sein wirkliches Verfahren im einzelnen aber ist ihm die Zurückführung auf die metaphysische Grundanschauung, daß durch den genetischen Charakter als eine ihrer Kräfte die Natur Einheit in der Mannigfaltigkeit wirkt.

Diese Gewöhnung aber, das Zusammenwirken mehrerer Gesetzlichkeiten als bewußte Absicht zurechtzulegen und zu deuten, überträgt sich, wie wir

es ja bereits an einem Fall beobachteten, auch auf die Erörterung historischer Verhältnisse. Die meisten Staaten des Altertums, so lehrt er, waren theokratisch, da Religion für die Kindheit die wichtigste Triebfeder ist. Der Kindheit unseres Geschlechts war diese Form notwendig. Da nun die Religion politisch um so mehr wirkt, je mehr ihre Gegenstände einheimische sind, so hat jede alte festgewurzelte Nation — mit Ausnahme der Juden — sogar ihre Kosmogonie und Mythologie dem Lande zugeeignet, das sie bewohnte. Also: die Religion wäre für den staatlichen Zweck der Volkserziehung mit Absicht und Bewußtsein zugeschnitten. In dieser Form wird die historisch fruchtbare und tiefsinnige Bemerkung über den Zusammenhang von Boden, Religion, Staat, Volksdenkart und Erziehung ausgesprochen. Thatsächlich ist das natürlich Herders eigener Gedanke nicht. Aber infolge der metaphysischen Grundstruktur seiner Gedankenbildung preßt sich das in lebendiger Beobachtung Erkannte in die teleologische Form. Würde die empirische Forschung methodisch durchgeführt, so müßte sie eben hier mit Notwendigkeit den Gedanken der Entwicklung ergeben. Da sie aber durch die metaphysischen Grundgedanken umgebogen wird, bleibt sie in einer naturwissenschaftlich-religiös-teleologischen Beschreibung stecken. Die Thatsachen, welche Herder sucht, kommen in seinem Geiste nicht zu ihrem Recht. Die empirische Natur wird durch sein Gemüt, welches doch nach ihr verlangt, spiritualisiert.

Aber die Macht der Thatsachen regt noch an andern Stellen den geheimen Widerspruch gegen die metaphysischen Prinzipien Herders. Die alten Staaten, lehrt er, waren auf die ganze Denkart der Nation von Kindheit auf gebaut; darum dauerte in ihnen die Nation. Hiermit tilgt er den früheren Satz, daß der Krieg allein den Staat begründe, und die einseitige Ansicht des Staats, welche nur die Erbregierung des Despotismus kennt. Er verrät deutlich, daß Voreingenommenheit gegen die Staatengebäude der eigenen Zeit ihn zu dieser Verkennung geführt, denn er sagt: Neuere Reiche sind auf Geld oder mechanische Staatskünste gegründet, die alten auf die Denkart der Nation. Zugleich erkennt er hier doch den nationalen Staat als die Bedingung der Dauer des Volks, bezeichnet also, ohne es zu wollen, die Entwicklung des Volks zum und im Staat als eigentlichen Inhalt der Geschichte. Ebenso deutet er auf eine Entwicklung, wenn er ausdrücklich erwähnt: ein Volk bringt beim Gewinn eines neuen Wohnsitzes seinen Charakter mit, nimmt aber neue Eindrücke an: der Bau aus Ideen des Urlandes und des neuen Landes heißt meist die jugendliche Blüte der Völker. Eine Monarchie von Nomaden, die ihre Lebensweise politisch fortsetzt, wird schwerlich lange dauern. Überall berührt Herder hier den Gedanken der Entwicklung im Staat, den Gedanken der Geschichte. Ihn aber, der all diese Dinge als beobachtete Thatsachen vorlegt, beschäftigt als Philosophen daran nur der Nachweis des Stammescharakters, d. i. der genetischen Kraft. Endlich heißt gar die Tradition — an sich eine vortreffliche und unentbehrliche Naturordnung —, sobald

sie allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach neuen Umständen und Zeiten hindert, das wahre Opium des Geistes, sowohl für Staaten, als Sekten und einzelne Menschen. Also selbst dem bildenden Grundbegriff seiner Geschichtsbetrachtung giebt Herder je nach der Stelle, wo er ihn braucht, eine verschiedene Bedeutung. Seine Prinzipien schmiegen sich nach den Bedürfnissen seiner beweglichen Persönlichkeit. Er legt mit freiem, viele Schätze entdeckendem Forscherblick die zahllosen Thatsachen vor. Dem Philosophen bestätigen sie nur seine metaphysische Ansicht der Allnatur, die in ihren Kräften schafft. In diesem Schlußkapitel des zwölften Buchs breitet seine absichtsvoll weise schaffende Natur ihre Herrschaft über die Geschichte aus, aber zugleich lockern sich vor der Macht der Thatsachen wichtige Grundbegriffe: Staat und Tradition, sie bekommen in der Geschichte eine andere Bedeutung; wesentliche neue Gedanken und Motive tauchen hervor.

In der Charakteristik des Griechentums bewährt sich am glänzendsten Herders historischer Sinn. Hier zeigt er ja schon in dem Entstehen des genetischen Charakters die Entwicklung aus ursprünglichen Erlebnissen des Volks, hier läßt er diesen Charakter in einer nationalen Kultur aufblühen, sich ausbreiten, hier weist er das öffentliche Leben der Gesellschaften im Staat als beseelende Zusammenfassung der gesamten Kultur nach. Aber in den allgemeinen Betrachtungen wiederholt er nur seinen teleologischen Naturbegriff: was im Reich der Menschheit nach dem Umfange gegebener National-, Ort-, Zeitumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit Wieder wahrt er hier seiner individuellen Beobachtungsgabe den möglichst weiten Raum. Das höchst allgemein gefaßte Prinzip erhält abermals seine Schärfe durch den Gegensatz und lehnt die Herder mißliebigen Gedanken ab. Man soll den Thaterscheinungen der Geschichte nicht verborgene einzelne Absichten eines uns bekannten Entwurfs der Dinge andichten. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte. Was von einem Volk gilt, gilt auch von der Verbindung mehrerer Völker unter einander: sie stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band; sie wirken auf einander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkte. „Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn Alexander war, und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Thaten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers u. s. nichts Besseres zu thun wußte." Die lebendigen Kräfte werden hier also als wirkende, nicht als End-, als Zweckursachen gefaßt. Herder will seine freie Beobachtung des einzelnen nicht durch leitende Prinzipien binden. Um sich nicht hemmen zu lassen, fälscht er nun unbewußt den gegnerischen

Gedanken Kants. Denn dieser fragt ja nur, ob es nicht durchgehende Entwicklungen in der Geschichte giebt, ob sich in ihr die Verwirklichung eines ethischen Gedankens verfolgen lasse, einer Völkerorganisation, in welcher die gesamte Kultur des Menschen zu vollster Entfaltung käme. Keineswegs aber will er durch bewußte Absichten mythischer Mächte die Geschichte in ihren Stadien lenken lassen, keineswegs der Erforschung des einzelnen in den Weg treten. Herder gelangt unvermerkt in der Darstellung zu dem Gedanken Kants, aber in seinen Prinzipien kommt sein eigenes Resultat nicht zum Ausdruck. Er entstellt den Gedanken des Gegners zu einer teleologischen Karikatur, wie er gewohnt ist, seine Natur teleologisch wirkend zu denken.

Ebenso während er gerade bei der Charakteristik Griechenlands in der Volkskultur den Volkscharakter aufblühen ließ, stellt er nun wieder die höchste Kultur in Gegensatz zur Blüte des Volks, um auch hier als Historiker sich gegen Kant erklären zu können. Die Gesundheit und Dauer eines Staats, findet er, beruht nicht auf dem Punkte seiner höchsten Kultur, sondern auf einem weisen oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und dauernder ist er. Das ist offenbar dieselbe Lehre, welche Herder früher, im zweiten Teil, über die Glückseligkeit vortrug ($VIII_5$): sie beruht nicht auf der Verfeinerung unserer Seelenkräfte, der denkenden Grübelei, sondern auf dem Gebrauch der ganzen Seele, insonderheit ihrer thätigen Kräfte. Die Lehre, welche er aufnahm nach dem elften Buch: nicht gelehrte Kultur macht das Glück des Staats. So mag er auch hier unter „höchster Kultur" die gelehrte verstehen, woran, wie wir wissen, Kant nicht dachte. Und was heißt das: ein Gleichgewicht der lebendig wirkenden Kräfte? Die Kräfte der Natur, welche die Bildungen der Geschichte erst entstehen ließen, bedingen also hier in einer bestimmten Art des Zusammenwirkens auch ihre Dauer und Gesundheit. Wir fragen Herder nach der Art des Zusammenwirkens! Er antwortet: das Glück der griechischen Einrichtungen war um so dauernder und edler, je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit stützte. Es kehrt ein alter Gedanke wieder, der Gedanke des ersten Teils: Humanität, d. h. Vernunft und Billigkeit ist Natur und Bestimmung, ist Glückseligkeit des Menschengeschlechts.

Herder lehnt sich gegen den Gedanken der historischen Entwicklung auf, indem er die Kantische Fassung unbewußt karikiert. Aber er selbst giebt, durch die Thatsachen gedrungen, zu, daß ein sittlicher Zustand das Gedeihen der Staaten bedinge. Diesen Zustand, die Gründung auf Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit, bezeichnet er, älterer Gewohnheit gemäß, noch immer als Glück, als Glückseligkeit. Er bedeutet offenbar keine Entwicklungsrichtung, sondern ein Beharren. Er ist nicht in Bezug zu den verschiedenen Gebieten historischen Lebens als das natürliche Ziel ihrer Entwicklung, sondern absolut sittlich, abstrakt für sich selbst bestehend

gedacht. Aber es wird doch für das historische Forschen außer der Ableitung aus den Naturverhältnissen, aus dem genetischen Charakter, Ort und Zeit hier ein neuer Gesichtspunkt festgestellt.

In diesem ethischen Ideal wächst Herders Naturbegriff aus. Die lebendigen Kräfte sind ja nichts als ein anderer Ausdruck für Natur. Ihr Gleichgewicht als ethisches Ideal des Staaten- und Völkerlebens, als Glück der Völker bezeichnet also ebenfalls den natürlichen Zustand eines Volks, und Humanität, Vernunft und Billigkeit, ist hier zugleich Natur und Bestimmung des Volks, wie sie im ersten Teil Natur und Bestimmung des Menschen war. Aber auch in dieser Fassung verhilft Herders Naturbegriff keineswegs seinen eigenen historischen Darlegungen zum vollkommenen prinzipiellen Ausdruck.

Thatsächlich bezeichnen seine Natur-Prinzipien nur seine Art zu arbeiten. Zunächst schaffen sie seinem Drang zur individuellen Beobachtung Raum. Dann lassen sie sein moralisierendes Urteil überall eindringen, denn die Humanität nimmt je nach seinem Gefühl verschiedene Bedeutungen an. Er setzt aber Natur und Humanität stets mit Glück gleich, weil seine Deutung und sein Urteil auf einem tiefen Gefühl für jedes eigenartige Leben beruhen, weil er diese Eigenart, die er fühlend genießt, jedem erhalten will und nun auf das Leben selbst den Genuß der Eigenart überträgt, den er dann Glück nennt. Seine Natur mitsamt der Humanität, die ja nur eine Seite von ihr ausdrückt, ist ein Stimmungsbegriff, der seinen Sinn bereitwillig nach den jeweiligen Interessen des vielseitigen und beweglichen Herderschen Geistes fügt. Daher die seltsame Ungenauigkeit der allgemeinen Gedanken, daher je nach der Stimmung Widersprüche in den Prinzipien selbst, die in ihren vielartigen Bestandteilen einem reizbar-mannigfaltig wechselnden Gefühl genügen müssen, daher Widersprüche zwischen den Prinzipien und der historischen Erörterung, denn jene haben nur für diese Platz zu schaffen, aber nicht sie in allgemeinen Gedanken nach ihrem Gehalt auszuschöpfen.

Menschengeschichte ist reine Naturgeschichte — so hieß der Satz. Aber diese Natur ist kein System objektiver Gesetze, sondern ihrem Begriff nach von dem Individuum Herder bestimmt und von seinem Gemüt ethisiert. Wenn sie einen äußerlichen Entwurf verborgener Absichten aus der Geschichte weist, so bringt sie doch an anderer Stelle in all ihre Winkel genug subjektive Voreingenommenheiten hinein. „Überall sucht man," sagt Herder, „rein zu sehen, was da ist und sobald man dies sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders, als also sein konnte? Sobald das Gemüt an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte." Das klingt gewiß sehr streng wissenschaftlich. Nur lehrt uns der Fortgang, daß diese gesundere Philosophie, welche mit Mathematik und Naturgeschichte wetteifert, nicht die strenge Bestimmung der Methoden ist, sondern dieser

ganzen Individualität mit all ihren persönlichen Sympathieen und Antipathieen freie Bahn läßt.

Die gleichen Gedanken, der gleiche Gegensatz werden nach dem vierzehnten Buche wiederholt, welches der römischen Geschichte gewidmet war. Tapferkeit, Glück und Klugheit mußten zusammenkommen, um Roms Größe zu begründen. „In der Naturwelt gehört alles zusammen, was zusammen und in einander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Naturwelt der Geschichte nicht minder.“ „In ihr sowohl, als in jeder Erzeugung der Naturreiche ist Alles oder Nichts Zufall, Alles oder Nichts Willkür. Jedes Phänomenon der Geschichte wird eine Naturerzeugung und für den Menschen fast die betrachtenswürdigste von allen, weil dabei so viel von ihm abhängt.“

In dem gleichen Sinn kehrt er sich dann auch wieder gegen die Endabsichten. Er zeigt, daß man keine Absicht finden könne, welche etwa Rom seine Stellung in der Geschichte gebe. Weder seiner Dichter noch der Sprache noch des Christentums wegen noch auch als Brücke, die Schätze des Altertums zu uns zu fördern, sei Rom in der Welt gewesen. Für keinen dieser Zwecke hat es sich sehr geeignet erwiesen. „Die Philosophie der Endzwecke hat der Naturgeschichte keinen Vorteil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahne befriedigt; wie viel mehr die tausendzweckige, in einander greifende Menschengeschichte!“ — Wir sagen wiederum: wozu die allerplumpste Auffassung des Endzwecks? wozu der rohe Terminus Absicht? wir möchten in der menschlichen Kultur, wie die historischen Thatsachen sie lehren, die Bedeutung Roms kennen lernen. Rom entstand doch nicht nur, sondern war auch und wirkte. Welcher Art war diese Wirkung?

Ja! Herder selbst führt seinen moralisierenden Gedanken von dem Fortgang des Menschengeschlechts hier in einer ganz neuen, ganz überraschenden Form ein. „Das Werk der Vorsehung geht nach allgemeinen großen Gesetzen in seinem ewigen Gange fort; welcher Betrachtung wir uns jetzt mit bescheidenem Schritte nähern.“ — Diese Annäherung wird für uns nicht anders als belehrend sein können.

Nachdem, wie wir erkannt, das Herdersche Denken in der Erörterung des historischen Völkerlebens seinen Zielpunkt erreicht hatte, an dem alles bisher vereinzelt Durchgeführte nun vereinigt zur Erkenntnis zusammenwirkte, haben sich jetzt in den vier Abschnitten, die wir erwogen, die allgemeinsten Prinzipien wieder aus den Thatsachen herausgelöst und uns dadurch eine neue Einsicht in den Herderschen Geist verschafft. Immer voller arbeitet der alte Begriff der Natur sich heraus und zieht die Geschichte an sich. Zuletzt entfaltete er aus sich wieder zur Betrachtung historischer, besonders staatlicher Verhältnisse den Begriff der Humanität. Es war wieder der ganze Herder da, dessen reicher Geist die historischen Gestaltungen so gut aus Naturverhältnissen abzuleiten verstand, dessen

Gemüt sie stets nach seinem Gefühl beurteilte. Seine Metaphysik brachte wieder nur seine Arbeitsweise zum Ausdruck.

Nun aber steht bei seiner Art zu sehen jedes Volk einzeln da, nun schließen sich die prinzipiellen Erörterungen an jedes Buch einzeln an, nun verfechten gar die Prinzipien das unbeschränkte Eigenrecht jeder einzelnen Erscheinung. Wohl regt sich, da der Geschichtsphilosoph die Thatsachen so deutlich reden läßt, der Gedanke der Entwicklung. Er regt sich, und er deutet sich vielfach an. Aber noch lassen die Prinzipien die Art völlig unklar. Wird die Herdersche Natur und Humanität all die zerstreuten Einzelheiten vereinen und einer Kette als Glieder einfügen? wird sie aus dem geographischen, äußerlichen Zusammenhang einen inneren geistigen machen, das zeitliche Aneinanderstoßen zur Kontinuität der Entwicklung umbilden? Die Thatsachen, welche einen entschiedenen Entwicklungszusammenhang erweisen, drängen die Prinzipien, durch Selbstklärung über diesen Punkt sich als sicherer Grund einer eigentlichen Geschichtsphilosophie auszuweisen. Schon hörten wir von dem Werk der Vorsehung, das nach allgemeinen großen Gesetzen in seinem ewigen Gange fortschreitet. In dem fünfzehnten Buche müssen wir die eigentlich geschichtsphilosophischen Gedanken Herders suchen, „welcher Betrachtung wir uns jetzt mit bescheidenem Schritte nähern".

c. Das 15. Buch. Der Kampf um die Geschichtsphilosophie. Der zwiefache Begriff der Humanität. Humanität, Natur und Gott.

Herder führt die quälenden Zweifel des Menschen, ob wirklich in der Geschichte ein Fortgang der Vernunft zu entdecken sei, in kräftiger Rede ein. Aber er tröstet sogleich: so gut ein Gott in der Natur ist, so gut offenbart er sich in der Geschichte. Denn auch der Mensch als ein Teil der Schöpfung muß, selbst in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften, Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind, als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen.

Der Gedanke der Humanität giebt Antwort und Trost auf jene Zweifel. Zum Zweck der Humanität ist unsere Natur organisiert, unsere Sinne und Triebe, Vernunft und Freiheit, zarte und dauernde Gesundheit, Sprache, Kunst, Religion uns gegeben. Um dies Problem zu lösen, wurde dem Menschen der ganze weite Schauplatz der Erde zu eigen. Überall soll er sich seinen Zustand nach dem bilden, was er für das Beste erkennt. Überall ist die Menschheit, was sie aus sich machen konnte, was sie aus sich zu werden Lust und Kraft hatte.

Die Rechte der Menschheit sind unverjährbar. Wir sollen den Beruf zur besten Gestalt der Humanität bewahren. Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. Die Gottheit hilft uns durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Zum

Menschen als dem letztgeschaffenen Geschöpf sprach sie: „sei mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor: ich darf dir nicht durch Wunder beistehen, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen."

So offenbart sich Gott in der Humanität als einem Teil der Natur. Sie ist der zusammenfassende Ausdruck für die gesamte Naturanlage der Menschheit. Sie verwirklicht sich auch durch Naturgesetze. Zugleich aber erscheint sie als Ziel.

Die Einführung des Humanitätsbegriffs wiederholt durchaus die Gedanken des ersten Teils der „Ideen". Der Doppelsinn, daß jene zugleich als Anlage und als Ziel auftritt, stammt aus dem zweiten Teil. Wieder streben wir hier aus den allgemeinsten Abstraktionen zu der Geschichte hin, welche als Schule der Humanität bestimmt wird.

Herder sucht einige der Naturgesetze auf, die dem Gang der Humanität im Menschengeschlecht aufgeholfen haben. Die Geschichte des Weltalls und die Betrachtung der organischen Natur erweisen, daß in der Welt vermittelst eingepflanzter göttlicher Kräfte aus der Verwirrung Ordnung werde, auf der Erde sich durch das Verhältnis aller der organischen Kräfte, die sich auf unserm Planeten beseelten und erhielten, harmonische Ordnung zwischen dem belebten und unbelebten Teil der Schöpfung herstelle. „Wie? und im menschlichen Leben sollte nicht eben dies Gesetz walten? — — — Kein Zweifel!" Zunächst ists gütige Naturordnung, daß im Menschengeschlecht weit weniger Zerstörer als Erhalter geboren werden. Die wilden Bewohner nehmen ab. Die zunehmende Kultur der Menschen schwächt mit der tierischen Stärke des Körpers auch die Anlage zu wilden Leidenschaften. Thatsächlich zeigt die Geschichte, daß mit dem Wachstum wahrer Humanität auch der zerstörenden Dämonen weniger geworden sind, denn Betriebsamkeit und Fleiß der Ägypter, Griechen, Phönicier haben Glück gebracht, während die kriegerischen Völker nur üppig und elend wurden. Das erkennt die Menschheit und handelt danach. Endlich giebt der Fortgang der Künste und Erfindungen selbst dem Menschengeschlecht wachsende Mittel in die Hand, das einzuschränken oder unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte. Aus der Not gingen Erfindungen gegen die Not hervor. Je mehr Krieg, Staatsverfassung und innere Haushaltung eines Landes sich zur höheren Kunst ausarbeiten, um so mehr führen sie von der Barbarei, von unwürdigen und unvernünftigen Zuständen ab und der Vernunft und Billigkeit zu, auf denen als auf einem ihm wesentlichen Naturgesetz die Wohlfahrt des Menschengeschlechts beruht. — Getreu der früheren Führung des Begriffs setzt Herder hier die Humanität mit dem friedlichen Glück des Fleißes gleich und läßt Naturgeschichte, Anthropologie und Geschichte wie vormals seine Vorliebe für den Frieden, seine Abneigung

gegen Zerstörungen bestätigen. Die Humanität empfängt also auch in diesen allgemeinen Sätzen ihre Bedeutung von Herders persönlichem Gefühl und offenbar ist die ganze Gedankenkette dadurch angeregt. Dem entspricht auch, daß Vernunft und Billigkeit so einfach und selbstverständlich für Humanität eintreten. Die Natur, wie Herder sie sah, wurde eben stets von seinem Empfinden belebt und nach seinem Empfinden gedeutet; die Humanität ist ja aber ein Naturzustand.

In diesem Sinne deutet sie noch tiefer und genauer der folgende Abschnitt. Er entlehnt der mathematischen Naturlehre*) einige Gesetze. Zum Beharrungszustand eines Dinges wird jederzeit ein Maximum oder Minimum erfordert, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folgt. Die Vollkommenheit oder Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge oder ihrer Systeme ruht auf einem solchen Maximum. Mehrere Gesetze schränken einander ein, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam schönste Form und mit derselben inneren Bestand, Güte und Wahrheit gewinnt — ein vortreffliches Gesetz, das Unordnung und Willkür aus der Natur verbannt. Wenn ein Wesen oder ein System aus dem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, muß es sich demselben durch innere Kraft entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote wieder nähern. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte, desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich. Es gilt nun, den Punkt zu entdecken, auf dem die höchste Schönheit, Wahrheit und Güte der Menschheit sich vereint, in dem ihr Bestand liegt, da auch sie sowohl im Ganzen als in ihren einzelnen Individuen, Gesellschaften und Nationen ein dauerndes Natursystem der vielfachsten lebendigen Kräfte ist.

Die Anlagen der Menschheit sind unter Millionen verteilt. Aber jeder trägt das Ebenmaß seines Wesens in sich, zu welchem er sich ausbilden soll. Der einzelne Mensch jedoch besteht für sich unvollkommen. In der Gesellschaft bildet sich ein höheres Maximum zusammenwirkender Kräfte, die nach einer Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung streben. Je reiner und schöner das Maximum, je genauer und fester das Band der Vereinigung, das alle Glieder des Staats im Innersten knüpfte und auf gute Zwecke lenkte, um so bestehender war die Nation in sich. Das Ziel, das Maximum war nach Ort, Zeit und Nationalcharakter verschieden, wie unsere bisherige Geschichtsbetrachtung zeigt. Bei allen aber wirkt ein Prinzipium, nämlich eine Menschenvernunft, die aus der Unordnung Ordnung, aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Absichten ein Ganzes mit Ebenmaß und dauernder Schönheit hervorzubringen sich bestrebt. Schon hat sie in manchen Werken, z. B. einer ägyptischen Pyramide, griechischen und römischen Kunstwerken Muster geschaffen. Also zieht sich eine Kette der Kultur in sehr abspringenden krummen Linien

*) Nach Lamberts Aufstellungen. S. meine Anmerkung zu „Ideen" T. III. Buch XV 3.

durch alle gebildeten Nationen und bezeichnet in jeder Maxima allerlei Art. Bei jeder Nation finden alle Dinge sich in einem Zusammenhang, aber alle Vollkommenheiten kann keine vereinigen. Kein andres Maximum als das vollkommenste Band der Verbindung macht die glücklichsten Staaten. Kein Maximum dauert ewig.

Der Beharrungszustand in der Menschengeschichte ist Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit in allen Klassen, in allen Geschäften, nicht durch Tradition, sondern durch Naturgesetze, auf welchen das Wesen des Menschengeschlechts beruht. Ist dieser Zustand gestört, so geschieht die Rückkehr meist in gewaltsamen Schwingungen. Oft gehen Jahrhunderte hin, bis wieder ruhige Tage werden. Wie unser Gang ein beständiges Fallen zur Rechten und Linken, bei dem wir doch auch fortkommen, so ist der Fortschritt der Kultur in Menschengeschlechtern und Völkern. So geht durch einen notwendigen Antagonismus das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort und erhält dessen dauernde Gesundheit. Vernunft und Billigkeit beruhen übrigens auf demselben Naturgesetz, aus welchem der Bestand unseres Wesens folgt. Vernunft mißt und vergleicht den Zusammenhang der Dinge, daß sie solche zum dauernden Ebenmaß ordne. Billigkeit ist nur ein moralisches Ebenmaß der Vernunft, die Formel des Gleichgewichts gegen einander strebender Kräfte, auf dessen Harmonie der ganze Weltbau ruht. „Ein und dasselbe Gesetz also erstreckt sich von der Sonne und von allen Sonnen bis zur kleinsten menschlichen Handlung. Was alle Wesen und Systeme erhält, ist nur eins: Verhältnis ihrer Kräfte zur periodischen Ruhe und Ordnung"

War früher, im ersten Abschnitt des Buchs, die Humanität als ein Teil der Natur behandelt, so ist sie jetzt in ihrem Verhältnis zur Natur gründlich bestimmt. Auch die Analogie der Weltgesetze mit denen der Humanität, die der zweite Abschnitt zu erörtern begann, ist jetzt durchgeführt. In allgemeingültigem Ausdruck zum Prinzip erhoben sind die gelegentlichen Sätze der historischen Bücher, daß in den Nationen eine Reihe lebendiger Kräfte zum Gleichgewicht zu bringen sei, daß das vollkommenste Band der Verbindung der verschiedenen Kräfte, der verschiedenen Lebensäußerungen das Glück der Staaten begründe, daß allein Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit ihre Dauer verbürge.

Indem all diese einzelnen Gedanken sich nun als Naturgesetze des Menschengeschlechts zusammenscharen, vollendet sich die Naturordnung, die den Menschen umfaßt und deren Teil er ist, zugleich aber auch der moralisch-spiritualistische Sinn, welchen Herder ihr von je gab. Die Humanität als Anlage, d. h. als Natur, die erste Bedeutung der Humanität, ist jetzt nach ihrem ganzen Gehalt ausgewickelt, wie der erste Abschnitt sie anlegte; sie strahlt nun aber aus sich die ganze Fülle, die ganze Organisation der Herderschen Allnatur: diese war ja eine unzählige Menge von Kräften, die sich gegenseitig im Gleichgewicht, in Harmonie halten, beherrscht durch weise, gütige Gesetze, die einheitlich vom Weltgebäude der Sonnen bis

zur kleinsten menschlichen Handlung wirken; genau so ist die Humanität die Harmonie unzähliger Kräfte, beruhend auf dem Gesetz der Vernunft und Billigkeit. Gott offenbart sich eben überall gleich als Ordnung in der Fülle. Entspringt so die Menschheit wie die Welt aus dem Strom der Wahrheit, so empfängt ihr Schicksal auch überall die gleichen Züge mit der Natur. Die Humanität ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit menschlichen Lebens. So wird sie auch als Zweck der Menschheit gefaßt. Die Teleologie überträgt sich auf die Geschichte. Indem sie — Offenbarung der Allnatur oder Gottes — in ihrem edelsten Sinn als Ziel genommen wird, erscheinen die Abschnitte der Geschichte als Stufen der Kultur, deren jede die Humanität enthält, aber doch eine höhere Art zuläßt. Die Stufenleiter der Wesen wird also auch über die Geschichte ausgedehnt. Endlich da Gott in allen Gestaltungen weilt, wird bei allen die Frage auf Dauer und Glück gerichtet: wie können sie dauern? wie werden sie glücklich sein? Die alte Gleichsetzung von Glückseligkeit und Humanität enthüllt hier völlig ihren metaphysischen Ursprung. Was von je in den Gedankenreihen begonnen und erstrebt wurde, das ist hier vollendet: die Herdersche Allnatur hat auch die Geschichte in ihr Reich gezogen, auch sie zu ihrer Offenbarung erwählt. Sie hat deren prinzipiellen Leitgedanken durchaus ihr Gepräge aufgedrückt.

Aber noch immer wissen wir nicht, ob denn in der Geschichte sich auch ein Fortschritt der sittlichen Kultur bemerken lasse. Der folgende Abschnitt folgert schon aus der Thatsache, daß die Zeiten sich aneinander ketten, einen Fortgang der Menschenreihe mit ihren Wirkungen und Produktionen. Er erweist ihn sodann aus den mancherlei Erfindungen. Erhöht sich damit nun auch die praktische Kultur? Ohne Ordnung keine Dauer, beginnt die Antwort. Aber der Verstand dringt ja seiner Natur nach auf Licht und Ordnung und verbreitet sie durch die Kunst, die ihm wesentlich ist. In ihnen besitzen wir das Geheimnis und Mittel einer sichernden Weltordnung. Die Naturordnung des Menschengeschlechts entwickelt erst rohe Kräfte, die Unordnung selbst führt sie der Bahn des Verstandes zu, und dieser erkennt immer mehr, daß Güte allein dem Werk Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

Hier also soll die Humanität nicht mehr nur die ordnende Einheit in den menschlichen, den historischen Gestaltungen bezeichnen, sondern eine Entwicklung richten. Sie ist hier weniger Anlage als Ziel. Sie erscheint in ihrem zweiten, dem späteren Sinn. Aber wie bietet sich der Übergang? Der Verstand soll die Güte als Bedingung dauernden Glücks erkennen, und damit soll sie Ziel des Strebens, ja damit fast erreicht sein. So wurde schon früher behauptet. Es hieß im zweiten Abschnitt: werden die Naturgesetze kräftig eingesehen, so wirken sie mit der unfehlbaren Gewalt einer Naturwahrheit. „Was sich zur mathematischen Gewißheit oder auf einen unfehlbaren Kalkul bringen läßt, muß später oder früher als Wahrheit erkannt werden; denn an Euklides Sätzen oder am Einmal-

eins hat noch Niemand gezweifelt.“ Also die Erkenntnis wird sich nach Herder unmittelbar in That umsetzen. Wir begreifen diesen kühnen Satz nur, wenn wir ihn in Herderischem Sinne verstehen. Er hat im ersten Teil gelehrt (IV_3): Mit der Organisation zur Rede, welche die Vernunft erst zur lebendigen Kraft macht, empfing der Mensch den Atem der Gottheit, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde. Nun mißt ja die Vernunft (XV_5) den Zusammenhang der Dinge, daß sie solche zum dauernden Ebenmaß ordne, wie Gott die Welt durch seine Kräfte ordnet. Der Mensch schuf, indem er die Dinge durch die Benennung sich unterwarf, die Welt zum zweitenmal. In dieser Vernunftthätigkeit offenbart sich Gott. Dieser offenbart sich genau ebenso in der vernünftigen Ordnung der geschichtlichen Welt als einem Abbild der Allwelt durch den Menschen. Für Gott aber sind Erkenntnis und That eins. Als göttliche Thätigkeit trägt die Vernunfterkenntnis des Menschen die Gewähr unmittelbarer Umsetzung in die That in sich. Also auch der Leitgedanke zu einem Ziel wird der Geschichte von Herder gewonnen durch Zurückführung des menschlichen Geisteslebens auf die Selbstoffenbarung Gottes. Auch die zweite Bedeutung der Humanität wird als eine solche entfaltet, und so breitet auch hier die Gott-Natur ihre Herrschaft in den Herderschen Gedanken aus.

Ausdrücklich betont dies der letzte Abschnitt, welcher die Sätze dieses Buches noch einmal kurz wiederholt. Alles belebte sich auf der Erde, was sich beleben konnte, und alles trägt sein Maximum in sich. Der Mensch hat als solches den Verstand oder die Vernunft; Vernunft, denn er vernimmt die Sprache Gottes, ist ein Bild der Gottheit, denn er verfolgt die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann so wenig willkürlich handeln wie der Schöpfer willkürlich dachte. Als Organ der Vernunft tritt hier wieder die Tradition auf, welche durch die Kette der Geschlechter den Gattungscharakter des Menschen fortpflanzte, auf dem sein und des Geschlechtes Beharrungszustand beruht. Sie geht im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort. „Es ist keine Schwärmerei zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich, nicht durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechts.“

In diesem Buche werden also die Beziehungen von Gott, Natur und Humanität festgestellt. Durch ein Hineindeuten bewußt teleologischen Handelns umfaßt Gott-Natur-Humanität auch die Entwicklung der Geschichte. Es ist eigen, daß auch die Komposition dieses philosophischen Stücks die Komposition des ganzen Werkes wiederholt. Am Anfang steht abermals der Gedanke in größter Allgemeinheit da: Gott als Natur und Humanität, und er trennt sich dann wieder in immer spezielleren Erörterungen in die Bestandteile, die ihn zusammensetzen. Die Abstraktionen der vier kleinen Abschnitte nach den historischen Büchern, Natur, Humanität,

Gleichgewicht u. s. f. werden bis zu ihrer endgültigen Fassung durchgeführt. Dabei ergeben sich im einzelnen leise Änderungen. Die Kräfte, welche ringen, bis sie ihr Gleichgewicht, ihr Maximum finden, erscheinen in doppeltem Sinn: bald sind sie rohe Kräfte, die von Verstand und Vernunft überwunden werden, bald wieder sind sie Kulturkräfte, die sich im Gleichgewicht erhalten. Der genetische Charakter büßt seine Herrscherstellung ein, er verschwindet fast aus der Betrachtung, er wird mitbegriffen unter der höheren Abstraktion der Kräfte, welche die Kultur zusammenwirken. Die allgemeine Ausdehnung des Naturbegriffs tilgt nun auch den älteren Widerspruch, daß der Staat keine Naturgestaltung sein sollte. Auch die staatlichen Gebilde folgen aus der Wirkungsweise der Kräfte menschlichen Lebens. Die Hineindeutung der Natur in die Geschichte ändert den Ansatz der Betrachtung. Früher, wo in jeder Form des Lebens Milde und Güte gefunden ward, war im Anfang der Geschichte der Friede, das allgemeine Glück, das Paradies. Jetzt, da man einen Fortschritt zum Glück und zur Sittlichkeit entdecken will, ist im Beginn die allgemeine Feindschaft, das Chaos, aus dem die Kräfte besserer Ordnung zustreben (vgl. XV_4 zweitens und XV_2 mit $VIII_4$ und X_6). Der Sieg der Herderschen Allnatur über die Geschichte legt die früheren Stadien nun nach dem allgemeineren Interesse durchgehender Entwicklung zum Besseren zurecht. Dieses giebt selbst dem Begriff der Humanität eine andere Stellung, als er sie im ersten Teile annahm. Dort erwies sie als Offenbarung Gottes den Menschen als ein Mittelgeschöpf, das die Stufenreihe der irdischen Wesen schließt und eine höhere beginnt. Die Menschheit im allgemeinen war Gegenstand der metaphysisch-religiösen Betrachtung. Jetzt, Leitbegriff der Geschichte, erscheint die Humanität weit weniger als Charakter denn als Ziel des Menschen. Sie dient allein, seine irdische Laufbahn zu erhellen, und nimmt zu diesem Zweck vom zweiten Teil die Tradition endgültig als entwickelnden Mittelbegriff auf. Die Begriffe tauchen in das Gewimmel des thatsächlichen Lebens. So müssen die Gedanken der Allnatur bei ihrem Auswachsen doch manche Änderung sich gefallen lassen, um der Entwicklung in der Geschichte gerecht zu werden. Es enthüllt sich dabei das innere Leben des fünfzehnten Buchs: indem dieses die philosophische Arbeit des dritten Teils vollendet, führt es zugleich die des zweiten und die des ersten mit mehreren Korrekturen durch, welche allesamt bezwecken, die Allnatur für die Entwicklung der Geschichte zum Leitgedanken tauglich zu machen. Das fünfzehnte Buch der „Ideen" zeigt innerhalb der philosophischen Gedankenwelt Herders den Kampf um die Geschichte.

So zieht sich das dichte Gewebe der Abstraktionen, die in Herders Gedanken die Allnatur zusammensetzen, die ganze moralisierte Natur über die Geschichte, und, wie es bereits in den vier früheren kürzeren Abschnitten anfing, die Abstraktion siegt über die lebendigen Resultate der historischen Forschung Herders. Je mehr er die Einheit seiner meta-

physischen Gedanken herstellt, um so mehr entfernt er sich von der Geschichte. Er wirft gar keinen Blick mehr auf das, was den wirklichen Inhalt der Geschichte ausmacht: das lebendige Zusammenwirken der Gewerbe, Künste u. s. f. in der Gesellschaft, die rechtliche und staatliche Einrichtung der Nationen. Sondern seine willkürlichen ethischen Begriffe, seine willkürlichen Abstraktionen stellen sich ein. Verstand, Güte — ja wie stehen sie zu den wirklichen Entwicklungen der Geschichte? welches sind die Kräfte der Kultur? was ist in thatsächlichen, in rechtlich-staatlichen Begriffen ausgedrückt, der Beharrungszustand, das Maximum? was bedeutet es gar, daß in gewaltsamen Schwingungen die Beharrung sich wiederherstellt? Wir möchten hier einen Einblick in die wirklichen Entwicklungsgesetze des komplizierten Spiels der Kulturmächte erhalten, und uns erwidern nur die unklaren, die unbestimmten allgemeinen Ausdrücke, welche ohne innere Beziehung zu dem Inhalt der Geschichte gedacht sind. Für Herder ist die Geschichte ja nur die äußere Form seiner metaphysisch-religiösen Anschauungen. Er konzipiert die Menschheit als eine Form transcendent, d. h. in sich, für sich seiend, jenseits der Geschichte, also jenseits ihres Lebens, und die Geschichte ist nun nichts als die Stufenfolge der Veränderungen dieses vor ihr existierenden Wesens. Kein Wunder, daß die Mittelbegriffe zwischen dem allgemeinsten Ausdruck, Humanität, und den wirklichen Einzelformen, die sittlich-historischen Begriffe also wie Vernunft und Billigkeit u. s. f. ebenso transcendent, ohne Beziehung zum wirklichen Inhalt der Geschichte gefaßt werden. Je mehr in ihnen allen die Analogie der Natur mit dem Geistesleben der Geschichte durchgeführt wird, um so weniger sind sie fähig, die Geschichte in ihrem eigenen und eigentlichen Inhalt methodisch auszumessen. Ja, sie verwischen geradezu die lebendigen Gedanken, welche Herder in der historischen Forschung gefunden. Er hatte z. B. an den Griechen die Entwicklung aus ursprünglichen Anlagen zu einer reichen einheitlichen Kultur in Kunst, Weisheit und Staatsleben aufgewiesen. Er hatte hier also an dem thatsächlichen Inhalt des griechischen Lebens die Entwicklung entdeckt. Jetzt wird auch der Entwicklungsgedanke moralistisch und verallgemeinernd umgebogen. Ganz allgemein soll der Zustand der Vernunft und Billigkeit durch die Ausbildung der Künste erreicht werden. Die sittliche Kultur wird hier also noch als etwas für sich Bestehendes von der Entwicklung der Kulturfaktoren, des Kulturinhalts getrennt. Um die Verbindung zu gewinnen, muß Herder der bewußten Arbeit des Verstandes die Macht zuschreiben, in den menschlichen Verhältnissen Güte und Ordnung zu verwirklichen. Offenbar kommen wir so noch weiter von dem wirklichen Geschehen der Geschichte ab. Wir nähern uns dem Ideal außerdem in einzelnen Stufen; die fortwirkenden Mächte und Gesetze werden nicht untersucht. Das Ziel endlich ist infolge des moralisierenden Naturansatzes kein Ziel der Völker, sondern der Individuen: es sollen einst überall gute Menschen leben. Die Geschichte zerfällt so in

einzelne Stücke, das Leben der Geschichtsvölker in unzählige Atome. Indem die Gedanken der ethischen Natur, die Analogie mit der ethischen Natur sich über die Geschichte ausbreiten, werden wir völlig abgeführt von dem wirklichen Leben des Volks in der Gesellschaft, im Staat, der Menschheit in den Völkern, von der Untersuchung dieses Gebiets nach seinem Inhalt und seinen Gesetzen. Herders Geschichtsphilosophie bekommt so denselben Charakter wie seine Naturphilosophie. Bei dieser trat der Zusammenhang der einzelnen Gebiete in den Gesetzen nicht hervor, jedes wurde einzeln betrachtet und nur auf die metaphysischen Grundgedanken zurückgeführt. So zerbröckelte, so vereinzelte sich die Natur. Andererseits drangen transcendente Gedanken in die Betrachtung, und jedes einzelne erschien zu allgemein, zu sehr prinzipiell wichtig. Ebenso in der Geschichte: der Zusammenhang der Lebensgebiete ist unklar, Leitgedanken der Entwicklung ergeben sich aus ihnen nicht, sondern jedes Gebiet und jedes Volk besteht für sich und wird für sich als Grundlage prinzipieller Erörterungen benutzt. Hier aber dringt wiederum die Transcendenz ein mit dem rein sittlichen Ideal, für welches die Geschichte im stufenweisen Gang der Kultur nur die Form abgiebt. So zerreißt die All-Einheit die Dinge, welche sie umfassen soll, in Stücke, die sie ihrem eigentlichen Lebensgebiet entfremdet, während sie dieselben zu sich zieht. Sie ist weit entfernt von einer klar überschauenden Systematik der Wissenschaften, da sie die spezifische Struktur und die spezifischen Gesetze einer jeden nicht sucht. So zieht das ewige Beharren die ewige Entwicklung, das ewige Werden in ihr Bereich: die mathematische Naturlehre erscheint als gleichgestellt mit der Geschichte. Für Herder ist ja eben der Eine in Allem. Darum ergreifen seine Gedanken die Geschichte nicht. Es fehlt überall der Entwicklungsgedanke, der sich auf die systematische Ordnung der Wissenschaften nach ihren Methoden begründet hätte.

Ja, es sei in aller Schärfe gesagt: der Herdersche Begriff der Humanität ist vollkommen unfähig, zum Prinzip der Geschichte zu dienen. Denn er paßt sich ja bei seiner weiten Fassung jedem menschlichen Zustande an. Will er zunächst nur besagen, daß allerorten und immerdar sich das Leben des Menschen, der Völker eigenartig entsprechend den jeweilig herrschenden Bedingungen des Klimas oder überhaupt des Ortes, der Zeit und der Rasse gestaltet hat, so kann es überhaupt niemals und nirgends einen historischen Zustand geben, der dieser allgemeinsten Gesetzlichkeit des Geisteslebens nicht unterworfen wäre, der in diesem Sinne die Humanität nicht darstellte. Die Menschheit ist — Herderisch zu reden — in der That stets, was sie sein konnte. Nur durch ihr doppelsinniges Flimmern, nur indem sie als Gottesoffenbarung nachträglich auch höchste Vernunft und Billigkeit bedeutet, wird die Humanität — auch hier noch eine unglückliche Formulierung ohne Bezug zum wirklichen Gehalt des Völkerlebens — dann auch das Ziel der Geschichte. Wir sahen, daß sie es nicht von vornherein war; wir sahen das gewaltsame Einschieben der Zwischenglieder,

das nachträgliche Korrigieren der Gottnatur, das ganze fast krampfhafte Ringen, die Naturphilosophie zur Geschichtsphilosophie zu erweitern. Bei Herder war die Art verständlich, uns überzeugte sie nicht. Ihm war es genug, wenn er nur das Wirken seines Gottes auch in den Kräften der Geschichte nachwies. Aber das leuchtet auf den ersten Blick ein: offenbart sich durch seine organischen Kräfte an jedem Punkte der Natur der ganze Gott, so ist schlechterdings nicht zu begreifen, wie in irgend einem Gebiet eine Entwicklung vom Schlechteren zum Besseren stattfinden, wie es überhaupt einen Wertunterschied geben soll. Der All-Gott duldet keine Entwicklung, der Gedanke an Gott zieht Herders Aufmerksamkeit von der Erforschung des einzelnen ab.

Alle die kleinen inneren Widersprüche des Werks, die zuvor zu erörtern waren, bewegen sich um diesen einen Punkt. Indem das fünfzehnte Buch die Gottnatur ausbaut, damit sie auch die Entwicklung umfasse, enthüllt es die Achillesferse der Herderschen Philosophie. In ihm erleben wir die lange vorbereitete Krisis des Herderschen Denkens. Seine Humanität zerschlägt die Geschichte in ordnungslose Atome, seine Geschichtsbetrachtungen aber, indem sie — wir erkannten es früher — zum Entwicklungsgedanken hindrängen, zerschlagen die moralisierende Humanität. Solch ein Leben fiebert in diesem mit klassischer Ruhe und Schönheit geschriebenen Teil! Alle früheren Betrachtungen streben zu ihm hin. In den historischen Bildern des Altertums umfaßt er an den positiven Gestaltungen des Völkerlebens all die früher vereinzelt erörterten Begriffe, nicht als Abstraktionen mehr, sondern als Thatsachen: psycho-physische Natur des Menschen, Sprache, Wissenschaften und Künste, Weisheit, Regierungen und Religion. Sie alle aber waren früher auf die metaphysischen Gedanken zurückbezogen, und so entfalten auch diese erst hier sich ganz. Sie beginnen in den historischen Büchern, sie fassen sich im letzten kräftig geschart zusammen und erleben den letzten, den entscheidenden, den hartnäckigen Kampf um die Geschichte. Während in den geschichtlichen Bildern die ganze Tiefe der individuellen Betrachtungsart Herders ihre Triumphe feiert, während er hier eine Fülle ursprünglichen Lebens entdeckt und meisterhaft charakterisiert, löscht in den philosophischen Abschnitten die blasse Abstraktion die historische Flamme aus. Die Größe und der Mangel der Individualität Herders entfalten sich ganz in diesem Teil.

Größe und Mangel aber — das wissen wir — entspringen aus derselben Quelle, aus dem tiefen Gefühl für die individuelle Eigenart der Lebenserscheinungen. Dieses ergab zunächst die feinen Bilder historischen Lebens. Dann aber, da es in ihnen seine Wonne fand, schuf es sich eine philosophische Theorie, welche dem Talent der individuellen Charakteristik den weitesten Spielraum zugleich und zugleich dem Denker seine ruhige und glückliche Stimmung gegenüber der Welt erhielt. Diese treibenden Kräfte seines Denk- und Gefühlsinteresses schaffen sich den weiten Begriff der Humanität und die ebenso allgemeinen unbestimmten Teilbegriffe der

Kräfte u. s. f., welche Herder in jedem einzelnen Fall der Geschichte völlig freie Hand bei der Deutung und Darstellung ließen. Sie fügten gleichfalls die ganz allgemeinen moralisierenden Gedanken der Vernunft und Billigkeit u. s. w. in die Humanität hinein, um Herders sittliches Gefühl in jedem Abschnitt der Geschichte mitsprechen zu lassen und seinem Urteil unbehelligt Eingang zu schaffen. Es ist immer das eine gleiche Bedürfnis der Freiheit und der Beruhigung. So nimmt er bei der Darlegung des einzelnen auf die Theorie wenig Rücksicht, er verläßt sich auf seinen feinen empiristischen Sinn. Darum sind auch die einzelnen Begriffe nicht fest. Willkürlich wechselt er zwischen Verstand und Vernunft. Die Tradition tritt in ihren beiden durchaus verschiedenen Bedeutungen auch hier auf. Einmal bezeichnet sie die träge Gewohnheit, dann wieder die fortbildende Kraft der Geschichte. Einmal ist der Beharrungszustand des Menschen Vernunft und Billigkeit nicht durch Tyrannei oder Tradition, sondern durch Naturgesetze. Dann wieder ist die Tradition das Organ der Vernunft, also selbst ein Naturgesetz. Was je in die Gedankenkette Herders bestimmend eingedrungen, wirkt auch fort. So der alte Gegensatz gegen Kant. Es geht gegen ihn, wenn er versichert: nicht künftiger Zeiten wegen ist das Individuum da. Gleichfalls, wenn er wiederholt: „auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen.“ Und dabei hat er eben ein Ziel der Menschenentwicklung gesucht, dabei hat er stets die Staatseinrichtung als dasjenige erörtert, worauf das Bestehen der Nation beruht, und was ist das für ein seltsamer Gegensatz: die Staaten und die Menschen in ihren Reichen! Ja, er erkennt die Gedanken Kants noch weiterhin an. Stets spricht er vom Fortschritt der Kultur. Er sagt, daß die Anlagen unter Millionen verteilt sind, daß, während einzelne Geschlechter untergehen, das unsterbliche Ganze die Schmerzen der Teile überlebt und selbst am Übel Böses lernt, ja endlich ganz ausdrücklich, daß die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fortgeht. Satz für Satz, Wort für Wort die Gedanken Kants! Und Herder bemerkt das nicht? Nein! Denn für ihn sind alles das nur Einzelheiten, die eigentlichen Grundgedanken seiner Geschichtsphilosophie sollen ihm garnicht die Thatsachen genau decken und ihre methodische Erforschung leiten. Sie sollen ihm nur für sein weitgreifendes Arbeiten Freiheit schaffen, das an tausend einzelnen Punkten einsetzt und aus einer Reihe großer Grundansichten, einer Unzahl einzelner Beobachtungen ein Ganzes zusammenbildet. So durchdringt schließlich die philosophische Gesamtanschauung das Einzelne mit erhabenem Gefühl, weil aus dem tiefen Gefühl des Einzelnen das Ganze hervorwuchs. Die Psychologie des Herderschen Denkens liefert uns die Erklärung seiner Philosophie, erklärt uns das eigentümliche Doppelwesen seines Werks. Es erhebt sich aus derselben Wurzel nebeneinander das lebensfrische konkrete Einzelbild der Geschichte und — wie fern dem Leben! — die blasse philosophische Abstraktion. Diese schadet der historischen Charakteristik selten und wenig, denn sie ist nur der

Gedankenausdruck für den Anteil des Gemüts an Herders Arbeitsweise. Während er mit seinem glühenden Gefühl stets am Einzelnen weilt, schafft sich das tiefbewegte, leidenschaftliche Gemüt eine allgemeine Beruhigung an dem Weltbilde seiner Philosophie. So findet sein ästhetischer Sinn hier auch in der Geschichte Ordnung, Plan, Schönheit, welche ihm fast gleichbedeutend mit einfacher Regelmäßigkeit ist. Sein ästhetisches Gefühl aber ist nur eine Erscheinung des religiösen oder umgekehrt. Er deutet den Schöpfer in der schönen Erscheinung. Auch die Geschichtswissenschaft wird ihm zum Gottesdienst, auch in der Geschichte offenbart sich Gott. Es kostete noch besondere Mühe, ihn auch die große Entwicklung der Geschichte durchseelen zu lassen, eben weil die göttliche Allnatur Herders stets die einzelne Beobachtung ihm mit Wärme und Leben erfüllte. Endlich atmet diese ganze historisch-philosophische Welt auch den Drang des Pädagogen, der mit seiner Fülle der Erkenntnis und der Begeisterung unmittelbar wirken möchte. Er findet, daß die Geschichte uns das freundschaftliche Gespräch mit den Weisen und Guten aller Zeiten eröffnet und uns durch die tausendfache Lösung des Problems der Humanität erzieht. „Keinen edleren Gebrauch der Menschengeschichte giebt es, als diesen; er führt uns gleichsam in den Rat des Schicksals und lehrt uns in unsrer nichtigen Gestalt nach ewigen Naturgesetzen Gottes handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weist er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch, ihrer Natur nach, Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unseren kleinen und ruhigen Kreis an."*) So durchdringt eine lebendige Persönlichkeit mit ihrem tiefen Gefühl und Wollen auch diese Geschichtsphilosophie bis in ihre innersten Teile. Sie beseelt die ganze Erkenntnis und will, wie sie in ihr auswächst, durch sie selbst historisch, welthistorisch wirken. Theoretische Erkenntnis, ästhetischer Genuß, Frömmigkeit, sittliche Begeisterung sind hier eins. Diesem Geiste ist die Geschichte zugleich Wissenschaft, ein Kunstwerk, Gottesdienst und Schule.

d. Vorgeschichte dieser Gedanken. Herder und Goethe.

Auch in den geschichtsphilosophischen Ideen Herders prägt somit die ganze Persönlichkeit sich aus, aber wenn erst ein Kampf zu bestehen war, bis auch sie sich in das religiöse Schema seiner Gedanken fügten, so waren sie doch gleichfalls seit langer Zeit in ihm vorbereitet. Bereits die Schrift „Vom Ursprung der Sprache" (1770) lehrte, daß der Mensch nie der ganze Mensch, sondern immer im Fortgang sei. Die Sprache ist ihm natürlich, da er seiner Bestimmung nach ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft ist. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Menschengeschlecht ein progressives

*) S. meine Einleitung zu den „Briefen zu Beförderung der Humanität" (D. N.-L. Herders Werke 5), S. V.

Ganze von einem Ursprunge in einer großen Haushaltung. Nichts besitzt es als erfunden, alles nur im Erfinden, in strebendem Fortwirken. Dieser Fortgang erschien von je als der Gang Gottes über die Nationen. So faßte ihn die Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774). Sie vertrat bereits mit gleicher Kraft das Recht des Einzelnen und den Fortschritt des Ganzen. Ein jeder ist mit Kräften ausgespart im Verhältnis zum Ganzen und genießt das Gefühl der Glückseligkeit nach dem Maß dieser Kräfte. Alle Nationen haben den Mittelpunkt in sich, bestehen für sich selbst, aber sie sind im einzelnen nur Momente und werden durch den Fortgang der Zeiten Mittel zu Zwecken. Jede Einzelheit ist in sich ein Ganzes, und alle sind doch aufs Ganze bezogen. Da sind Jahrhunderte nur Silben, Nationen nur Buchstaben, vielleicht Interpunktionen. Die Geschichte ist der Schauplatz der Gottheit, d. i. einer leitenden Absicht auf Erden, wenn wir gleich die letzte Absicht nicht sehen. Sie bietet uns so eine Analogie mit der Natur, welche gleichfalls Gott in seinen Werken redend verkündet. — Also vollzieht sich nach Herder in der Geschichte stufenweise eine Offenbarung Gottes. Auch die Überzeugung, daß die Menschheit sich dem göttlichen Ziel annähern werde, indem die Erkenntnis des Guten sich in die That umsetzen müsse, war schon länger in Herder religiös gegründet. Die Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" (1778) bekundet es. Wer die Güte erkennt, muß sie auch lieben und wollen. Das Wollen in Liebe ist die beste Erkenntnis. Man soll Gottes Werke liebend verstehen und im eigenen Handeln nachahmen: Gott in sich, sich in andre hineinlieben. Diesem sichern Zuge folgen — das ist moralisches Gefühl, Gewissen. Ist so die liebevolle Erkenntnis und das von ihr geleitete Handeln eine Nachahmung Gottes oder vielmehr eine Offenbarung Gottes, so kann kein wahrer Gedanke, keine gute Empfindung verloren gehen. „Was wahr und gut ist, hängt mit dem Sensorium der Schöpfung, dem großen Geiste zusammen, an dessen Gewande nichts umkommt." So bricht schon hier das Licht, das die Finsternis überwinden muß, aus dem Schoße Gottes hervor. Erkenntnis und Empfindung leben in That und Wahrheit, und die Tradition führt sie fort als eine göttliche Kraft.

Hier harrten also schon die Gedanken, daß der Mensch in seiner sprachbegabten Vernunft die Gottheit nachbildet, schafft und sie dann seiner Erkenntnis gemäß in seinem Handeln darstellt. Das Fortstreben der Menschheit in einzelnen Stufen der Entwicklung, die bildende Absicht Gottes — alles war bedeutsam angelegt. Auch hier kam nur zusammenfassend und gruppierend der Begriff der Humanität hinzu. Wenn dieser früher, wie wir gesehen, die irdische Stufenleiter der Wesen in der Allnatur abschloß, so fügte er nun auch die Geschichte in die Allnatur hinein, indem er den alten religiösen Gedanken: Erkenntnis des Guten wird That! in sich aufnahm. Nun war das Ziel der Geschichte aber nicht mehr unbekannt, und die Beziehung auf die Humanität führte die bewußte Teleo-

logie, das bewußte Hinarbeiten auf den Zweck in die Geschichte ein. Auch dieser Teil des metaphysischen Baues entstand also im Lauf des Herderschen Lebens. Auch an ihm schufen die alten Tendenzen seines Geistes religiös, ästhetisch, pädagogisch mit, wie sie all die einzelnen Studien durchdrungen hatten, und vollendeten so der gereiften Persönlichkeit ihre geistige Heimat. Mit dieser Beruhigung des Menschen in seinen Abstraktionen stellte sich auch manche größere Reife in den historischen Einzelheiten ein. Er jagte z. B. nicht mehr nach dem historischen Urbeginn der asiatischen Kultur wie in der „Ältesten Urkunde". Er zwang nicht mehr jedes Volk des Altertums, eine Seite und ein Lebensalter der Menschheit darzustellen wie in dem heftigen Entwurf: „Auch eine Philosophie u. s. f." Er hatte in seiner Gedankenwelt seinem reifen Talent, seiner reifen Persönlichkeit Platz gemacht, Anlage und Sinn der Geschichte für sich bestimmt. Ruhig und ohne Nebengedanken beschrieb er die Kulturen in seiner Völkerpsychologie; ein absolut sittliches Ziel, ohne nähere Rücksicht auf die Gesellschaftsgestaltungen aufgerichtet, leuchtete der Geschichte. Bei dieser Anlage und diesem Sinn ließ er dann achtlos in den einzelnen Gedanken eine Reihe fruchtbarer neuer Motive aufsprießen, die er nicht in philosophische Systematik zusammenlenkte.

Kurz nach diesem dritten Teil der „Ideen" erschienen die Gespräche über „Gott". Wir sahen, wie sie, ganz den „Ideen" ähnlich, die religiösen in historische Gedanken hinüberleiteten. Die Lebensfülle, welche Herder bei seinem Gott empfand, ermessen wir nun. Alle die Unruhe und Leidenschaft seiner gesamten Lebensarbeit klang nach in seinem Weltgefühl, aber zu erhabener Stimmung besänftigt. Seine Arbeiten wurden hier vereint und gerechtfertigt, ein Grund für neue gefunden. Aber mit all der Arbeit verband sich sein Lebensgefühl, seine beste Hoffnung. Dieser Gott war sein ganzes Können und sein ganzes Glück. Was in Herder angelegt war, das hatte er in diesen Werken zur Vollendung gebracht. In ihnen war all sein Leben zur Persönlichkeit geschlossen, die Ruhe der Reife — um es noch einmal zu sagen — war gewonnen. Dieser Reife galt die Liebe, die Verehrung, die Bewunderung so vieler trefflicher Menschen, galt die Freundschaft Goethes. In der That — das Jahr 1787, in welchem der dritte Teil der „Ideen" und die Gespräche über Gott erschienen, das war der Höhepunkt des Herderschen Lebens.

Goethe freute sich schon inmitten seines italienischen Glückes auf den dritten Teil. Freilich die Humanitätsstimmung regte in ihm eine gewisse Ironie. Herder, meinte er, wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. „Auch, muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde". Aber nur Innigkeit und Dank ist sein Wort, da er das Buch bekommen. „Nur ein flüchtig Wort und zuerst den lebhaftesten Dank

für die Ideen! Sie sind mir als das liebenswerteste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut!" Er lobt vor allem das griechische Zeitalter, am römischen vermißt er etwas Körperlichkeit. Er preist den Schluß als herrlich, wahr und erquicklich, „und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohl thun. Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden." Ihm entging es nicht, wie wir wissen, daß das Buch das Echte, Große, Innerliche in, aus und durch den Begriff von Gott und der Welt hatte, den die Gespräche entwickelten. Ja, er ging in Herders persönliche Empfindungen ein, indem er gegen Kant Partei nahm. „Die Recension ist recht im Stil des Alten, zu viel und zu wenig." Goethe empfing das Buch nicht, er schuf es wieder, ihm war es wie ein eigenes Wort. Hatte er doch vor kurzem erst freudig bekannt: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten."

Einen wesentlichen Unterschied konnten freilich die Freunde damals nicht empfinden. Für Herder war diese Gesamtanschauung der Natur das letzte Wort, unter den Gesichtspunkten, die sie ihm bot oder die sie von seinem Gefühl duldend empfing, betrachtete er hinfort die Welt. In den Prinzipien gab es für ihn keinen Schritt darüber hinaus. Für den reifen Goethe war jene Gesamtanschauung das erste Wort. In ihr freilich waren sie einig: alle Dinge der Natur begriffen zu denken in einer großen allumfassenden Einheit. Das war für Goethe aber nicht eine religiöse Beruhigung, sondern ein Ansporn zu immer neuem Forschen. Mit der nur ihm eigenen Kürze des schlagenden Ausdrucks, welche eine unendlich reiche, verschlungene Welt in der größten Einfachheit der Anschauung zusammenfaßt, bezeichnet er einmal sein Verfahren in der „Italienischen Reise": „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen." (Verona, 17. September.) So erkannte er es auch später an, daß sein Denken gegenständlich thätig sei, daß es sich nicht von den Gegenständen sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen sei. So bestimmt er die Selbsterkenntnis und zugleich das Verhältnis des Menschen zur Welt: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." (Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort 1823.)

Dieses Aufgehen der forschend-anschauenden Persönlichkeit in den Objekten, dieses Streben nach einer reinen Anschauung der Dinge trug

in sich eine mit der Analyse zugleich sich ausbildende Synthese, eine in der Synthese sich sogleich zusammenfassende Analyse. Jede Bedingung, unter welcher ein Phänomen erscheint, genau aufzusuchen und nach möglichster Vollständigkeit der Phänomene zu trachten, weil sie doch zuletzt sich aneinander zu reihen oder vielmehr übereinander zu greifen genötigt werden und vor dem Anschauen des Forschers auch eine Art Organisation bilden, ihr inneres Gesamtleben manifestieren müssen, — das erschien ihm bei Betrachtung der Gegenstände als die höchste Pflicht. In allen Gebieten der Naturwissenschaft selbstthätig arbeitend erstrebte er eine vollkommene Ableitung der Phänomene, um sie auf ihre einfachsten Gesetze zurückzuführen. Die Urpflanze und das Urtier, der Typus der Pflanze und des Tiers, die er rastlos suchte, — was sind sie anders, als in eine Anschauung zusammengefaßt, die Gesetze der organischen Entwicklung im Pflanzen- und Tierreich? In der Anschauung des gesetzlichen Zusammenhangs der Phänomene wagt Goethe das Abenteuer der Vernunft, wie Kant es genannt, die Durchführung der Entwicklungslehre in der Naturwissenschaft.

Mit den Naturstudien Hand in Hand ging schon in Italien die Versenkung in die Gesetze der Kunst. Auch hier ging er auf alle, auch auf die physischen Bedingungen ein. Er studierte die Technik, er wollte wissen nicht nur daß, sondern wie die griechischen Künstler die Ideale der menschlichen Natur schufen. Wie er für seine Naturwissenschaft ein forschendes Anschauen, ein gegenständliches Denken in sich bildete, welches das jeweilige Gebiet nach seinem Gehalt und nach seinen Gesetzen rein aufnahm, so erkannte er als Ideal die gegenständliche Kunst, den Stil, der auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge ruht, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen. Endlich durchsann er an der menschlichen Gesellschaft, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind.

Indem er so in der Bethätigung einer ganz eigenen Geistesanlage an Natur, Kunst und Gesellschaft zu durchdringen suchte, wie lebendiges Gebild entsteht, erfuhr er an sich selbst den Anteil der Persönlichkeit an der Art, wie ihr Erkenntnis entsteht und wie sie sich ihr formt. Diesen psychologischen Anteil an dem Zustandekommen der Erkenntnis suchte er darum stets festzustellen, und wie er jedes Gebietes eigene Gesetze suchte, so erstrebte er durch dies zweite Bemühen noch im besonderen eine Methodenlehre der Erkenntnis. War sein Forschen im höchsten Sinne ein Ausbilden seiner Persönlichkeit, seiner Anlage zum gegenständlichen Denken, so machte er seine Thätigkeit noch in höherem Grade zugleich wissenschaftlich wertvoller und persönlicher, indem er dem persönlichen Leben der Forscher zu besserem Verständnis der Werke nachging. Er machte die

fortentwickelnde Überschau der wissenschaftlichen Leistungen in seinem Geiste zu einem menschlichen Verhältnis mit den Forschern. Dasselbe Erforschen der Art, der Methode, derselbe menschlich-persönliche Anteil bei den Künstlern! War ihm Denken und Anschauung gleich, war sein Subjekt in der Forschung eins mit dem Objekt der Erkenntnis, so war auch sein Herz eins mit dem Verstande. Indem er die Natur und die Kunst aufnahm in den Werken der Forscher und der Künstler, nahm er sie auch mit ihren Bedingungen, d. i. den Forschern und den Künstlern in das Ganze seines Lebensbaues auf. In einem ungeheuren geistig-seelischen Anteil schuf er sich selbst in Erkenntnis, Liebe und Schaffen mit der allumfassenden Anschauung der Natur, Kunst und Gesellschaft. Welch gewaltige neue Aufgabe aber für seine eigene Dichtung! Hier galt es den Stil zu verwirklichen, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit zur Anschauung zu bringen. Das Schaffen des Künstlers, der in seinem Werke Stil hervorbringt, ist das letzte Schaffen der gesetzmäßig bildenden Natur. Wir würden so die künstlerische Arbeit Goethes als die letzte Selbstdarstellung dieser die Welt durchdringenden Persönlichkeit auffassen müssen.

Aber wie entfernt sich in dieser ganzen Thätigkeit Goethe von Herder! Rastlos drang er in jedes einzelne Gebiet, um zu unterscheiden und dann zu verbinden, und nur indem er jedes in sich selbst durchmaß, verwirklichte er in seinen Gedanken den Allzusammenhang der Natur. Er ehrte in sittlicher Scheu die Eigenart der Dinge in Natur, Kunst, Gesellschaft. Herder leitete sie schnell auf seinen Gott, auf seine Allnatur zurück, und wenn er bei vielen feinen Einzelbemerkungen seine metaphysischen Gedanken in ihnen gefunden hatte, verließ er sie, so daß er keineswegs jedes Gebiet in sich erforschte und in den Gesetzen den Zusammenhang nachwies, so daß er den eigentlichen Entwicklungsgedanken nicht durchführte. Während Goethe in seinen allgemeinen Gedanken die vollkommene anschauende Erkenntnis der verschiedenen Gebiete zu fixieren suchte, faßte Herder die seinen so weit wie möglich, daß sie seiner persönlichen Sympathie und Antipathie, seinem augenblicklichen Empfinden Raum ließen. Goethe faßte sein Verfahren in den klassischen Spruch

> Willst du ins Unendliche schreiten,
> Geh im Endlichen nach allen Seiten!

Er wies die Metaphysik, die außer der bescheidenen Erforschung der Dinge noch ein Inneres der Natur kennt, schroff zurück

> „Ins Innre der Natur —“
> O du Philister! —
> „Dringt kein erschaffner Geist.“
> Mich und Geschwister
> Mögt ihr an solches Wort
> Nur nicht erinnern;

Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig, wem sie nur
Die äußre Schale weist!“
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen
Und fluche drauf, aber verstohlen,
Sage mir tausend-, tausendmale:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Herder aber wollte überall das Unendliche spüren, er sprach stets von dem Innern der Natur, in das wir nicht dringen; wir sahen sogar, wie dieses Innere der Natur seine ganze Gedankenbildung beherrscht.

War also die erste Anschauung ähnlich, sie wurde auf grundverschiedenen Wegen durchgeführt: bei Goethe der Allzusammenhang dem Entwurf nach objektiv-wissenschaftlich, indem jedes Gebiet nach seinen eigenen Gesetzen ergründet ward, bei Herder der Allzusammenhang metaphysisch-religiös, indem Gott sich überall offenbart, bei Goethe die Grundstimmung ruhige Beschauung, bei Herder leidenschaftliches Hineindeuten in seine religiös-sittlichen Vorgedanken. Mochten sie im einzelnen noch gleich denken, die Grundrichtung, die Grundgesinnung war eine andere hier und dort.

Vielmehr näherte sich Goethe, so verschieden sonst ihre Art war, dem Hauptgegner Herders, Kant. In völlig gleicher Gesinnung weist dieser den Gedanken an das Innere der Natur zurück. Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen*), ein anderweitiges Inneres giebt es für uns nicht. Die strenge Ausbildung der Methodik jedes Gebietes war gleichfalls Kantisch. Das erste tiefere Gespräch Goethes mit Schiller betraf eine Frage der Methodik. Schiller behauptete von der Urpflanze, sie sei keine Erfahrung, sondern eine Idee. Goethe glaubte damals, bei der Eigenart seines Forschens, noch diese Idee mit Augen zu sehen. Später aber hat er Schiller Recht gegeben. Er schreibt (Morphologie. Der Inhalt bevorwortet. 1817): „Wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr, das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tiers.“ Ja, lesen wir's aus dem kleinen Aufsatz: „Einwirkung der neuern Philosophie“ nicht aufs deutlichste, daß das Studium Kants, besonders der „Kritik der Urteilskraft“ Goethe erst zur vollen Klarheit über die methodischen

*) Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe von Kehrbach. S. 251.

Grundfragen seines eigenen Verfahrens geleitet hat, diesem Aufsatz, in welchem es zuvor bei der „Kritik der reinen Vernunft" ausdrücklich heißt: „mit Herdern konnt' ich nicht übereinstimmen, Kant aber auch nicht folgen"?

So lesen wir mitlebende, aber rückschauende Enkel jener großen Männer Goethes warme Freundesworte über die „Ideen" nicht ohne ein tiefes Gefühl der Trauer und Wehmut. Ist's ein Zufall, daß seine leise Ironie sich gerade gegen die Humanitätsgedanken richtet, in denen Herders Subjektivität sich so grenzenlos Raum läßt? ist's ein Zufall, daß sein sanfter Tadel oder Zweifel die Darstellung Roms trifft, die gleichfalls so sehr von Herders persönlicher Abneigung gegen Krieg und Eroberung bestimmt war? Ach! das eherne Gesetz des geistigen Lebens sah in dieser schönen tiefen Freundesliebe bereits den unabwendlichen Bruch. Herders Mannesreife war der erhabene, kräftige Gipfel, von dem es niederging zum Greisentum. Goethes Mannesreife war Erwerbnis einer neuen Jugend. Dort war ein Sein, ein großes, mächtiges Sein — denn weder Kant noch Goethe hätten, falls sie es versucht, Herder erreicht in der Fülle, dem lebendigen Reichtum anthropologischer und völkerpsychologischer Kulturbilder —, hier bei Goethe war ein ewiges Werden. Herders Organe waren fertig und mit ihnen trat er nun an die fertig in sich abgeschlossene Welt. Aber alle Seiten, alle Kräfte der Welt schufen Goethe neue Organe nnd bereicherten durch sich ihn in sich selbst. So änderte sich die Welt beider ganz und gar, selbst das Gemeinsame erhielt einen verschiedenen Sinn. Indem beide ihr Bestes schufen, indem sie den Adel und die Größe ihrer Natur, ihres Könnens und dadurch eben ihr innerstes Wollen in Werken aussprachen, kamen sie auseinander, wurden sie einander fremde. Nach der Rückkehr schon fand Goethe an Herder nicht mehr den mitarbeitenden Freund. Noch eine Weile erhielt sich der vertraute Ton, dann der erste Anlaß, und sie trennten sich. Wenn sie später einmal in ihre Vergangenheit zurückblickten, mochte jeder sich vielleicht traurig-verwundert fragen: „Standen wir einander nicht so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein?" Wie sehr waren sie Zwei geworden! Und dieser Entwicklung noch allzu nahe hatten sie wohl auch den Trost des Verständnisses nicht, daß eben bei ihrem produktiven Lebensernste, der in jedem wahrhaft geistigen Verhältnisse ein zusammenarbeitendes Gleichgewicht der Seelen verlangen mußte, die Trennung unabwendlich, innerlich notwendig war.

5. Die vier ersten Sammlungen „Zerstreuter Blätter“ (1785—1792). Der vierte Teil der „Ideen“ (1791). Allgemeiner Charakter und historische Stellung der „Ideen“.

In den Jahren, welche die „Ideen“ werden sahen, teilte Herder sich den Deutschen auch durch Sammlung einer großen Anzahl kleinerer Schriften mit, welche er „Zerstreute Blätter“ nannte. Der erste Teil erschien 1785, der zweite 1786, der dritte 1787, der vierte 1792.*) Der erste und der zweite gaben zunächst eine reiche Auswahl von Gedichten aus der griechischen Anthologie, wozu der zweite eine „Hyle kleiner griechischer Gedichte“ fügte, der erste an dichterischem Beitrag noch eigene Arbeiten Herders, die „Paramythien“. Wir finden den Geist der „Ideen“ fast auf jeder Seite, ja die meisten Grundgedanken und Grundrichtungen ziehen hier noch einmal an uns vorüber. In ein engeres Gesichtsfeld gerückt zeichnet sich vor unsern, vor Herders Augen die ganze Natur in den drei Gesprächen über die Seelenwanderung. Sie ist uns wieder zugleich Geist — denn Moral ist ja nur eine höhere Physik des Geistes. (S. Ideen I, 2.) Wie alle Planeten auf die Sonne bezogen sind, so muß auch ein geistiger Bezug in dieser Harmonie der Welten herrschen. Unsere künftige Bestimmung wird immer ein neues Glied in der Kette unseres Daseins werden, das sich aufs genaueste an das jetzige Glied anschließt, wie etwa unsere Erde an die Sonne, wie der Mond an die Erde. Die moralischen Zustände sind verbunden wie die physischen — ein schwesterlicher Chor, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft seinen Schöpfer lobt, hinaufstrebend bis zum Mittelpunkt, den wir in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht, Liebe nennen.

Auch in der ganzen belebten Schöpfung folgen wir dem Aufstreben der Kräfte bis zum Menschen — die Natur scheint eine Stufenleiter der Wesen nach Einem Hauptplasma gebildet zu haben. Keinen Tod giebt es da, sondern nur Übergang zu höherem Leben. Das Tier ist ein Mensch, noch ohne Vernunft. Der Mensch erhob sich durch den göttlichen Funken, den er bekam; er umfaßt in sich vielfaches Tierleben. Er ist ein Mittelgeschöpf zweier Welten und darf dermaleinst eine volle Entfaltung seines kerkerhaft eingeengten Seelenlebens erhoffen.

Den ethischen Sinn dieser stufenweise hinaufstrebenden Natur innerhalb des menschlichen Lebens entwickelt noch einmal der Aufsatz „Liebe und Selbstheit“. Er findet Gott in den mancherlei Arten der Liebe. „Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts

*) S. Haym II, S. 300 ff., S. 510 ff., S. 576 ff. Über die fünfte und sechste Sammlung s. meine Einleitung der Humanitätsbriefe (Herders Werke 5, D. N.-L.) S. XXXVI, S. XL ff. Über die dichterischen Bestandteile der drei ersten Teile s. Herders Werke 2, (D. N.-L. Band 62) und Lambels Einleitungen.

hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen sinn- und liebreichen Figuren einwebte." Eigenes Dasein ist das höchste Gut, das Gott allen Geschöpfen geben konnte, worin eben er selbst in ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr sein wird alles in allem. — Das geistige Hinaufstreben hatte Herder vor allem in seinen Bemerkungen zur Physio-Psychologie aufgewiesen. Er giebt zu diesen einen Nachtrag in dem Göttergespräch: „Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre", einem Gespräch der Musen bei Apoll. Auf die Unterscheidung der Sinne führt er die ästhetische Wirksamkeit mit manchem treffenden kunsttechnischen Wink zurück. — Endlich forderten ihn die griechischen Epigramme, deren Übersetzung er in diesem Teil spendete, zu „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm" auf. Nachdem er die Entstehungsgeschichte der Anthologie erzählt, sucht er wiederum psychologisch zu erklären, wie die Seele zum Schaffen des Epigramms geleitet wird. Dann beantwortet er die Frage, warum gerade bei den Griechen das Epigramm zu so voller Ausbildung gekommen, indem er hierfür, ohne wohl auch nur einen auszulassen, dieselben Gründe anführt wie im dreizehnten Buche der „Ideen" für das Aufblühen der griechischen Kultur überhaupt. Hinzugefügt hat er höchstens die Geschwätzigkeit der Griechen.

Der zweite Teil der „Zerstreuten Blätter" sucht noch weiterhin die Erkenntnis des Lieblingsvolkes Herders, der Griechen, zu fördern. Er vollendet zunächst die Anmerkungen über das Epigramm. Von der Urform, der einfachen Exposition des Gegenstandes ausgehend, findet er 7 Gattungen — ohne die Absicht, damit die ganze Fülle einregistrieren zu wollen. Tiefer in die Denkweise der Griechen führt die Belehrung „Wie die Alten den Tod gebildet. Ein Nachtrag zu Lessings Abhandlung desselben Titels und Inhalts". Reich und tief schildert er die Todesauffassung der Alten in ihren mannigfachen Nüancen und sucht die ganze Fülle der künstlerischen Darstellungsweise zu umfassen. Auch die Entstehung unseres Todessymbols, des Knochenmannes mit der Sense, wird erklärt. Wurden hier wie bei der Untersuchung des Epigramms in Herders psychologisch-historischer Art Arbeiten Lessings fortgeführt, so nahm er auch ein Denkmal des geliebten und verehrten Führers in diesen Teil auf.*) Seine eigenste Anschauung des Griechentums aber, alle Vorzüge seines Forschens offenbaren sich in dem kurzen Aufsatz „Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild". Nachdem er die Göttin als Personifikation der Dichter, sodann als attisches Kunstbild und in anderen Darstellungen bestimmt und von den verwandten Gottheiten scharf gesondert hat, der Ate, den Eumeniden, der Gerechtigkeit und der Fortuna, erklärt er ihr Wesen mit der feinsten Empfindung für den Sinn ihrer Symbole. Es ist unseres nachdichtenden Denkers alte seelisch-durchdringende Art, welche

*) Gotthold Ephraim Lessing. D. N.-L. Bd. 150. Herders Werke III$_2$, S. 372 ff.

das Resultat des Forschens zugleich als einen Teil des eigenen Lebens aufnimmt oder die reiche Fülle der eigenen Lebensanschauung verwendet, um auch die Geschichte zu beleben. Nemesis ist die Göttin des Maßes und Einhalts, die mißbilligende Göttin des Übermuts, wenn man so sagen dürfte. Sie bedeutet in sich den schärfsten Punkt an der Urteilswage des milden Menschen, der das richtige Maß in menschlichem Glück und Unglück zu beachten sucht. Sie will versöhnt werden, indem man sie zur Aufseherin seines Glücks und seiner Sitten macht. Dann wird sie die Entscheiderin, die Zunge an der Lebenswage und Wohlthäterin fürs Ganze der Menschheit, wenn sie in den einzelnen herrscht. Daher die vielen Sittensprüche der Griechen, die auf Sophrosyne, d. i. weise Nüchternheit und Mäßigung des Gemüts drangen. So bewundern wir auch in dieser Schöpfung der griechischen Phantasie und Weisheit den feinen Umriß in der Gestalt und Kunst des Lebens, den sie so klar und schön ausgedrückt.*)

Das ist, an einem Symbol kräftig zusammengefaßt, die Summe der Herderschen Auffassung des Griechentums, wie die „Ideen“ sie dargelegt. Ja mehr als das! es ist das letzte Wort seiner historischen Ethik, die wieder und wieder betonte: jedes Übermaß, jede Übermacht muß sich selbst zerstören, das eherne Gesetz der Vergeltung beherrscht die Geschichte. So wiederholt er's hier ausdrücklich: „Soll die Geschichte der Menschheit je lehrend werden, so weihe sie der Geschichtschreiber keinem andern als der Nemesis und dem Schicksal! Diesem in allen Dingen, die über der Macht der Menschen liegen und dennoch nach ewigen, uns sehr wohl erkennbaren Gesetzen regiert werden, jener in allen menschlichen Dingen, in denen sich nur die wachsame, bescheidne Klugheit schützt, jeder Unverstand und Übermaß aber selbst verderbt.“

Dieses Gesetz des inneren Gleichgewichts hatte Herder im 15. Buch mit Anlehnung an die Naturgesetze ja noch ganz besonders eingeschärft. Mit dem Hinweis auf die Göttin Nemesis führte er dieselben Naturgesetze des Beharrungszustandes im dritten Gespräch über Gott vor, und in der Vorrede dieser Gespräche wünschte er sich einen heitern Sommer für seine Adrastea oder von den Gesetzen der Natur. Adrastea aber war ihm gleichbedeutend mit Nemesis. So schloß dieser ethische Begriff seine Natur- und Geschichtsbetrachtung ab und lieferte ihm den Grund zu neuen Arbeiten, zu einer noch in bestimmterem Sinne sittlichen Auffassung der Natur und Humanität. Wie aber all sein Können und Sehnen sich konzentriert hatte, die Griechen als das vorbildliche Volk verständlich zu machen, so lieferte dieser Grundbegriff, der aus seinen Studien sich ergab und nun

*) S. Schiller an Körner. Weimar, 8. August 1787. „Weil ich noch voll war von seiner Nemesis, so führte ich die Unterredung auf diese. Es schien ihn zu überraschen und zu freuen, daß ich ganz in seine Idee hineingegangen war; und er gab mir viele Aufschlüsse darüber, sagte mir auch, daß er sich diese Nemesis oder Adrastea zu einem großen Werke für die Zukunft erweitern und sie auch durch die physische Welt ausdehnen würde, als das erste allgemeine Gesetz der ganzen Natur, das Gesetz des Maßes.“

als systematisierende Einheit seine Natur- und Geistesansicht zu tieferer neuer Arbeit lenkte, ihm auch eine zusammenfassende Grundanschauung für das Griechentum.

Der dritte Teil führt allmählich zum Orient hinüber. Außer einer Sammlung eigener Dichtungen Herders enthielt er „Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage“, eine Abhandlung „Über Bild, Dichtung und Fabel“ und „Persepolis. Eine Mutmaßung“, einen Versuch zur Deutung der Ruinen von Persepolis. Hierbei geht er — stets der feine Völkerpsycholog — auf die persische Lebensauffassung ein. Er meint in den Ruinen die Darstellung der ältesten Perserregierung, der persischen Jahres- und Lebenseinteilung, wie der alte König Dschemschid sie feststellte, zu erkennen. Die Abhandlung „Über Bild, Dichtung und Fabel“ nimmt wieder von dem Beitrag der verschiedenen Sinne für das menschliche Geistesleben ihren Ausgangspunkt, um die Theorie des Bildes zu gewinnen und dann den Ursprung der einzelnen Dichtungsarten (Fabel, Beispiel, Parabel) psychologisch und anthropologisch zu erklären. Kraft seines großen Naturbegriffs deutet er das Innerlichst-Gehaltvolle an der Fabel: sie gewinnt ihre Überzeugungskraft durch das innere Bestehen aller Wesen in dem großen Systeme der Allnatur.

Der vierte Teil, der erst 1792, also nach der Vollendung der „Ideen“ erschien, bringt „Blumen aus morgenländischen Dichtern“ und „Gedanken einiger Bramanen“. Er fördert die Erkenntnis des Morgenlandes, seiner Poesie und seiner Kunst, er trägt nach dem Abschluß des historischen Werks Herders Mahnungen zu einem rüstigen Fortarbeiten in der Geschichte vor. Der Aufsatz „Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern“ rühmt das Verdienst, einer Erfahrung der Weisheit die glückliche Form zu geben, weil sie so den nicht selbstdenkenden Menschen als Grundsatz des Handelns dienen kann. Nach einer kurzen Charakteristik der hebräischen, persischen und arabischen Poesie hebt er den gemeinschaftlichen Charakter der morgenländischen Sprüche hervor: Kürze, kühne Zusammensetzung der Bilder, helle Farben, tiefes, zu tiefes Gefühl für die Vergänglichkeit menschlicher Dinge. — Mit Entzücken weilen die Briefe über ein morgenländisches Drama bei Kalidasas Sakontala, deren indischen Charakter sie feinsinnig deuten. Minder glücklich suchen sie durch ein Messen an Aristoteles' Definition der Tragödie die Gattung des Gedichts festzustellen. Die Kunstgeschichte des Orients regt Herder kräftig an mit den Blättern „Über Denkmale der Vorwelt“. Er fordert auf, alle Denkmale zu sammeln in Beschreibungen und Bildern, um dann jedes für sich und an seiner Stelle zu deuten, wozu er noch manchen hülfreichen Wink giebt. Zunächst verweilt er bei den indischen Denkmalen und erklärt aus den Religionsvorstellungen und der Lebensanschauung der Inder, warum sie trotz manches anmutigen und poesievollen Zuges ihrer Mythologie nicht zu schönen Darstellungen ihrer Götter kamen. Auf immerhin beschränktem Material fußend befolgt Herder doch auch hier den großen Grundsatz seines historischen

Forschens, Poesie und Kunst gleichzeitig zu betrachten, um Werke und Lebensanschauung des Volks gegenseitig durch einander zu erhellen. Der rückwärts schauende Prophet dringt hier in die ferne Vergangenheit. Mit fast gleicher Sicherheit blickt er in die Zukunft. Sind wir in unserm Leben von der Arbeit der Vergangenheit umfaßt in Sprache, Gesinnungen u. s. f., so lehrt er „über die menschliche Unsterblichkeit“, so sollen wir streben, durch Ausprägung der reinen Form unsers Innern in klaren Gedanken, in selbstloser That an der Ausbildung der Menschheit teilzunehmen und teilzugeben, durch That des Ewig-Wahren, Guten und Schönen in die Zukunft auf menschliche Seelen fortzuwirken. Denn das ist menschliche Unsterblichkeit. „Licht ist das stillste, aber wirksamste Element der Natur, — der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sei auch unsere Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben, daß durch sie wie durch verschlungene Lichtstrahlen eine neue schöne Schöpfung lebe.“ Eine neue Schöpfung, eine ewige Verjüngung — das verlangt auch der letzte Aufsatz vom Menschen: „Tithon und Aurora“. Menschen, Sitten und Institutionen überleben sich, aber nicht Revolution soll ihre Verjüngung sein (— 1792! —), sondern Evolution immer tieferer verborgener Kräfte. Wie die Natur sich periodisch in all ihren lebendigen Kräften verjüngt, so soll der Mensch ihr nacheifern als in sich ruhende, stets neue Kräfte entwickelnde Persönlichkeit. Für den Staat giebt es nur Ein Mittel, sich jung zu bewahren und fürchterlichen Umwälzungen zu entgehen: das natürliche Verhältnis, die gesunde Wirksamkeit aller seiner Teile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten oder wiederherzustellen und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen.

So zieht in diesen kleinen Schriften alles noch einmal an uns vorüber: die Natur mit ihrer Stufenleiter der Wesen, beseelt in jedem Entwicklungsgliede von der Liebe Gottes. In menschlichen Dingen erscheint das Gleichmaß als Bedingung des Gedeihens, als schönste Entfaltung der Menschheit. Für diese Entfaltung in der Kette der Tradition zu wirken — wir hören es auch hier wieder — das ist der Beruf des Menschen, das ist irdische Ewigkeit. Dadurch entwickelt sich immer neue Kraft, und in den Persönlichkeiten verjüngt sich die Menschheit. Die Kräfte der Natur, die im Verlauf der „Ideen“ an verschiedenen Stellen so mancherlei bedeuteten, haben sich hier für das ethische Ideal in zwiefacher Hinsicht genauer bestimmt: es besteht zunächst in dem Gleichmaß, sodann — für die Geschichtsbetrachtung wesentlich — in ewiger Verjüngung der Kräfte, in denen die Persönlichkeit sich zusammenwirkt. Aber wie der bewegliche Mann auch sein sittliches und sein sittlich-historisches Ideal ausarbeitet, immer bleibt es auch hier nur ein Teil, nur die höchste Offenbarung der Natur. Naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Forschungen beleben, verjüngen sich gegenseitig.

Er lauscht dem Wirken dieser Natur im menschlichen Geiste. Von den physio-psychologischen Grundbedingungen an folgt er der mensch-

lichen Seele bis in ihr feinstes und geheimstes Weben in der Kunst, im Verhältnis zu Leben und Tod. Sein Verständnis folgt ihr sodann in dem Gewirre der Völker und deutet den ganzen Komplex ihrer Kulturen als Arten menschlichen Seelenlebens. Als Dokumente der vielartigen Entfaltung der Seele erschließt er so die fremden Dichtungen, die er den Deutschen übersetzt.

In dieser philosophischen Überschau aber und in dieser Weise des Verstehens webt und wirkt der Geist der „Ideen“. Es ist diese allmitfühlende Menschheitsliebe, welche die Menschenwelt als eine Einheit umfaßt und die unendliche Mannigfaltigkeit des Einzelnen als Weisheit und Güte der Einen alles durchdringenden Natur verehrt. Es drückt seine innerste Gesinnung aus, wenn er in den „Denkmalen der Vorwelt“ sagt: „Wie an verschiednen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen dekliniert, so dekliniert die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Komposition der Völker, und doch ist und bleibt es allenthalben dieselbe Menschheit.“ Ja, seine Fähigkeiten treten hier um so glänzender ins Licht, weil in den Arbeiten jede einzeln wirkt. Hier ist er der feinsinnige Nachdichter, hier der weit- und tiefblickende Völkerpsycholog, hier der philosophische Prediger. Kein Anspruch eines einheitlichen geschichtsphilosophischen Systems! Nur die große Grundanschauung umfaßt alles. Durch eine Fülle von Einzelarbeiten, wie wir wissen, hatte diese sich allmählich durchgebildet; man spürte es an den „Ideen“ nur allzusehr, daß sie aus der Sammlung vieler einzelnen Arbeiten entstanden. Hier aber treten die Richtungen auseinander, zum Teil haben sie in der Vereinigung an Kraft und Tiefe gewonnen. Statt des großen Bildes, dessen Komposition nicht durchweg befriedigte, erhalten wir die farbensatten Skizzen. Viele Nebenflüsse mündeten im großen Strom der „Ideen“ zusammen, er sendet seine belebende Fülle nun wieder in zahlreichen Bächen durch das Land. Wieder und wieder ruft man aus: wie erquickend! wie bereichernd! Ja, welch ein Glück für die deutsche Bildung, einen solchen Mann besessen zu haben! Denn nicht nur die vielseitige Erkenntnis bereicherte er fast in allen Gebieten des historischen Wissens, sondern bei seiner großen Gesamtanschauung der Welt und seinem starken, durch die lebendigsten Kräfte seines frommen Gemüts genährten Erzieherdrang vertiefte er in Wahrheit das Mitempfinden der deutschen Seele.

Der Aufsatz „Tithon und Aurora“ hatte an die jüngsten Ereignisse europäischer Geschichte gerührt. Nicht Revolution, aber stete Verjüngung hieß sein Losungswort. Die Entstehung und frühste Jugend des alternden europäischen Systems hatte der vierte Teil der „Ideen“ dargestellt.

Bereits im Winter 1787 war der vierte Teil begonnen worden. Große Entwürfe regte Herders Geist. Er schrieb es an Gleim: er trage bereits ein halbes Jahr den Teil so im Herzen, daß er ihm aus allen Fingern quillen möchte. Das werde ein wahrer Hexenkessel wilder Nationen,

barbarischer Jahrhunderte. Noch vor dem Jahr 1790 will er auch den fünften und letzten Teil mit dem 25. Buche beenden. Dann soll die Adrastea folgen, worauf er sich als auf ein Hauptstück seines Lebens von Herzen freut. Wir ahnen ja etwas von ihrem Inhalt nach der Schrift über die Nemesis. Gleich darauf fing er an und gedachte bis Ostern fertig zu sein. Schon am 13. Januar 1788 schickt Knebel das Manuskript des 16., am 22. Januar das des 17., am 11. Februar das des 18. Buchs mit seinem freudigen Dank an Herder, der sie ihm zur Einsicht gegeben, zurück. Im Frühjahr freute er sich, nachdem er unter den Deutschen so lange gehaust, zu andern Nationen gekommen zu sein, aber er sehnte sich schon nach dem Ende der Arbeit, die ihm so unsägliche, vielleicht auch gar unkennbare Mühe kostete. Mitte Mai erzählte er Schiller, daß der Teil fertig sei, aber nicht erscheinen werde. „Warum er damit zurückhält, mocht' ich ihn nicht fragen, weil es wahrscheinlich seine verdrießlichen Ursachen hat." Hartknochs Hoffnung, den vierten Teil auf Michaeli verlegen zu können, ging in der That nicht in Erfüllung. Das Haupthindernis war aber doch wohl Herders italienische Reise, die ihn vom August 1788 bis Juli 1789 von Weimar und von ruhiger, steter Arbeit fernhielt.

Während dieser Zeit las Goethe sein Manuskript. Er freute sich über das gute und faßliche Bild, das man von den Völkerwanderungen erhalte, indem Herder mit den versprengten Resten der in die Gebirge getriebenen Völker beginne. Aus der Seele geschrieben war ihm die Behandlung des Christentums, die Knebel noch zu milde fand. „Ich habe nun auch Gelegenheit," meldet Goethe, „von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich." — — — „Es bleibt wahr: das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch zehn Millionen Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen, als es zu bestreiten. Nun gehn die Generationen durch einander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich, für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte." — Um dieser Zustimmung ihren rechten Sinn zu geben, muß man die scharfe Trennung beachten, die Herder zwischen Jesu reiner Humanitätslehre und der kirchlich-staatlichen Einrichtung des Christentums machte. Nur in letzterer sah er ein großes Hemmnis der Menschheit. — Goethe meinte, wenn Herder wiederkehre, werde er dem Werke einen eigenen Glanz geben, aber in der Grundidee nichts ändern können, weil alles unvergleichlich und glücklich gedacht und gestellt sei. Herder selbst wünschte, er hätte Rom gesehen, ehe er den dritten Teil schrieb, doch auch jetzt, hoffte er, solle nichts von diesen Eindrücken verloren gehen. Auf manchem Spaziergange von ein paar Stunden

habe er mehr gelernt, als er durch das Lesen von hundert Büchern je würde gelernt haben. Vor allem aber jauchzte er in Neapel: „Auch für meine Philosophie der Geschichte habe ich hier in 8 Tagen mehr erwischt als in Rom in $3^1/_3$ Monat."

Nach Herders Rückkehr warteten die „Ideen" noch lange vergebens. Im August 1790 forderte Georg Müller eifrig und herzlich zu ihrer Vollendung auf. Frau Karoline berichtete, daß sein Wunsch erfüllt ward: im April 1791 war die erste Hälfte fertig und der Druck begann. Am letzten Oktober und im November wurde der vierte Teil der „Ideen" den Freunden gesandt, die mit begeistertem, liebevollem Lobe auch hier nicht sparten.*)

Wie der dritte Teil die Arbeit der vorigen in sich umfaßte und zugleich hie und da in eine neue Richtung brachte, so entwickelt der vierte Teil diese Richtung noch weiter, indem zugleich die Arbeit aller vorigen in ihm nachwirkt. Das frühere Verfahren, die früheren ethischen Sympathieen und Antipathieen! aber das Bild ist zugleich reicher und einheitlicher, und nach kräftigen durchgehenden Grundlinien wundervoll komponiert. Da kein Abschnitt mit philosophischen Erörterungen den Thatsachen gegenüber tritt, zeigt sich unbehelligt Herders ganze Größe: das tiefe Mitempfinden aller Gestaltungen der Geschichte. Das Buch beginnt mit rein anthropologischen Schilderungen der Völker des nördlichen Europa. Bedeutsam treten die Deutschen hervor, denn „ihr Stand unter den andern Völkern, ihr Kriegsbund und Stammescharakter sind die Grundfesten der Kultur, Freiheit und Sicherheit Europas geworden". Da Europa eine herabgesenkte Fläche von der tatarischen Höhe ist, wurden die Völker von dort herabgedrängt, und in dem regen Verkehr bildete sich ein Nationenverein, die europäische Republik und der Allgemeingeist Europas. Nun aber führt Herder erst in langsamer Darlegung das Hauptelement ein, welches außer dem Charakter jener Völker und ihren Kriegszügen auf die Gestalt Europas gewirkt: das Christentum. Mit kurzen Worten richtet er das Bild Jesu in einsamer Größe vor dem siebzehnten Buche

*) Hauptbelegstellen: An Gleim 15. Dez. 1787. V. u. a. H. I, S. 133. An Georg Müller 30. Dez. 1787. Gelzers Prot. M. XIV, S. 119. Knebel an Herder 13. Jan. 1788, 22. Jan. 1788, 11. Febr. 1788. V. u. a. H. III, S. 31, 32, 33. An Eichhorn Frühjahr 1788. V. u. a. H. II, S. 297. Schiller an Körner 17. Mai 1788 (Ausg. 1859), Teil I, S. 297. Hartknoch an Herder 9. Mai 1788. V. u. a. H. II, S. 105. Karoline an Herder 18. Aug. 1788, 29. Aug. 1788. „Herders Reise nach Italien. Briefwechsel mit seiner Gattin, vom August 1788 bis Juli 1789" hrsg. von Düntzer u. F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 28, 29, 49. Goethe an Herder 4. Sept. 1788 (der Anfang früher). A. H. N. I, S. 94. Herder an Karl August, Rom 29. Nov. 1788. Weimarisches Herder-Album. Jena 1845, S. 28. Herder an Karoline, Neapel 12. Jan. 1789, s. H.s „Reise nach Italien". Georg Müller an Herder 30. Aug. 1790. Karoline an G. Müller 4. April 1791. Beides: Preuß. Jahrb. Bd. 29 (1872) S. 44. An Heyne 31. Okt. 1791. Heyne an Herder 4. Dez. 1791. V. u. a. H. II, S. 216, 217. An Eichhorn 31. Okt. 1791. V. u. a. H. Bd. II, S. 301. Karoline an Gleim 6. Nov. 1791. V. u. a. H. I, S. 144. Forster an Herder 10. Dez. 1791. A. H. N. II, S. 420. Karl von Dalberg an Herder 26. Nov. 1791. V. u. a. H. III, S. 256. Jacobi an Herder Juli 1792. Jacobis Auserlesener Briefwechsel. 2 Bde. Leipzig 1825. 1827. Band II, S. 93.

auf: er wollte ein Reich echtester Humanität begründen, das Reich der Himmel auf Erden, in welchem die Menschen aus reinen Grundsätzen andrer Wohl beförderten und selbst duldend im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschten. Diese allgemein wirkende reine Humanität ist ja auch der einzige Zweck Gottes mit unserm Geschlecht. Aber die reine Absicht entartete in der christlichen Religion, der gedankenlosen Anbetung der Person Jesu und seines Kreuzes unter den Völkern. Herder betrachtet die lokale Ausbildung des Christentums in den Morgenländern, den griechischen und den lateinischen Provinzen und verdammt in besonders heftigem Ausdruck die Begründung des Staatschristentums durch Konstantin. Nun kehrt er wieder zu den deutschen Stämmen zurück und folgt der Einrichtung der Germanenreiche in Europa, wobei er aus ihren Stammeseigentümlichkeiten und aus der Verbindung mit der Kirche zwei Hauptgefahren, zwei große Unvollkommenheiten hervorgehen sieht: die feudale Lehnverfassung und die Übermacht der Klerisei als eines Staats im Staate. Weder Mönche noch Krieger ernähren ein Land. Ackerbau, Fleiß und Erfindungsgeist lagen darnieder. Selbst die Wissenschaften nahmen in den Universitäten den Geist der Zünfte an. Die unselige Macht der römischen Hierarchie läßt nun das neunzehnte Buch bis zur Gefahr einer vollständigen Geistesknechtung Europas anwachsen. Dem verkehrten Staatsrecht jener Zeit erschien der Fürst nur als Schirmvogt der Kirche unter der Oberherrschaft des Papstes. Der Staat war in der Kirche, und dies gab all seinen Einrichtungen den Charakter. Durch den Zusammenstoß mit den Arabern wurde das völlige Einschlafen des europäischen Geistes verhindert. Sie brachten Wissenschaft, Philosophie und ritterlichen Geist, sie regten bei den Provenzalen die Dichtung in der Nationalsprache, die gaya ciencia an. Im Kampf mit ihnen erwachte Europa, das schon außerhalb der römischen Kirche kein Heil mehr zu suchen schien. Was war der Preis? und wem ist der Sieg geworden? „Die neuerregte Thätigkeit der Menschen war ohne Zweifel der beste Preis des Sieges.“ Die Mächte nun, welche die eigentlich europäische Kultur hervorbrachten, schildert das zwanzigste, das letzte Buch. In dem Druck zwischen Ritter- und Pfaffentum bildete sich Wissenschaft, nützliche Thätigkeit, wetteifernder Kunstfleiß. So entstand eine Kultur der Menschen durch Betriebsamkeit, Wissenschaften und Künste. Die Vernunft und die verstärkte gemeinschaftliche Thätigkeit geht ihren unaufhaltsamen Gang fort und sieht es als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reift.

Die Thatsache der einheitlichen Kultur Europas lenkte hier die Ausführungen Herders. Er meinte ihre Entstehung auf drei Ursachen zurückführen zu können: den germanischen Charakter mit seinem kriegerischen Sinn, die christliche Kirche und mancherlei friedliche Thätigkeit, die er zum Teil als durch die Araber angeregt darstellte.

Indem er diese drei Grundzüge nun historisch ableitete, gewann er

für sein Werk eine Anlage, die wieder seinem eigentümlichen Verfahren viel Raum ließ und durch sein Verfahren Fülle und Farbe gewann. Er gab abermals seine anthropologische Skizzen, er ordnete die historischen Thatsachen, die er beherrschte, auch hier zu Abschnitten der Völkerpsychologie: versuchte eine Psychologie des morgenländischen, des griechischen und des lateinischen Christentums, der germanischen, der arabischen Reiche u. s. f., wobei er z. B. der Sprache wieder besondere Beachtung schenkte, und er beurteilte alle diese Verhältnisse auch hier in seiner alten moralisierenden Weise.

Bei der Auswahl jener drei Grundzüge spricht aber sein Gemüt wieder deutlich mit. Wenn er die politische Gestaltung Europas ganz und gar durch den verhaßten Krieg begründen läßt, so bedeutet das für ihn, daß er diesem Staatensystem abgeneigt ist. Die Kirche als Macht oder gar als Staat widerspricht ebensosehr seiner sittlichen Anschauung der Religion, wie man schon bei der Erörterung des Staatskirchentums in Tibet spürte. Im Gegensatz dazu schätzt er auch hier wieder über alles die rein friedlichen Mächte: Handel, Wissenschaft, Kunst u. a., die sich ja leichter in sein Ideal der Humanität fügen, und die er abermals ganz isoliert für sich bespricht. Das litterarisch-geistige Interesse überwiegt das politische und das universal-historische. Aber neben diesen drei Grundrichtungen seines wissenschaftlichen Anteils wirkt auch das Bemühen nach, die Gründe des Verfalls von Völkern und Staaten in ihren ursprünglichen Lebenseinrichtungen aufzusuchen, also den Entwicklungsgedanken durchzuführen, der zuerst vollkommen im dreizehnten Buch bei dem Nachweis der einheitlichen Kultur Griechenlands, sodann im vierzehnten bei der Besprechung Roms zu entdecken war. All diese Gedankenrichtungen, die wir früher meist vereinzelt fanden, streben nun zusammen zu und in der Einheit Europas, und so finden wir den vollendetsten Ausdruck des Herderschen Verfahrens, die konzentrierteste Offenbarung seines eigenartigen schriftstellerischen Könnens in dem vierten, dem letzten Teil der „Ideen".

Wenn aber so ein Allgemeingeist, ein einheitliches System Europas doch als das gewiesene Ziel der Geschichte erscheint, wenn nur in ihm die wetteifernde Thätigkeit Kultur bildender Kräfte statt der zerstörenden Kriege zum höchsten Leben geweckt werden soll, Kultur, nicht Natur, könnten wir dann an diesem Endpunkt seiner historischen Betrachtungen nicht Herders Eingeständnis verlangen: wollen wir die geschichtlichen Mächte, wie sie sind, durch ihre Entwicklung einem sittlichen Ziele zulenken, so bietet sich als solches nur das Ideal eines Systems gleichmächtiger Staaten, welche in der äußeren Politik sich im Gleichgewicht erhalten, im Innern aber als bürgerliche Gesellschaften bei der höchsten Kulturentfaltung durch freie Individuen das Recht verwalten. Uns dünkt, daß Herders geschichtliche Darlegungen hier auch den letzten Gedanken Kants als zu Recht bestehend anerkennen. In der Geschichtsphilosophie Herders nimmt die Geschichte einen nach dem andern von den Sätzen

des Gegners auf, während die Philosophie sie allesamt aufs schärfste verwirft.*)

Während seiner italienischen Reise schrieb Herder den Entwurf des fünften Teils auf, den Johannes von Müller für das letzte Blatt seiner Ausgabe dem Nachlaß entnahm. Am zweiten Pfinsttag 1792 (den 22. Mai) dachte er noch ernstlich an die Arbeit und wußte bei der Wichtigkeit und dem Reichtum des Stoffes nicht, wo aus? wo ein? Aber schon regte sich der Plan der Humanitätsbriefe, welche dann die „Ideen“ verdrängten, und doch wünschte er sich noch am Ende der sechsten Sammlung der Briefe, die zu ihnen vorbereitend mit gehören sollten, vom guten Glück Raum und Zeitumstände, die „Ideen“ zu vollenden.**) Es sollte nicht mehr dazu kommen! Der Entwurf lehrt uns, daß sich dieser Teil nach der Zusammensetzung der Gedanken in nichts von den vorhergehenden würde unterschieden haben. Er hätte ein reiches Bild des neuaufblühenden Europa gegeben und zum Schluß sein Verhältnis zu den andern Weltteilen besprochen. Künste und Wissenschaften, Fleiß und Handel hätten hier eine noch bedeutendere Rolle gespielt. Allmählich würde er wohl eine größere Annäherung zur Humanität in Wissenschaft, Völkerrecht und Gesetzgebung erwiesen haben, um im letzten Buch den ganzen Inhalt seines Lieblings- und Leitgedankens zu entfalten. Aber den litterarischen Teil dieser Entwicklung, denjenigen, der ihm besonders nahe lag, schenkte Herder den „Briefen zu Beförderung der Humanität“. Dann aber verlangten diese Betrachtungen gebieterischer als alle früheren rein rechtliche, rein politische Gedanken, welche aus dem Humanitätsbegriff so schwer zu gewinnen waren, und die französische Revolution als das größte Ereignis neuester Geschichte forderte mit furchtbarer Gewalt eine Vertiefung in die staatlich-politischen Fragen. Endlich konnten wir noch bis in den vierten Teil hinein ein ununterbrochenes Fortstreben der Herderschen Grundgedanken nachweisen: jetzt aber war ihre letzte Konzentration erreicht: was noch kam, bot den Herderschen Leitgedanken keine Gelegenheit mehr, sich weiter durchzuarbeiten. So schloß das Werk, als die letzte Spezialisierung des Allgemeinen, die letzte Konzentration des früher Vereinzelten gelungen war: der Mann, dessen lebendige, d. i. aus ihrem reichen Leben in der Gegenwart Gedanken schöpfende Individualität wir in allen Teilen des Werkes entdeckten, hörte auf, als er sich der lebendigen Gegenwart näherte. Denn — in Wahrheit — diese enthielt in sich einen großen einheitlichen Komplex von Entwicklungen, welchen seine Gedanken nicht umspannten, und schon begann die eherne Gewalt der Thatsachen in der Geschichte sich zu einer blutigen Kritik der Humanitätsphilosophie zu rüsten. Für Herder war die Vergangenheit, die er schilderte, die Gegenwart seines

*) S. meine Einleitung zu den Humanitätsbriefen (Herders Werke 5, D. N.-L.) S. III, wo die ausdrückliche Anerkennung auch dieses Gedankens nachgewiesen ist.

**) An Gleim. V. u. a. H. Bd. I, S. 151. Humanitätsbriefe (Herders Werke 5, D. N.-L.) S. 330.

Geistes, er zog sie in seine Nähe; der wirklichen Gegenwart aber, in der er lebte, war sein Geist in vielen Gebieten fern, sehr fern!

Am Ende unserer Wanderung durch die „Ideen" angelangt schauen wir uns um und werden gewahr, daß das Ende wirklich der Gipfel ist. Denn von ihm übersehen wir den ganzen Weg, und wie sich's geziemt, mehr als den Weg: das Land, durch das er führte, weiter als wir beim Steigen vermochten, und auf dem Gipfel selbst erblicken wir so mancherlei, was der Weg uns nicht versprach. Das Ziel erquickt; wir atmen auf in dem weiten Überblick, der alles früher Geschaute in Proportionen bringt und um unsre bisherige „Ideen"welt den Horizont zieht, der sie umfaßt als ein Stück der geistigen Natur.

Im letzten Teil begründete also Herder seine eigentümliche Stellung zur europäischen Kultur. Das Staats- und Hofleben als Reste des mittelalterlichen Feudalismus, überhaupt das Staatssystem Europas als Werk des wilden Kriegersinns sieht er mit ungünstigem Auge, dem Christentum als erstarrt in seiner Dogmatik, als versetzt mit weltlich-staatlichen Interessen ist er von Herzen abgeneigt. Keine Frage, daß er durch beide in seinem persönlichen Wollen Hemmungen erfahren! So verwirft er sie zusamt den Mitteln, die sie hervorgebracht, und als lebendig und lebenswert erscheinen ihm nun allein die geistigen, friedlichen Mächte der Kultur: Handel, Wissenschaften, Künste. Indem bei den damaligen Verhältnissen diese glühende Seele, die mit ihren tief eigenartigen Gedanken die Welt zu reformieren verlangte, nur in der rein geistigen Arbeit wahre Befriedigung und Wirkung fand, entfremdete sie sich — nicht ohne Groll — dem Komplex des Kultur-Staatenlebens als einem Ganzen und löste die geistigen Wirkungen als für sich bestehend aus der gesellschaftlich-staatlichen Gesamtentwicklung heraus. Verhängnisvoll für den Geschichtsphilosophen! Denn diese Stellung zur eigenen Zeit wirkte bestimmend auf sein Geschichtsbild. In allen Teilen wurde das politische Verständnis geschwächt, in allen die Kulturentwicklung in Gegensatz zur staatlichen gebracht. So trennte sich das Leben der Völker in einzelne Bestandteile, und das moralisierende Urteil trat für einige, gegen andere auf: die moralische Voreingenommenheit, welche Frieden, Milde und Ruhe vor allem schätzte, erhielt einen breiten Platz. Diese Trennungen aber und diese Voreingenommenheit halten den Gedanken der Entwicklung fern, der nur bei gleichmäßiger und vorurteilsloser Erwägung aller Elemente des historischen Lebens den Stoff der Geschichte organisieren könnte.

Die Regierungen wurden infolge dessen schon im zweiten Teil unter dem Fluch der Herderschen Mißbilligung von den sorgfältig untersuchten Elementen des historischen Lebens geschieden. Diese Elemente aber, die, auf denen sein wirklicher Anteil ruhte, trennten sich weiter in Wissenschaften und Künste, ließen sich zurückführen auf die alten großen Grund-

anschauungen Herders: Sprache und Tradition, durch diese auf die schaffenden Kräfte der Natur. So aber bringt — mit Sprache und Tradition — der Philosoph in den innersten Grund seiner Geschichtswissenschaft diejenige Anschauung, die er bei seinen litterarischen Studien erworben und bewährt: schon in den Prinzipien trennt sich das friedliche reingeistige Leben aus dem gewaltigen Komplex der Geschichte, schon sie weilen allein bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Ableitung, nicht bei der Einheitlichkeit der Entwicklung. Da nun bei der Fülle des geistigen Sprießens weise Schönheit sich ewig zu bewundern fand, da es als Erstgeborenes des Herderschen Geistes auch erstgeborenes Lieblingskind seiner Gottnatur ward, so empfing diese nur die Züge der Milde, der Güte, Weisheit und Ordnung. Mit solch einer inneren Folgerichtigkeit macht sich Herders Stellung zum Leben der eigenen Zeit in dem ganzen Werke bemerklich. Wie er früher einmal lehrte, daß der Mensch als Inbegriff des Stufenreichs der Natur an sich selbst den Leitfaden habe zum Verständnis der lebenden Schöpfung, so erklärt uns der vierte Teil die früheren und überhaupt jeder seine Vorgänger. Es ist eine wahre Stufenleiter zur Mitteilung dieses Geistes, der bereits die Atome und die ersten Verbindungen so schafft, daß die ihm eigene Geisteswelt entstehen kann. Eine Grundstruktur der Gedanken stellt sich fest, die in allen Teilen Auswahl und Auffassung bedingt.

So schuf er seinem Geiste Freiheit in der Welt. Ohne sich nach den bestimmten Gesetzen eines umfassenden Ganzen schicken zu müssen, fanden die Einzelarbeiten seines weitverzweigten Interesses in dieser Welt ihren Platz. Durchgehende Züge der Gesinnung, die sich in metaphysischen Gedanken ausdrückte, hielten sie für ihn zu einer Einheit zusammen. Sein Gott trug ihm seine Welt in geistigen organischen Kräften, Güte und Schönheit, Plan und Ordnung breitete von ihm sich aus, und so durchdrangen, eins mit einander, religiöse Wärme, ästhetische Freude das Werk. Das ursprüngliche Talent, individuelles Einzelleben in seiner Eigenart durchzuempfinden, der Drang pädagogisch zu wirken, das religiöse Gefühl, wie es überall Gottes Offenbarung sah, mit dem ästhetischen, welches dem religiösen in seinem Ausdrucke Form gab, — alles das wirkte zusammen, um die Arbeit zu begrenzen, zu lenken, die Darstellung zu bestimmen; ja, das alles war im Grunde dasselbe, alles nur Offenbarungsweisen dieser eigenartigen leidenschaftlichen Seele. Ihre verschiedenen Richtungen wurden bestärkt durch den Gegensatz zur Wissenschaft der Zeit, die in tauben Abstraktionen die Fülle des Wirklichen einfangen wollte; da predigte sie überall die eigenartige Natur, mit dem feinsten empiristischen Sinn umfaßte sie eine Fülle des Lebens, wandte sich innerhalb ihres Kreises nach allen Seiten des geistigen Daseins, um eben stets die Natur, die natürlichen Bedingungen, den wirkenden Gott in letzter Linie zu erweisen. Ableitung aus Naturgrundlagen — das ist das letzte, das ewig drängende Wort seines eigenartigen Forschens. So wird ihm die Natur

zugleich das Feld seiner wissenschaftlichen Entdeckungen, als gütig und weise der Maßstab seines moralisierenden Urteils, der Gegenstand seiner Frömmigkeit. Da erschallen diese großen und kühnen Sätze: Auch Geist und Moralität sind Physik! oder: Die Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte! — Freilich, wir verstehen das, denn die Natur ist ja Geist, ist ja Güte, ist ja Gott, dessen Plan in ihr herrscht. Geist Gottes ist gleichermaßen die körperliche und die geistige Natur. Die Naturgesetze sind auch moralische Gesetze. Nun ergiebt sich als Offenbarung Gottes die Stufenleiter der Wesen, die er mit bewußter Absicht sich erschafft, — also als Grundgedanke die Teleologie. Nun haben Psychologie und Anthropologie keine Beziehung zum Problem der Geschichte: Gott genießt sich in jedem einzelnen Dasein eines Volks; also das Völkerleben zerfällt in Atome. Nun wird getreu dem teleologischen Grundgedanken alles Werden in der Geschichte als Erziehung gedacht, wir spüren die durchgehende Entwicklung nicht, und als wir hören vom Gang der Kultur, erscheint auch er als Offenbarung Gottes in einer Stufenleiter immer höherer Humanität. Auch in ihr ist Gott. Die transcendente Macht drängt sich in alle Teile der Natur, des Völkerlebens und der Geschichte, reißt die Stücke aus einander und läßt sie flimmern in ungewissem mystischen Licht. Die Stücke werden genommen, vorausgesetzt, unter Beihilfe der Herderschen Grundgedanken, zuletzt der metaphysischen beschrieben, ohne nach ihrem Gehalt und Bestand in den eigenen Gesetzen untersucht und nach dem Zusammenhang in Gesetzen, der alle umfaßt, ergründet zu sein. Wie manches aber in Herders Sätzen schreit nach Erlösung aus dem metaphysischen Bann! Drängt nicht die Stufenleiter der Wesen nach dem wirklichen Entwicklungsgedanken? ruft die historische Darstellung nicht wieder und wieder laut genug, daß das Leben eines Volks als eine Summe von Entwicklungen innerhalb seines gesellschaftlich-staatlichen Kreises aufzufassen ist? Ja, wenn Herder bei den Griechen fast in allen Gebieten geistiger Kultur ein Höchstes erreicht findet, wenn er gar noch an allen nachweist, daß jenes allgemeine öffentliche Leben sie zum Höchsten gedeihen ließ, — was bedeutet denn dieses Höchste anders, als daß in einer einheitlichen Gesamtkultur für jede Art menschlichen Bestrebens die beste, d. i. die eben sie in all ihren Bestandteilen vollkommen herausarbeitende Entwicklungsrichtung gefunden ward? Dann die zahlreichen einzelnen Bemerkungen Wenn jeder Mensch nach Herder sein soll, was er ist, so bezeichnet dies den Gedanken der Individualität, daß jeder seine Anlagen zum Ganzen einer thätigen Persönlichkeit zu entwickeln hat. Wenn nach ihm die Gesellschaft, der Staat der beste ist, in welcher alle derart zusammenwirken, daß jeder in ihm das sei, wozu ihn die Natur bestellte, so steht als Ideal menschlicher Gesellschaft der Staat freier Persönlichkeiten vor uns. Selbst in den Prinzipien des fünfzehnten Buchs suchen diese Gedanken sich durchzusetzen, denn der Beharrungszustand, der aus der Wirkungsweise der Kräfte folgt, ist für die menschliche Gesellschaft ja nichts anderes als ein sehr abstrakter und

unbestimmter Ausdruck eben des Ideals eines Staates freier Persönlichkeiten. Hier überall schafft die unbefangene Beobachtung Gedanken zu Tage, welche sich gegen die Prinzipien auflehnen. Ja, die pantheistisch-theistischen Prinzipien drücken das Leben der Dinge nieder: immer drängt Gott mit all seinen Ausläufern sich in die Sätze, zwischen die Gebiete hinein, wo der Entwicklungsgedanke ihnen ein wahrhaft eigenes Leben aus innerem Triebe schenken würde. Wie oft Herders eigenste Intentionen darunter leiden, — wir haben es gesehen, wenn Natur und Geist immer auseinanderfallen, weil die Natur nicht in Prinzipien des Geistes gegründet ist, wenn statt der ersehnten Einheit immer neue, oft gar künstliche Trennungen sich eröffnen, wenn die Prinzipien selbst je nach ihrer Stelle schwanken. So klafft ein großer Riß zwischen dem dritten Teil und den vorigen, wo die Geschichte sich vom Boden der Herderschen Natur erheben soll; so brechen, wie wir wohl bemerkt, zwischen allen einzelnen Teilen die Klüfte auf. Gerade indem die Ideen der Herderschen Natur und Geschichte als Ideen des Einen Gottes erscheinen sollen, erweisen sie sich als eine große Sammlung von Fragmenten, freilich von genialen Fragmenten. Das eigenartige Leben regt sich überall in individueller Entwicklung, aber die Metaphysik umschlingt es stets mit dem gleichen Netz. Die leitenden Grundgedanken werden ihm durch überzeugte Voraussetzung aufgedrungen, und so faßt sich alles zusammen nicht in einem lebendigen Organismus von Gesetzen, sondern in einem mechanischen Gefüge von Analogieen. Es erklärt sich hiermit auch völlig die innere Beziehung, in welcher die Komposition des Werks zu seinen Gedanken steht: in dem Schoße der Allnatur wirken die inneren Kräfte in einer immer erneuten Masse des Stoffes. So baut sich nach Herder die Natur, so baut sich sein Werk. Wie aber jener Urgedanke an Stelle der Thatsachen die Theorie setzte, so zieht sich nun bei der Komposition des Werks die vorangenommene Theorie dicht über die Thatsachen hin.

Dieser eigentümliche Charakter macht den schillernden Reichtum des Buches wohl öfter gefährlich. Kein Schriftsteller vielleicht will mit solch äußerster Sorgfalt gelesen sein. Sollte man schon niemals über einen Satz eines Autors urteilen, wenigstens nie ihn beurteilen, ohne ihn nach der Stellung in seinem ganzen Gedankensysteme zu kennen, so ist diese Vorsicht besonders bei Herder von nöten. Denn die Ausdrücke Natur, Kraft, Gesetz, System haben für ihn ja stets einen stark subjektiven Sinn, und wenn die Formulierung oft wissenschaftlich streng, musterhaft und fruchtbar erscheint, die Anwendung hebt sie wieder auf und macht die Natur gütig, weise, human. Der Drang, mit seiner Persönlichkeit zu wirken, spürt sich in Herders ganzem Werk und läßt noch zuletzt die Geschichte, anstatt sie selbständig als Wissenschaft abzuschließen, als eine Schule, als ein Mittel der Erziehung zur Humanität erscheinen.

Es ist also in Wahrheit kein Zufall, daß die „Briefe zu Beförderung der Humanität“ (10 Sammlungen. 1793—1797) den fünften Teil der

„Ideen“ verdrängten. War der letzte sittliche Gedanke Herders ganz allgemein moralistisch und ohne innere Beziehung zu den Entwicklungen der Geschichte gefaßt, so war er auch anwendbar auf jede Zeit, und wenn schon in den „Ideen“ das Völkerleben als Erziehung gedeutet wurde, wenn in ihnen der Drang zu wirken sich immer vernehmbar machte, so war es nur natürlich, daß bei dem älter werdenden Manne die direkte Erziehungsabsicht das Bemühen überwog, eine neue Weltanschauung rein geistig in sich auszubauen.*) Der ursprüngliche Wunsch, mit den Gedanken zu wirken, der sie schon in der Entstehung belebt und accentuiert, siegt jetzt auch in ihrer Darstellung, und um so stärker verrät sich ihr subjektives Moment. Die Herderschen Abneigungen und Zuneigungen bekommen deutlichere Stimme, in der Anschauung von Staat und Recht kommt immer mehr seine Sehnsucht nach Milde und Ruhe zu Wort. Offenherzig wirken die großen Motive eigentlich nur in den künstlerischen und litterarischen Interessen fort, die wir auch früher als ihr Hauptgebiet aufspürten. Hier findet denn freilich Herders Völkerpsychologie eine großartige Fortsetzung in der Charakteristik der griechischen Kunst und der modernen Litteraturen (d. i. derjenigen der christlichen Zeit). Wenn wir in den „Ideen“ uns wunderten, daß Herder bei den Griechen für fast alle Lebensgebiete Ideale fand und sie doch nicht als leitende Gedanken für die Entwicklung der Geschichte benutzte, in den litterarischen Betrachtungen der Humanitätsbriefe hat er es gethan: der gräzisierende Klassizismus giebt auch für die Litteraturen Maß und Norm, weckt in zurückgelegten (an andern Stellen gedruckten) Stücken den Wunsch eines freien öffentlichen Lebens, in dem der freie Gedanke und die Redekunst eine neue Blüte feierten. Wenn schließlich Kunst und Litteratur als Gefühl und Stimme der Menschheit erklärt werden, so ist damit für die rein geistigen Bethätigungen wirklich ein tiefer Grundgedanke der Betrachtung gefunden. Wieder aber tritt die Philosophie der Humanität, die sich hier auch zur Theorie der Kunst und Poesie erweitern soll, in hemmenden Gegensatz zu den lebendigen Erkenntnissen der empirischen Forschung. Zugleich also verrät sich in diesem Werke das innerste Grundmotiv der „Ideen“, und die einzelnen bildenden Richtungen treten nach Vorzügen und Mängeln deutlicher, man möchte sagen aufrichtiger hervor als in der Vollkraft des Hauptwerks, das sie mehr zur Einheit zusammenformt. Je mehr Herder seinem eigentlichen geistigen Behagen Raum ließ, um so mehr traten die historischen Gedanken, die vermutlich im fünften Teile die „Ideen“ fortgeführt hätten, zurück: die Überwindung des hierarchischen Kirchensystems, die Überwindung des Kriegs- und Staatssystems in Europa, die Einrichtung humaner Beziehungen zwischen allen Völkern, eines humanen Völkerrechts der Erde.

Auch hier versagt der Humanitätsbegriff durchaus als Grundlage

*) Für das Folgende verweise ich auf meine Einleitung der Humanitätsbriefe. (D. N.-L. Herders Werke 5.)

einer umfassenden philosophischen Theorie. Doch wirken die Motive, die ihn zusammensetzen, noch weiter fort. In der Geschichte deutete Herder Jesu Lehre als die reine sittliche Humanität. War nun diese, die Humanität, nichts als eine Offenbarung Gottes, wie sie die „Ideen" von immer neuen Seiten ausarbeiteten, so folgte, zumal bei dem herben Urteil der „Ideen" über das Christentum, fast von selbst die Aufgabe, den rein humanen Gehalt der Religion Christi zu deuten. Es geschah in den „Christlichen Schriften". (5 Sammlungen. 1794—1798.) Der ewige Plan Gottes mit der Menschheit, die über die Jahrhunderte und über alle Völker sich ausbreitende Gemeinde thätiger Liebe und Teilnehmung zu gründen — er wurde nun an den Urkunden und Lehren des Christentums abermals dargestellt. So erhielt auch die religiöse Seite des Humanitätsbegriffs ihre eigene Ausführung, oder, richtiger, sie, die bisher Untergrund aller Gedanken war, findet nun auch ein eigenes Gebiet. Aber auch diese religiöse Humanität bringt nur ältere ursprüngliche Gedanken Herders zu vollem Gedeihen. Als letztes Wort seiner Opposition gegen die kühl verständige Zeit sprach stets die Religion Christi sich aus. Sie schloß z. B. den hervorragendsten Vorläufer der „Ideen", die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden". Schon hier pries er die Religion als in der That lebendig gewordene Erkenntnis des Guten. Die religiös-metaphysische Ansicht von der unmittelbaren Umsetzung des Gedankens in die That ging, der Humanität unterworfen, in den breiteren Gedankenkomplex der „Ideen" ein. In den „Christlichen Schriften" trat die Deutung der Religion hinzu, welche dort bereits in der ursprünglichen Fassung des Gedankens angelegt war. Es wirkte also die erste Entstehung, das ursprüngliche Motiv durch die „Ideen" hindurch über die „Ideen" hinaus. Die religiösen Lehren und Vorstellungen werden von dem Humanitätsprediger als rein menschliche sittliche Anweisungen gedeutet. Die volle Ausbildung der menschlichen Natur — das ist die Religion. Aber das sittliche Ziel, der sittliche Entwicklungsgedanke ist wiederum ganz unbestimmt geblieben, und in die Deutung der christlichen Urkunden schleicht sich auch unbehelligt der Widerspruch gegen die Natur, vor allem in der Lehre von der Auferstehung. Also hier wie stets fehlt dem energischen Anlauf die Kraft, bis ans Ende zu gelangen. Hier wie stets erlaubt der Gottesbegriff Herder, Willkürlichkeiten einzudrängen, und zieht von der Erforschung der Gebiete in sich ab.

Noch gedenken wir, daß der tief empfundene, aber nicht richtig empfundene Gegensatz zu Kant in den „Ideen" stets die Herderschen Gedanken verschärft und die belebende Erkenntnis fern gehalten. So ist auch der letzte große Kampf gegen Kant in den „Ideen" vorbereitet, und wenn eben in ihm so viel bittere Gehässigkeit Herders zu Tage kam, so enthüllt sich auch darin der stark persönliche Gemütsbeisatz seiner Gedanken.

Und die Adrastea! Die ersehnte Nemesis, die als Hauptwerk Herders Philosophie abschließen, als Aurora dem kommenden Jahrhundert aufgehen

sollte!? Nur eine Reihe versprengter, zerstreuter Aufsätze gingen unter ihrem Namen in die Welt — ohne fortbildende Kraft, ohne lebendige Wirkung. Wenn schon in den vorhergehenden Werken die in den „Ideen" zwar nicht geeinten, aber vereinigten Motive wieder auseinandertraten, so bezeugte die „Adrastea", welche als letzte Einheit Herder der Welt darstellen sollte, nur gar zu deutlich den Verfall seiner Kraft.

Man durchschaut an diesem Ende, was es besagen wollte, daß der fünfte Teil der „Ideen" nicht erschien. Die Gedanken begannen sich zu verzetteln Das herannahende Alter machte es Herder unbequem, auch über Gebiete, die ihm ferner lagen, seine Forschung auszudehnen und sich um die ethisch-theoretische Lösung der politischen Fragen Europas zu bemühen. Er gab sich wieder seinen eigentlichen Interessen hin. Die innere Schwäche des Humanitätsbegriffs verhinderte, daß er als neuer sittlicher Ansporn der Arbeit dienen konnte. Er widerstand auch den mancherlei Hinderungen des äußeren Lebens nicht, zog sich zurück und verbreitete sich nicht über diejenigen Gebiete, wo von äußeren Mächten Gefahr drohte. Wohl zog er alle früheren Beschäftigungen Herders gastlich auf seinen Boden, aber er löste sich doch in die Gedankenrichtungen auf, die ihn zusammengesetzt, und verriet dabei Herders Arbeiten wiederum als das Arbeiten eines genialen Fragmentisten. Mit solch innerer Konsequenz wächst das Denken Herders in die „Ideen" hinein und wieder über die „Ideen" hinaus. Die früheren und die späteren Schriften vereinigen sich, um uns seine geistige Art und damit auch die ganze innere Struktur der „Ideen" zu erklären, die sich damit immer mehr als sein Hauptwerk erweisen. Wenn wir dabei so manches Große nicht voll entwickelt finden, so werden wir doch die Größe des Entwurfs nie, gewißlich nie vergessen, übersehen. Was die Gedanken in der Entwicklung hemmt, beflügelte den Geist, der sie aufspürte. Faßte er die Welt in unendlich abgestuften geistigen Kräften als Offenbarung Gottes, so vertiefte diese religiöse Begeisterung den Sinn für die Natur und für die Menschheit und beseelte den universalen Blick, der die menschliche Bildung fast in allen Gebieten besonders geschichtlichen Wissens bereicherte, erwärmte das liebende Herz, das durch all diese Zeugnisse von Gottes Güte die Menschen bessern wollte zur Humanität.

Hier, wo wir die ganze Ausbreitung seiner Gedanken als entworfen in diesem Einen Sinn überblicken, dürfen wir aus tieferer Erkenntnis unsern Herder ehren mit dem Urteil: ein getreuer Sohn des Leibniz! Wie dieser in einheitlichem System Natur und Gnade, mathematische Naturwissenschaft und Theologie durch das Stufenreich der Wesen verband, so vereinte Herder die geistige Natur und die Religion. Es ist, als hätte das Leibnizische Zeitalter in diesem großen Schüler versuchen wollen, wie weit es wohl kommen könne. Und es kam weit! Durch die feinsten Untersuchungen der Psychologie über das geistige Leben aller Völker bis zu dem ethischen Ideal eines humanen Völkerrechts! Eine neue Welt ward auch hier aufgespürt und überflogen und in edler Ge-

sinnung gehegt. Aber in all dem Neuen regte sich schon wieder frisches Leben, und die Probleme wuchsen von Leibniz über Herder zu Kant und Goethe, oder, wahrer gesagt, indem sie in diesen Dreien Lösung suchten, gediehen sie kräftiger in Kant und Goethe.

So wogen uns beim Rückblick von dem Gipfel die „Ideen“ wie eine prächtige Wolkenschicht am frühen Morgen über weiter Landschaft. Der frische Hauch neuen Lebens berührt uns, herrlich wallen sie auf und ab, eine Ahnung von unendlicher Tiefe und Ferne bergend, hie und da im Sonnenglanz die Aussicht öffnend, gesetzlos scheinbar und doch von Gesetzen beherrscht. Wir aber mit unserm schweifenden Blick gewahren mehr als wir sehen.

Wie viel Freud und Leid webt auch in den „Ideen“, da es das Werk war, in dem Herder sich völlig auslebte, in dem der Pädagog, der ästhetisch empfindende Mensch, der Theolog sein Genüge fand! Dies alles geschah durch den religiösen Gehalt. Wir ermessen hier, wie er durch das ganze Lebenswerk des reifen Mannes bestimmend sich hinstreckt, und — wunderbar — überall, an allen Stellen ist es Gott, der das Leben der Gebiete in sich hemmt. Das ist in den mancherlei Widersprüchen, in der mancherlei Willkür Herderscher Gedankenbildung die unerbittliche Gesetzlichkeit. Ein irriger Ansatz: die unlebendige Auffassung des Staats, eine willkürliche Vorüberzeugung: die Welt ist Offenbarung Gottes, und der Irrtum rollt durch alle Arbeiten mit unabwendlicher Konsequenz, zerstört innerlich ihr Werk. Es ist fast keine Umschreibung, sondern der Ausdruck des nüchternen Sachverhalts, wenn wir sagen: Herders Gott ist krank an seiner Welt. Er schuf sie, aber sie verlangt nun ihr eigenes Leben; sie lehnt sich auf gegen den Despoten und will sich ausbilden in eigenen Gesetzen. Gewinnt sie in diesen Entwicklungen erst Kraft und Mut, so drängt sie ihn zurück, daß er den Menschen in seinem Bereich nicht mehr stört, und Gott stirbt an dem Leben seiner Welt.

Wenn man von einem Lebenswerk wie demjenigen Herders kommt, so versteht man besser, was eigentlich Kants innerste Absicht war, was er sagen wollte, wenn er den Verstand den Urheber der Natur nannte, oder wenn er seine Methode im Vergleich mit der That des Kopernicus als Umänderung der Denkart bezeichnete derart, daß man nicht mehr annehme: all unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten, sondern die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten. Denn thatsächlich richtete sich in allen Gebieten die ganze Welt Herders nach seinen Begriffen. Die sogenannten Dinge, die sogenannten Thatsachen wurden als Auffassungen und Anordnungen seiner Persönlichkeit in metaphysischen Gedanken von uns erkannt. Schleicht sich nun eben in Urelementen der metaphysischen Anschauung der Irrtum in die geistige Welt, so erweist sich Kants Bemühen einer allgemeinen Methodik, Kants Bemühen, diejenigen Begriffselemente festzulegen, auf denen in allen Gebieten die Möglichkeit der Erkenntnis beruht, als das tiefste Bedürfnis jener Zeit, zugleich aber als eine sittliche That. Wohl irrte auch er auf seinem

Wege manches Mal, aber der Weg war doch gefunden. Es wurden hier in streng philosophischem, in rein erkenntnistheoretischem Interesse die Methoden des Geistes festgelegt, durch welche die Kultur hervorgebracht wird. Was aber bedeutet Goethes gegenständliches Denken anders als: mit und in der empirischen Erkenntnis selbst eine strenge Methodik zu gewinnen? was demnach das gesamte geistige Arbeiten Goethes in Wissenschaft und Kunst als: durch die Methoden des Geistes die Gesetze der schaffenden Natur darzustellen in der Erkenntnis und in eigenen Werken? In der Fülle scheinbar regelloser und zufälliger Erlebnisse entwickelt sich still und stetig Wilhelm Meisters geschlossene Individualität: ein Urbild des Menschenlebens als eines Stücks der sich entwickelnden Natur. Ja, wenn Goethes ganze wissenschaftliche und dichterische Thätigkeit zu einem Erleben seiner Person wurde, so konnte er schließlich das Ungeheure wagen, in seinem eigenen Leben die Geschichte der Zeit darzustellen und das Urbild entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung zu schaffen in „Dichtung und Wahrheit". Bei Kant und Goethe bildet der Entwicklungsgedanke sich durch, der dann die geistige Welt umgestaltete. Der jüngere Schiller kam hinzu, und seine Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" schlagen in buchstäblichem und in geistigem Sinne die Brücke von Kant zu Goethe. Vergleicht man sie mit Herders letzten Werken, so sind es durchaus dieselben Probleme, nur in dem Geiste der neuen Zeit behandelt. Bei all diesen Männern aber, Kant, Goethe, Schiller, wirkt ein zwiefaches Bemühen zusammen: das eigene Leben jedes Gebietes zu deuten und die Verbindung aller in den Methoden aufzuspüren. — Die Sonne ist aufgegangen, die Wolken sind zerronnen, und das helle Licht des Tages beleuchtet jeden Gegenstand scharf in seinen Umrissen und umfließt sie alle in dem gleichen vereinigenden Glanz.

Fühlt man nicht hier etwas von dem tiefen Ernst und der tiefen Gefahr des geistig-schöpferischen Lebens? Ein wahrer Führer und Befreier war Herder einst in seinen ersten Werken, mit all dieser Fülle historisch-psychologischer Erkenntnis, mit all ihrer Glut individuellen Fühlens zu der Jugend getreten. Noch unter den Denkern, die wir am Anfang unserer Arbeit betrachtet, war er weitaus der reichste und tiefste. Wizenmanns Buch liest sich in seinen besten Teilen, abgesehen von der größeren Ruhe des Stils, wie eine Schrift Herders aus seiner Jugend. Jacobis Argumentationen gegen die Demonstration, für die Wichtigkeit des lebendigen Vorbilds brachten für ihn kein neues Wort. Viel mächtiger und gewaltiger hatte er die Philosophie auf die Thatsachen gewiesen. Aber die geistige Geschichte ließ sich keine Ruhe Es ging an das innere Ausmessen der Welt der Thatsachen. Denn das Einzelwissen gedeiht nicht wahrhaft, wenn es nicht die ihm eigene Stelle kennt im philosophischen System, das dem Forscher und seinen Gebieten Grenzen und Richtung, darin aber Halt und Beruhigung giebt.

Was im innersten Kern den Konflikt zwischen Herder und den neuen

Geistesführern bildete, was sich hier änderte bei dem neuen Ansatz des geistigen Lebens, das war die Stellung des Menschen zur Welt. Das Gottgefühl Herders war ja nur ein ungeklärtes persönliches Gefühl, und so drängte sich die starke Subjektivität in die Erkenntnis hinein. Nicht nur das Wissen ward dadurch verwirrt, auch das eigene Leben. Die Unsicherheit des philosophischen Urteils war bei einer schriftstellerischen Existenz auch eine Unsicherheit persönlicher Lebensverhältnisse. Warum verfälschte Herder sich selbst unbewußt seine Stellung zu Kant? warum ward er durch dessen Kritik so tief verwundet? weil er — was die einzig mögliche Heilung gewesen wäre — die beiden Gedankenreihen, die seine und die Kantische, nicht als Entwicklungen anzusehen verstand, sondern immer nur einzelne, herausgerissene Stücke verglich. Die Herderschen Gedanken zogen ihn und sich nicht weiter zum Verständnis der Welt und der Zeitgenossen. Sie konnten nicht die Grundlage seiner Lebensgestaltung sein, denn sie bildeten nicht einen belebenden Mittelpunkt für sein gesamtes Dasein, von dem aller neue Erwerb, alles Schaffen, alles Urteilen ausgehen konnte mit jener Sicherheit, die jede neue Erscheinung als einen Komplex eigenartiger Entwicklungen begreift. So mußte er auch die Mitkämpfer beurteilen mit jener momentanen und schwankenden Antipathie und Sympathie. Er ward ein Fragmentist im Leben wie im litterarischen Schaffen. Dies wollte es besagen, daß sein Humanitätsbegriff ein Stimmungsbegriff war. Und nun blendete ihn das schöne Wort, das doch stets seiner Sympathie sich fügte: er hielt sich für den Verteidiger des Edlen und Guten entgegen einer entartenden Zeit, während doch die wahre Sittlichkeit, d. i. ungehemmte reine Ausbildung des Menschentums in allen Gebieten der Kultur von Kant, Goethe, Schiller vertreten ward. Ein wahrer Tiefsinn der Geistesgeschichte, daß Herder mit Kant in Streit kam um die ethischen Faktoren der Geschichtswissenschaft, mit den großen Dichtern später um die im höheren Sinne ethischen Faktoren der Kunst, d. h. um diejenigen, welche im organischen System der menschlichen Kultur die Eigenart dieser Gebiete konstituieren! Hier war ein Fortschritt in der Wissenschaft und in der Art, das Leben zu nehmen. Über die Kultur des Fragmentisten hinaus wuchs die Kultur der Künstler im weitesten Sinne, die ihr äußeres Leben so gut wie ihr geistiges in den Werken schaffen als eine Entwicklung der allumfassenden Natur. Da konnte Sicherheit der Überschau kommen mit der Sicherheit des Lebens. So versteht man in Wahrheit diese ganze Geistesentwicklung, die wir von Mendelssohn bis Schiller eilig überblickt, als ein Anliegen der sittlichen Bildung, als eine Reinigung der Kultur in jedem Sinne. Für ein weites, reiches, gesundes Menschentum ward der Boden geschaffen. Für die Bereicherung der Menschheit hatte Herder so viel gethan, das edelste Wollen beseelte ihn, das ganze Verlangen der Probleme regte sich in ihm tief und gewaltig. Aber da er auf halbem Wege stehen blieb, so sank der Schriftsteller und der Mensch als das edelste Opfer der Zeit.

Noch einmal hatte er das Gesamtwissen in den Dienst religiöser Gedanken gestellt, aber es löste sich daraus. Statt der Offenbarungen Gottes suchte man nun überall die Art menschlicher Bethätigung zu erkennen. Das Grundproblem trug den Sieg davon: mit welchen Mitteln schafft der menschliche Geist die Gewißheit der Erkenntnis, welcher Art ist die Gewißheit? Die Weite, Wärme und Fülle des Strebens blieb unvermindert, die religiöse Glut ging auf in dem sittlichen Ernst: aber der Kampf um Gott löste sich in das Suchen nach dem Menschen. Tief griff diese Entwicklung bei allen Mitstrebenden. Wir mußten bei allen die ganze Verästelung der Gedanken und durch sie die Art der Persönlichkeit aufspüren, um das geistige Werden recht zu verstehen. Denn alle Probleme gruppierten sich nach der Methode des Mannes, und nur durch alle war das einzelne zu begreifen. So freuen wir uns am Ende des dauernden Besitzes der „Ideen", aber erblicken zugleich in dem Werk der Zeitgenossen die neue Stellung aller Probleme, ein wahrhaft neues Licht. Denn die Natur und die Kultur sind andere, da sie für uns nicht mehr als Offenbarungen Gottes gelten, und der Mensch erhält mit dieser Entwicklung einen neuen Sinn. Eine neue Natur, eine neue Kultur, ein neuer Mensch! In dieser Revolution der Denkungsart muß auch das Gefühlsleben des Menschen ein anderes werden.

Darum gingen wir diesem Werke in all seine Schlupfwinkel nach, an denen es so reich ist. Denn unser mühseliges Suchen ward belohnt durch die Erkenntnis der durchgehenden Gesetzlichkeit in der Gedankenbildung Herders, und diese Gesetzlichkeit enthüllt uns schießlich einen historischen Typus des wissenschaftlichen Denkens, welcher bei unserer rücksichtslosen Kritik unsere psychologische, philosophische und historische Einsicht vermehrt. Denn nur bei den innersten Prinzipien, den Methoden, ja bei der Art zu erleben geht uns das Verständnis auf, welches uns den historischen Kampf der Gedanken in die innere Entwicklung lebender Menschen verwandelt. Ihre Gedanken und ethische Lebensstimmung, ihr äußeres Dasein und ihre persönlichen Verhältnisse unter einander schließen sich für uns zur Einheit zusammen; so wird uns ihr Ringen um Erkenntnis zugleich ein sittlicher Kampf ums eigene Leben. In jenen Männern fühlend und denkend erleben auch wir noch einmal wahrhaft die Geschichte. Der tiefe Ernst aber des letzten Wortes giebt aller Mühsal unserer Einzelanalyse die Weihe. Denn es ist wohl etwas Großes mitzufühlen, wie hier die Menschheit zum erstenmal mit vollem Bewußtsein sich auf die eigenen Füße stellt und das Gebiet der Menschheitskultur abmißt. Dieser Drang, der auch in Herders Werk sich frisch und lebendig regt, ward gebrochen durch die geistigen Kräfte Gottes, in denen sich die fromme Subjektivität hineindrängte. So stehen uns die „Ideen" als Symptom einer welthistorischen Krisis da.

Nun erst sind sie uns eine lebende und erlebende Seele. Wir kennen die Gesetze ihres inneren Seins, wir kennen ihre Beziehung zur um-

gebenden Welt, haben ihre Freuden und Leiden geteilt, in ihr die Größe und die Schwäche entdeckt und sie unter den Gesetzen des welthistorischen Zusammenhangs gesehen.

So fremd sie manchem Großen des Jahrhunderts war, noch mag sie stolz und zufrieden sein. Denn bis auf den heutigen Tag sind die Arbeiten, zu denen sie uns Beginn und freie, umfassende Gesinnung hinterließ, nicht erledigt. Noch sind wir mit den Vorstudien einer psychologischen Weltgeschichte der Menschheitsentwicklung beschäftigt und mehr: die Methoden, durch welche die geschichtliche Erkenntnis sich bildet, sind noch immer nicht bestimmt. Noch harrt die Frage der Antwort: was bedeutet in der Gesamtarbeit der Kultur die Geschichtswissenschaft? Aber das eben ist der heilige Inhalt unserer klassischen Litteraturepoche, daß sie uns für die prinzipielle Begründung den Boden geebnet hat. Aus den Thaten jener großen Männer lösen sich für uns neue unendliche Probleme heraus. Man fasse sie, die sich so wundervoll ergänzen, schöpferisch weiterdenkend zusammen, und man darf hoffen, auf ihrem Wege auf dem rechten Wege zu wandeln. Unsere Zeitgenossen treten sie zu uns, Herder durch Goethe und Kant ergänzt, und wir erarbeiten mit ihnen das Leben des modernen Menschen. Fühlt man das Glück nicht tiefer, ein Deutscher zu sein, wenn man sich dieser Führer und Helfer inne wird in dem wichtigsten aller Geschäfte: in Erkenntnis und That unser Leben zu gründen? Aber nur der ist eines Glückes wert, der es als Aufgabe begreift, nur der weiß es auch wahrhaft zu empfinden.

---

6. Die vorliegende Ausgabe.

Unsere Ausgabe der „Ideen“ ist durchweg gegründet auf die erste Ausgabe in Quart (1784. 1785. 1787. 1791). (A_1) Der Leser wird hoffentlich auch durch den mit möglichster Sorgfalt hergestellten Text den vollen Eindruck des ehrwürdigen Originals empfangen. Die zweite Quartausgabe, von der nach Goedeke nur drei Bände erschienen sind (1788 ff.) (A_2), konnte ich in Berlin, München, Göttingen und Weimar nicht bekommen. Auch von der Oktavausgabe (1785—1792) (a) habe ich nur hie und da, teils aus eigener Vergleichung, teils nach Suphan (S. W. S. XIII) etwas mitgeteilt. Beide Editionen übrigens, sowohl die zweite in Quart wie diejenige in Oktav, versprechen für den Text durchaus keine wesentliche Belehrung, denn sie sind — nach allem zu schließen — reine Abdrücke der ersten, bei denen Herder nur einfach Korrektur gelesen hat.*) Man sammelt in ihren Varianten wohl sicher nur die Willkürlichkeiten der Setzer. — Suphans Ausgabe konnte für unsern Text, trotz ihrer Mitbegründung auf die Handschriften, darum

*) S. Hartknoch an Herder 1. Mai 1785. V. u. a. H. Bd. II, S. 99. 100.

nicht mitbestimmend wirken, weil bis jetzt nur die ersten beiden Teile der „Ideen" geliefert sind. Unsere Ausgabe hätte also in ihren beiden Hälften verschiedene Einflüsse erfahren. Was jene in Anmerkungen und Anhang von den Manuskripten mitteilt, ist mit hoher Freude über die reich eröffnete Einsicht genau erwogen worden; völlig aber werden wir es zur Erkenntnis des Herderschen Arbeitens erst nutzen können, wenn die beiden weiteren Teile folgen und der Schlußbericht uns über die äußere Entstehung auch dieses Werkes aufklärt. Johannes von Müllers Anmerkungen zur ersten Ausgabe des Werks in den Sämtlichen Werken (Zur Philosophie und Geschichte. Teil 3—6. Tübingen 1806—1807) (V) haben für uns nicht den geringsten Wert.

Die Anmerkungen habe ich mit Absicht auf litterarische und biographische Notizen beschränkt. Auch hier haben mich diejenigen Düntzers in seiner Ausgabe (der Hempelschen Bd. 9—12) gelegentlich auf den rechten Weg gewiesen. Wo ich mich einfach auf ihn verließ, habe ich es mit D. bezeichnet. Wohl wäre es eine schöne Aufgabe, einen völligen Kommentar der „Ideen" zu schreiben. Aber dazu müßte man das ganze Wissen der Zeit, unserer Zeit und jener Zeit noch in höherem Grade beherrschen, als es Herder in der seinen that. Was aber konnte es helfen, hie und da ein kleines Stückchen nach unsern jetzigen Kenntnissen genauer zu beleuchten? Man nehme also den Mangel in dieser Hinsicht für ein freudiges Anerkenntnis der Größe Herders. Wir wollen ja nicht geschichtliche Thatsachen an seinem Buche lernen, sondern den wissenschaftlich-philosophischen Geist seiner Zeit in dieser großen Persönlichkeit begreifen. Mit vollem Bewußtsein habe ich also hier wie bei den Humanitätsbriefen meine Hauptaufgabe in der Einleitung gesehen, für die mir noch immer mancherlei Wichtiges zu leisten schien.

So möge denn auch in dieser Ausgabe das Hauptwerk Herders sich viele und gute Leser, verständige, feine Herzen gewinnen! Und da mag alle Kritik, die ja vonnöten ist, um von ihm die rechte geistige Förderung zu erwerben, überwogen werden von dem Gefühl der Bewunderung für diesen reichen Geist, der Liebe für dies warme Herz. Wer Herders Eigenart aus allen Sätzen zu lesen versteht, dem wird auch das Veraltete nicht abgethan, nicht erstorben, das Überholte nicht gleichgültig erscheinen. In litterarhistorischer Hinsicht sind die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" in Wahrheit ein einzigartiges Werk. Sie können für einen weiteren Leserkreis sein, was die „Kritik der reinen Vernunft", dieses Weltbuch des philosophischen Geistes, für einen engeren ist und wohl immer bleibt: ein Werk, in dem man deutlich den modernen Menschen sich loslösen fühlt aus den Banden seines Vorgängers, nur daß bei Herder der Gehalt der Vergangenheit doch im Ganzen mehr überwiegt als bei Kant, das Morgenrot eines neuen Weltalters, einer neuen Menschheit.

Eugen Kühnemann.

Ideen
zur
Philosophie der Geschichte der Menschheit

von

Johann Gottfried Herder.

— Quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re
Disce — *Pers.*

Erster Theil.

Riga und Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1784.

7 ff. Persius 3. Satire V. 71—73. S. Briefe zu Beförderung der Humanität. Herders Werke V der Ausg. der D. Nat.-Litt. S. 9, Z. 16 ff. Anm.

Hauptsätze des ersten Theils.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Vorrede.

Als ich vor zehn Jahren die kleine Schrift **Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit** herausgab: sollte das **Auch** dieses Titels wohl nichts weniger als ein anch'io son pittore sagen. Es sollte vielmehr, wie auch der Zusatz „**Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts**„ und das untergesetzte Motto zeigte, eine Note der Bescheidenheit seyn, daß der Verfasser diese Schrift für nichts minder als für eine vollständige Philosophie der Geschichte unsres Geschlechts gebe, sondern daß er neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Fußsteg wiese, den man zur Seite liegen ließ und der doch auch vielleicht eines Ideenganges werth wäre. Die hie und da im Buch citirten Schriften zeigen gnugsam, welches die betretnen und ausgetretnen Wege waren, von denen der Verfasser ablenken wollte; und so sollte sein Versuch nichts als ein fliegendes Blatt, ein **Beitrag zu Beiträgen** seyn, welches auch seine Gestalt weiset.

Die Schrift war bald vergriffen und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vors Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andre Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidene „Auch„ war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten **Kindheit, Jugend**, das **männliche**, das **hohe Alter**

2. vor zehn Jahren, 1774; s. die Einleitung. — 5. anch'io son pittore, wie der jugendliche Correggio in Bologna vor Rafaels Bilde der heiligen Cäcilie ausgerufen haben sollte. — 7. das untergesetzte Motto, *Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.* Epiktet. Enchiridion 5. Siehe S. W. S. V, S. 730.

unseres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die **Geschichte der Cultur**, geschweige die **Philosophie der ganzen Menschengeschichte** mit sicherm Fuß ausmessen könnte. Welches Volk der Erde ists, das nicht einige Cultur habe? und wie sehr käme der Plan der Vorsehung zu kurz, wenn zu dem, was **Wir** Cultur nennen und oft nur verfeinte Schwachheit nennen sollten, jedes Individuum des Menschengeschlechts geschaffen wäre? Nichts ist unbestimmter als dieses Wort und nichts ist trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten. Wie wenige sind in einem cultivirten Volk cultivirt? Und worinn ist dieser Vorzug zu setzen? und wie fern trägt er zu ihrer Glückseligkeit bei? zur Glückseligkeit einzelner Menschen nämlich, denn daß das Abstractum ganzer Staaten glücklich seyn könne, wenn alle einzelne Glieder in ihm leiden, ist Widerspruch oder vielmehr nur ein Scheinwort, das sich auf den ersten Blick als ein solches blos giebet.

Also mußte viel tiefer angefangen und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels werth seyn sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? und wie fern findet sie auf unsrer Erde statt? wiefern findet sie, bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen und am meisten der Menschen allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Giebt es einen Maasstab dieser verschiednen Zustände und hat die Vorsehung aufs Wohlseyn ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf ihren letzten und Hauptentzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allgemeines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hofte, wie ein gefundener Schatz. Ich freuete mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr empor kam und nutzte jede Beihülfe, die mir das Glück verschafte.

Ein Autor, der sein Buch darstellt, giebt, wenn dies Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand (denn wie weniges läßt sich in unsrer Zeit eigentliches Neues erfinden?) so doch wenigstens **fand** und sich eigen machte, ja in denen er Jahre lang wie im Eigenthum seines Geistes und Herzens lebte: ein Autor dieser Art, sage ich, giebt mit seinem Buch, es möge dies schlecht oder gut seyn, gewissermaaße einen Theil seiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbaret nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen?) er rechnet auf einige, vielleicht wenige, gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und theilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen ist die einzige und größeste Wohlthat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen eben so viel Schaden als Nutzen gebracht hätte. Der Verfasser dachte sich in den Kreis derer, die wirklich ein Interesse daran finden, worüber er schrieb und bei denen er also ihre theilnehmenden, ihre bessern Gedanken hervorlocken wollte. Dies ist der schönste Werth der Schriftstellerei und ein gutgesinneter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buches kam, welche Freude es ihm verschafte, einen andern von ihm entfernten und doch in seiner Thätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eignen oder einer bessern Spur zu finden, wie uns oft Ein solcher Gedanke Jahre lang beschäftigt und weiter führet: der wird einem Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein Inneres mittheilet, nichts als einen Lohndiener sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvollendeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrnere Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe.

Bei einem Thema, wie das Meinige „**Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte**„ ist, wie ich glaube, eine solche **Humanität** des Lesers, eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb, war Mensch und du bist Mensch, der du liesest. Er konnte irren und hat vielleicht geirret: du hast Kenntnisse, die jener nicht hat und haben konnte; gebrauche also, was du kannst und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern beßre und baue weiter. Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden: glücklich, wenn alsdenn diese Steine mit Erde bedeckt und wie der, der sie dahin trug, vergessen seyn werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platz nur das schönere Gebäude selbst dastehet.

Doch ich habe mich unvermerkt zu weit von **dem** entfernt, worauf ich Anfangs ausgieng; es sollte nämlich die Geschichte seyn, wie ich zur Bearbeitung dieser Materie gekommen und unter ganz andern Beschäftigungen und Pflichten auf sie zurückgekommen bin. Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsres Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: **ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?** Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maas, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß wenn wir dem Allein-Weisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren; wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan

haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigern Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im Ganzen, als eine Heerde ohne Hirten? Oder wie jener klagende Weise sagt: **Lässest du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herren hat?** — Oder hatten sie nicht nöthig, den Plan zu wissen? Ich glaube es wohl; denn welcher Mensch übersiehet nur den kleinen Entwurf seines eignen Lebens? und doch siehet er, so weit er sehen soll und weiß gnug, um seine Schritte zu leiten; indessen wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Misbräuche? Wie viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu läugnen, daß irgend ein Plan sei oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln. Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameishaufen zu betrachten, wo der Fuß eines Stärkern, der unförmlicher Weise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende in ihren klein-großen Unternehmungen zernichtet, ja wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer andern fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe; — Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der alles zerstörenden Verwesung zu betrachten; und dennoch dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Was ist denn Ganzes auf der Erde vollführet? was ist auf ihr Ganzes? Sind also die Zeiten nicht geordnet, wie die Räume geordnet sind? und beide sind ja die Zwillinge Eines Schicksals. Jene sind voll Weisheit; diese voll scheinbarer Unordnung; und doch ist offenbar der Mensch dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll: denn dazu hat er Erinnerung und Gedächtniß. Und macht nun nicht eben dies Bauen der Zeiten auf einander das Ganze unsres Geschlechts zum unförmlichen Riesengebäude, wo Einer abträgt, was der andre anlegte, wo stehen bleibt, was nie hätte gebauet werden sollen und in Jahrhunderten endlich alles Ein Schutt

5 f. Habakuk 1, V. 14: „Und lässest die Menschen gehen, wie Fische im Meer, wie Gewürm, das keinen Herrn hat?"

wird, unter dem, je brüchiger er ist, die zaghaften Menschen desto zuversichtlicher wohnen? — — Ich will die Reihe solcher Zweifel nicht fortsetzen und die Widersprüche des Menschen mit sich selbst, unter einander und gegen die ganze andre Schöpfung nicht verfolgen. Gnug, ich suche nach **einer Philosophie der Geschichte der Menschheit,** wo ich suchen konnte.

Ob ich sie gefunden habe? darüber mag dieses Werk, aber noch nicht sein erster Theil entscheiden. Dieser enthält nur die Grundlage, theils im allgemeinen Ueberblick unsrer Wohnstäte, theils im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Niemanden, hoffe ich, wird dieser Gang zu fern hergeholt und zu lang dünken: denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn giebt, so kann man ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend gnug gehen. Wer blos metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziel führet. Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe und buchstabiren werde. Wäre ich so glücklich, nur Einem meiner Leser etwas von dem süßen Eindruck mitzutheilen, den ich über die ewige Weisheit und Güte des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem ich keinen Namen weiß: so wäre dieser Eindruck von Zuversicht das sichere Band, mit welchem wir uns im Verfolg des Werks auch in die Labyrinthe der Menschengeschichte wagen könnten. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus rauben, und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustralet. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich seyn, wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstralende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbstständiges Wesen; sondern **Gott ist Alles in seinen Werken:** indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkänntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit gnug verschaffen konnte, wenigstens nicht misbrauchen. Wem der Name „Natur„ durch manche Schriften unsres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen **jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit,** und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Ein gleiches ists, wenn ich von den organischen Kräften der Schöpfung rede; ich glaube nicht, daß man sie für qualitates occultas ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen vor uns sehen und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über manche andre Materien, die ich nur winkend anzeigen mußte, künftig eine weitere Erörterung vor.

Und freue mich dagegen, daß meine Schülerarbeit in Zeiten trift, da in so manchen einzelnen Wissenschaften und Kenntnissen, aus denen ich schöpfen mußte, Meisterhände arbeiten und sammlen. Von diesen bin ich gewiß, daß sie den exoterischen Versuch eines Fremdlings in ihren Künsten nicht verachten sondern verbessern werden: denn ich habe es immer bemerkt, daß je reeller und gründlicher eine Wissenschaft ist, desto weniger herrscht eitler Zank unter denen, die sie anbauen und lieben. Sie überlassen das Wortgezänk den Wortgelehrten. In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man anjetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unsres Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde.

Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher Genius unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk das ein Sterblicher schrieb und in dem er Dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehn und seine Charaktere

16 ff. Ich behalte . . . vor, s. die Einleitung über Herders Schrift „Gott" 1787.

zerstieben: auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich Deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber Deine Gedanken werden bleiben und Du wirst sie Deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich wenn alsdenn diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben. Weimar, den 23sten April 1784.

Herder.

* * *

Quid non miraculo est, quum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur? Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes eius ac non totam complectatur animo. *Plin.*

* * *

1 ff. C. Plini Secundi Naturalis historiae libri XXXVII. Lib. VII. cap. 1. par. 6 u. 7. ed. L. Jahn. Vol. II. S. 2.

Erstes Buch.

I.

Unsre Erde ist ein Stern unter Sternen.

Vom Himmel muß unsre Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaassen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt: so muß man sie zuförderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir uns unser Planetensystem nicht denken, so wenig ein Cirkel ohne Mittelpunkt statt findet; mit ihr und den wohlthätigen Anziehungskräften womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Axe und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältniß sind, munter und unabläßig umher drehn; ja nach eben diesen Gesetzen sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen vestgehalten werden. Nichts giebt einen so erhabnen Blick, als diese Einbildung des großen Weltgebäudes; und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weitern Flug gewagt und zum Theil glücklich vollendet, als da er in **Copernikus**, **Kepler**, **Newton**, **Hugen** und **Kant**[a]) die einfachen, ewigen und

a) (Kants) **allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels**, Königsb. und Leipz. 1755. Eine Schrift, die unbekannter geblieben ist, als ihr Inhalt verdiente. **Lambert** in seinen **kosmologischen Briefen** hat, ohne sie zu kennen, einige mit ihr ähnliche Gedanken geäussert und **Bode** in seiner **Känntniß des Himmels** hat einige Muthmaßungen mit rühmlicher Erwähnung gebrauchet.

29. kosmologische Briefe 1761.

vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und vestsstellte.

Mich dünkt, es ist **Hemsterhuis**, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unsrer Begriffe die Wirkung nicht thue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit vestgestellt wäre, auf den gesammten menschlichen Verstand würde gethan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere solche Sonnensysteme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowohl als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt, ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgnugsamen Natur ist das Staubkorn so werth, als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raums und des Daseyns, wo Welten sich bilden sollten und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andre Punkte der Bildung, keine andre Weltatomen wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Pallast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, von mir sehe: so schließe ich, so ungetheilt als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchstrasse von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken: so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden seyn und mich

3. S. Oeuvres philosophiques de François Hemsterhuis, ed. par L. S. P. Meyboom. 3 Bde. Leuwarde 1846, 1850. Bd. II. S. 199—210. Lettre de Dioclès à Diotime, sur l'athéisme. S. 202, 207 (?). Der Brief ist von Jacobi übersetzt und als Beilage II der zweiten Auflage seiner Briefe über die Lehre des Spinoza mitgegeben 1789. Er trägt das Datum 7. Sept. 1787, kann also hier nicht gemeint sein.

freuen, daß ich auf ihr ins Harmonie-reiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen, was ich auf dieser Stelle seyn soll und vermuthlich nur auf ihr seyn kann. Fände ich auch in dem was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener grossen bildenden Kraft sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus: so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott-nachahmenden Vernunft seyn, diesem Plan nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen, werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schoos aufnimmt. Ihre Schwestern, andre Erden mögen sich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; gnug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstral in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinne aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet: dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so festbestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll: daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Daseyn ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt und Eins zu Allem dienet: desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält: ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wieder kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig, wie der Verstand Gottes und die Stützen meines Daseyns (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so vest als die Pfeiler des Weltalls. Denn

alles Daseyn ist sich gleich, ein untheilbarer Begrif; im Grössesten sowohl als im Kleinsten auf Einerley Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer **Welt Gottes.**

II.

Unsre Erde ist einer der mittleren Planeten.

Die Erde hat zwey Planeten, den Merkur und die Venus unter sich; den Mars (und wenn vielleicht über ihm noch einer versteckt ist) den Jupiter, Saturn, Uranus über sich; und was für andre noch da seyn mögen, bis sich der regelmäßige Wirkungskreis der Sonne verliert und die eccentrische Bahn des letzten Planeten in die wilde Ellipse der Kometenbahnen hinüberspringet. Sie ist also ein Mittelgeschöpf, so wie der Stelle nach, so auch an Größe, an Verhältniß und Dauer ihres Umschwungs um sich und ihres Umlaufs um die Sonne; jedes Aeußerste, das Größeste und Kleinste, das Schnellste und Langsamste ist zu beyden Seiten von ihr entfernet. So wie nun unsre Erde zur astronomischen Uebersicht des Ganzen vor andern Planeten eine bequeme Stelle hat(b): so wäre es schön, wenn wir nur Einige Glieder dieses erhabenen Sternenverhältnisses näher kennten. Eine Reise in den Jupiter, die Venus, oder auch nur in unsern Mond würde uns über die Bildung unsrer Erde, die doch mit ihnen nach Einerley Gesetzen entstanden ist, über das Verhältniß unsrer Erdegeschlechter zu den Organisationen andrer Weltkörper, von einer höhern oder von einer tiefern Art, vielleicht gar über unsere zukünftige Bestimmung so manchen Aufschluß geben, daß wir nun kühner aus der Beschaffenheit von zwei oder drei Gliedern auf den Fortgang der ganzen Kette schliessen könnten. Die einschränkende, fest-

(b) Kästners Lob der Sternkunst. Hamb. Magaz. Th. 1. S. 206 u. f.

32. „Hamburgisches Magazin, oder gesammlete Schriften, zum Unterricht und Vergnügen, aus der Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt." 1748—1767. Die Abhandlung steht im zweiten Stück des ersten Bandes, S. 206—222. Neues Hamburgisches Magazin, 1767—1780.

bestimmende Natur hat uns diese Aussicht versaget. Wir sehen den Mond an, betrachten seine ungeheuren Klüfte und Berge: den Jupiter und bemerken seine wilden Revolutionen und Streifen: wir sehen den Ring des Saturns, das röthliche Licht des Mars, das sanftere Licht der Venus; und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen. In den Entfernungen der Planeten herrscht Proportion; auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert, und damit ihren Schwung, ihren Umlauf in Verbindung zu bringen gesucht; alles aber nur mathematisch, nicht physisch, weil uns außer unsrer Erde ein zweytes Glied der Vergleichung fehlet. Das Verhältniß ihrer Größe, ihres Schwunges, ihres Umlaufs z. B. zu ihrem Sonnen-Winkel hat noch keine Formel gefunden, die auch hier Alles aus Einem und demselben cosmogonischen Gesetz erkläre. Noch weniger ist uns bekannt, wie weit ein jeder Planet in seiner Bildung fortgerückt sei und am wenigsten wissen wir von der Organisation und dem Schicksal seiner Bewohner. Was **Kircher** und **Swedenborg** davon geträumt, was **Fontenelle** darüber gescherzt, was **Hugens**, **Lambert** und **Kant** davon, jeder auf seine Weise, gemuthmaaßt haben, sind Erweise, daß wir davon nichts wissen können, nichts wissen sollen. Wir mögen mit unsrer Schätzung herauf- oder herabsteigen: wir mögen die vollkommenern Geschöpfe der Sonne nah oder ihr fern setzen; so bleibt alles ein Traum, der durch den Mangel der Fortschreitung in der Verschiedenheit der Planeten beinah Schritt vor Schritt gestört wird und uns zuletzt nur das Resultat giebt: daß überall wie hier Einheit und Mannichfaltigkeit herrsche, daß aber unser Maas des Verstandes, so wie unser Winkel des Anblicks, uns zur Schätzung des Fort- oder Zurückganges durchaus keinen Maasstab gebe. Wir sind nicht im Mittelpunkt sondern im Gedränge; wir schiffen, wie andre Erden, im Strom umher und haben kein Maas der Vergleichung.

18. Athanasius Kircher (1602—1680), Jesuit, Lehrer der Mathematik am Collegium Romanum. — Emanuel Swedenborg (geb. 1688 zu Stockholm, gest. zu London 1772): Arcana coelestia, quae in scriptura sacra verbo domini sunt detecta. (8 Bde., London 1749—56. Deutsch 16 Bde., Tübingen 1842—70.) — Bernard le Bovier de Fontenelle (1657—1757): Entretiens sur la pluralité des mondes (1686, die sechste Unterhaltung erst in der Ausgabe von 1719). — 19. Christian Huyghens (geb. im Haag 1629, gest. daselbst 1695), einer der größten Forscher und Entdecker in den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie. Seine Werke hrsg. von Gravesande 4 Bde. Leyden 1724 2 Bde. Amsterdam 1728. S. S. 17, Z. 26. — Lambert und Kant s. S. 17 Anm.

Dörfen und sollen wir indeß aus unserm Standpunkt zur Sonne, dem Quell alles Lichts und Lebens in unsrer Schöpfung vor und rückwärts schliessen: so ist unsrer Erde das zweideutige goldne Loos der Mittelmäßigkeit zu Theil worden, die wir wenigstens zu unserm Trost als eine glückliche Mitte träumen mögen. Wenn Merkur den Schwung um seine Achse, mithin seine Tag- und Nachtrevolution vielleicht in 6 Stunden, sein Jahr in 88 Tagen vollbringt und sechsmal stärker von der Sonne erleuchtet wird, als wir: wenn Jupiter dagegen seine weite Bahn um die Sonne in 11 Jahren und 313 Tagen vollendet, und dennoch seine Tag- und Nachtzeit in weniger als 10 Stunden zurücklegt: wenn der alte Saturn, dem das Licht der Sonne 100mal schwächer scheinet, kaum in 30 Jahren um die Sonne kommt und abermals sich vielleicht in 7 Stunden um seine Axe drehet; so sind wir mittlere Planeten, Erde, Mars und Venus, von mittlerer Natur. Unser Tag ist wenig von einander, von den Tagen der andern aber so sehr verschieden, als umgekehrt unsre Jahre. Auch der Tag der Venus ist beinah 24 Stunden; des Mars nicht 25 lang. Das Jahr der ersten ist von 224, des letzten von 1 Jahr und 322 Tagen, ob er gleich $3^1/_2$mal kleiner als die Erde und um mehr als die Hälfte von der Sonne entfernt ist; weiterhin gehen die Verhältniße der Größe, des Umschwungs, der Entfernung kühn auseinander. Auf Einen der drei Mittelplaneten hat uns also die Natur gesetzt, auf denen auch ein mittleres Verhältniß und eine abgewognere Proportion so wie der Zeiten und Räume, so vielleicht auch der Bildung ihrer Geschöpfe zu herrschen scheinet. Das Verhältniß unsrer Materie zu unserm Geist ist vielleicht so aufwiegend gegen einander, als die Länge unsrer Tag und Nächte. Unsre Gedankenschnelligkeit ist vielleicht im Maas des Umschwunges unsres Planeten um sich selbst und um die Sonne zu der Schnelligkeit oder Langsamkeit andrer Sterne; so wie unsre Sinne offenbar im Verhältniß der Feinheit von Organisation stehen, die auf unsrer Erde fortkommen konnte und sollte. Zu beiden Seiten hinaus giebt es wahrscheinlich die größesten Divergenzen. Lasset uns also, so lange wir hier leben, auf nichts, als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschentugend rechnen. Wenn wir mit Augen des Merkurs in die Sonne sehen und auf seinen Flügeln um sie fliegen könnten; wenn uns mit der Raschheit des Saturns und Jupiters um sich selbst, zu-

gleich ihre Langsamkeit, ihr weiter großer Umfang gegeben wäre, oder wenn wir auf dem Haar der Kometen, der größesten Wärme und Kälte gleich empfängig, durch die weiten Regionen des Himmels schiffen könnten: denn dörften wir von einem andern, weitern oder engern, als dem proportionirten Mittel-Gleise menschlicher Gedanken und Kräfte reden. Nun aber, wo und wie wir sind, wollen wir diesem milde-proportionirten Gleise treu bleiben; er ist unserer Lebensdauer wahrscheinlich gerade gerecht.

Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trägsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns einst auf irgend eine Weise im allgemeinen Genuß dieser uns jetzt versagten Reichthümer der bildenden Natur gedenken: wenn wir uns vorstellen, daß vielleicht, nachdem wir zur Summe der Organisation unsres Planeten gelangt sind, ein Wandelgang auf mehr als Einem andern Stern das Loos und der Fortschritt unsres Schicksals seyn könnte, oder daß es endlich vielleicht gar unsre Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedener Schwesterwelten Umgang zu pflegen. Wie bei uns unsere Gedanken und Kräfte offenbar nur aus unsrer Erd-Organisation keimen und sich so lange zu verändern und zu verwandeln streben, bis sie etwa zu der Reinigkeit und Feinheit gediehen sind, die diese unsre Schöpfung gewähren kann: so wirds, wenn die Analogie unsre Führerin seyn darf, auf andern Sternen nicht anders seyn; und welche reiche Harmonie läßet sich gedenken, wenn so verschieden gebildete Wesen alle zu Einem Ziel wallen(c) und sich einander ihre Empfindungen und Erfahrungen mittheilen. Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmälich gebildet: so ists auch mit den Trieben und Neigungen unsres Herzens; eine andre Welt kennet ihre äußerlichen Hülfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht. Aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen? Gewiß! alle Radien streben auch hier zum Mittelpunkt des Kreises. Der reine Verstand kann überall nur Verstand seyn, von welchen Sinnlich-

(c) Von der Sonne als einem vielleicht bewohnbaren Körper s. Bodens Gedanken über die Natur der Sonne in den Beschäftig. der berlinschen Gesellsch. naturforschender Freunde B. 2, S. 225.

8. A_1 a A_2 er, B: es; siehe S. W. S. XIII, S. 19. — 34ff. Berlin 1776. Zweeter Band. S. 225—252. X. „Gedanken über die Natur der Sonne und Entstehung ihrer Flekken" von Johann Elert Bode. S. S. 17, Z. 30.

keiten er auch abgezogen worden; die Energie des Herzens wird überall dieselbe Tüchtigkeit d. i. Tugend seyn, an welchen Gegenständen sie sich auch geübet habe. Also ringet wahrscheinlich auch hier die größeste Mannichfaltigkeit zur Einheit und die allumfassende Natur wird ein Ziel haben, wo sie die edelste Bestrebungen so vielartiger Geschöpfe vereinige und die Blüten aller Welt gleichsam in einen Garten sammle. Was physisch vereinigt ist; warum sollte es nicht auch geistig und moralisch vereinigt seyn? da Geist und Moralität auch Physik sind und denselben Gesetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnensystem abhangen, nur in einer höhern Ordnung dienen. Wäre es mir also erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner mit den verschiednen Farben eines Sonnenstrals oder mit den verschiednen Tönen einer Tonleiter zu vergleichen: so würde ich sagen, daß sich vielleicht das Licht der Einen Sonne des Wahren und Guten auch auf jeden Planeten verschieden breche; so daß sich noch keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen könnte. Nur weil Eine Sonne sie alle erleuchtet, und sie alle auf Einem Plan der Bildung schweben: so ist zu hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege, der Vollkommenheit näher und vereinigen sich einst vielleicht, nach mancherlei Wandelgängen, in Einer Schule des Guten und Schönen. Jetzt wollen wir nur Menschen seyn, d. i. Ein Ton, Eine Farbe in der Harmonie unsrer Sterne. Wenn das Licht, das wir geniessen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, so lasset sie uns nicht für das reine Sonnenlicht, unsern Verstand und Willen nicht für die Handhaben des Universum halten: denn wir sind offenbar mit unsrer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des Ganzen.

III.

Unsre Erde ist vielerley Revolutionen durchgegangen, bis sie das, was sie jetzt ist, worden.

Den Beweis dieses Satzes giebet sie selbst, auch schon durch das, was sie auf und unter ihrer Oberfläche (denn weiter sind die Menschen nicht gekommen) zeiget. Das Wasser hat überschwemmt und Erdlagen, Berge, Thäler gebildet: das Feuer hat

gewütet, Erdrinden zersprengt, Berge emporgehoben und die geschmolznen Eingeweide des Innern hervorgeschüttet: die Luft, in der Erde eingeschlossen, hat Hölen gewölbt und den Ausbruch jener mächtigen Elemente befördert: Winde haben auf ihrer Oberfläche getobet und eine noch mächtigere Ursache hat sogar ihre Zonen verändert. Vieles hievon ist in Zeiten geschehen, da es schon organisirte und lebendige Kreaturen gab: ja hie und da scheint es mehr als einmal, hier schneller, dort langsamer, geschehen zu seyn, wie fast allenthalben und in so großer Höhe und Tiefe die versteinten Thiere und Gewächse zeigen. Viele dieser Revolutionen gehen eine schon gebildete Erde an und können also vielleicht als zufällig betrachtet werden; andre scheinen der Erde wesentlich zu seyn und haben sie ursprünglich selbst gebildet. Weder über jene noch über diese (sie sind aber schwer zu trennen) haben wir bisher eine vollständige Theorie; schwerlich können wir sie auch über jene haben, weil sie gleichsam historischer Natur sind und von zu viel kleinen Localursachen abhängen mögen. Ueber diese aber, über die ersten wesentlichen Revolutionen unsrer Erde, wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. Ich hoffe, ich werde es: denn obgleich die Bemerkungen aus verschiedenen Welttheilen lange noch nicht vielseitig und genau genug sind: so scheinen mir doch sowohl die Grundsätze und Bemerkungen der allgemeinen Physik, als die Erfahrungen der Chemie und des Bergbaues dem Punkt nahe, wo vielleicht Ein glücklicher Blick mehrere Wissenschaften vereinigt und also Eine durch die andere erkläret. Gewiß ist **Büffon** nur der **Des-Kartes** dieser Art mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein **Kepler** und **Newton** durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge. Die neuen Entdeckungen, die man über Wärme, Luft, Feuer und ihre mancherlei Wirkungen auf die Bestandtheile, auf Composition und Decomposition unsrer Erdwesen gemacht hat, die simpeln Grundsätze, auf die die elektrische, zum Theil auch die magnetische Materie gebracht ist, scheinen mir dazu wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte zu seyn, daß vielleicht mit der Zeit durch Einen neuen Mittelbegrif es einem glücklichen Geist gelingen wird, unsre Geogonie so einfach zu erklären, als Kepler und Newton das Sonnengebäude darstellten. Es wäre schön, wenn hiemit manche als qualitates occultae bisher angenommene Naturkräfte auf erwiesene physische Wesen reducirt werden könnten.

Wie dem auch sey, so ist wohl unläugbar, daß die Natur auch hier ihren grossen Schritt gehalten und die größeste Mannichfaltigkeit aus einer ins Unendliche fortgehenden Simplicität gewähret habe. Eh unsre Luft, unser Wasser, unsre Erde hervorgebracht werden konnte, waren mancherlei einander auflösende, niederschlagende Stamina nöthig; und die vielfachen Gattungen der Erde, der Gesteine, der Crystallisationen, gar der Organisation in Muscheln, Pflanzen, Thieren, zuletzt im Menschen wie viel Auflösungen und Revolutionen des Einen in das Andre setzten die voraus! Da die Natur nun allenthalben auch jetzt noch alles aus dem Feinsten, Kleinesten hervorbringt und indem sie auf unser Zeitmaas gar nicht rechnet, die reichste Fülle mit der engsten Sparsamkeit mittheilet: so scheint dieses auch, selbst nach der mosaischen Tradition, ihr Gang gewesen zu seyn, da sie zur Bildung oder vielmehr zu Ausbildung und Entwicklung der Geschöpfe den ersten Grund legte. Die Masse wirkender Kräfte und Elemente, aus der die Erde ward, enthielt wahrscheinlich als Chaos alles, was auf ihr werden sollte und konnte. In periodischen Zeiträumen entwickelte sich aus geistigen und körperlichen staminibus die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde. Mancherlei Verbindungen des Wassers, der Luft, des Lichts mußten vorhergegangen seyn, ehe der Same der ersten Pflanzenorganisation, etwa das Moos, hervorgehen konnte. Viele Pflanzen mußten hervorgegangen und gestorben seyn, ehe eine Thierorganisation ward; auch bey dieser gingen Insekten, Vögel, Wasser- und Nachtthiere den gebildetern Thieren der Erde und des Tages vor; bis endlich nach allen die Krone der Organisation unsrer Erde, der Mensch auftrat, **Microcosmus**. Er, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr erlesenster Inbegrif und gleichsam die Blüthe der Erdenschöpfung konnte nicht anders, als das letzte Schooskind der Natur seyn, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwickelungen und Revolutionen vorhergegangen seyn musten.

Indessen wars eben so natürlich, daß auch Er noch viele erlebte und da die Natur nie von ihrem Werk abläßt, noch weniger einem Zärtlinge zu gut, dasselbe vernachläßigt oder verspätet: so muste die Austrocknung und Fortbildung der Erde, ihr innerer Brand, Ueberschwemmungen und was sonst daraus folgte, noch lange und oft fortdauren, auch da Menschen auf Erden

lebten. Selbst die älteste Schrifttradition weiß noch von Revolutionen dieser Art und wir werden späterhin sehen, was diese fürchterlichen Erscheinungen der ersten Zeit beinah aufs ganze menschliche Geschlecht für starke Wirkungen gemacht haben. Jetzt sind Umwälzungen dieser ungeheuren Gattung seltner, weil die Erde ausgebildet oder vielmehr alt ist; nie aber können und werden sie unserm Geschlecht und Wohnplatz ganz fremde werden. Es war ein unphilosophisches Geschrei, das Voltaire bey Lissabons Sturz anhob, da er beinah lästernd die Gottheit deswegen anklagte. Sind wir uns selbst nicht und alle das unsre, selbst unsern Wohnplatz, die Erde, den Elementen schuldig? Wenn diese, nach immer fortwirkenden Naturgesetzen periodisch aufwachen und das Ihre zurücke fodern, wenn Feuer und Wasser, Luft und Wind, die unsre Erde bewohnbar und fruchtbar gemacht haben, in ihrem Lauf fortgehn und sie zerstören: wenn die Sonne, die uns so lang' als Mutter erwärmte, die alles Lebende auferzog und an goldenen Seilen um ihr erfreuendes Antlitz lenkte — wenn sie die alternde Kraft der Erde, die sich nicht mehr zu halten und fortzutreiben vermag, nun endlich in ihren brennenden Schoos zöge; was geschähe anders, als was nach ewigen Gesetzen der Weisheit und Ordnung geschehen mußte? Sobald in einer Natur voll veränderlicher Dinge Gang seyn muß: so bald muß auch Untergang seyn; scheinbarer Untergang nehmlich, eine Abwechselung von Gestalten und Formen. Nie aber trift dieser das Innere der Natur, die über allen Ruin erhaben, immer als Phönix aus ihrer Asche ersteht und mit jungen Kräften blühet. Schon die Bildung unsres Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muß uns also auf die Hinfälligkeit und Abwechselung aller Menschengeschichte bereiten; mit jeder nähern Ansicht erblicken wir diese mehr und mehr.

---

8. Voltaire, Poëme sur le Désastre de Lisbonne, ou Examen de cet axiome, tout est bien. S. Goethe „Dichtung und Wahrheit.“ Erstes Buch. Hempelsche Ausgabe von Loeper. I. Teil, S. 25 und Loepers lehrreiche ausführliche Anmerkung über die Wirkungen dieses Ereignisses in jener Zeit S. 255—260.

IV.

Unsre Erde ist eine Kugel, die sich um sich selbst; und gegen die Sonne in schiefer Richtung beweget.

Wie der Cirkel die vollkommenste Figur ist, indem er unter allen Gestalten die größeste Fläche in der leichtesten Construction einschließt und bey der schönsten Einfalt die reichste Mannichfaltigkeit mit sich führet: so ist unsre Erde, so sind alle Planeten und Sonnen, als Kugelgestalten, mithin als Entwürfe der einfachsten Fülle, des bescheidensten Reichthums aus den Händen der Natur geworfen. Erstaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unsrer Erde wirklich sind; noch mehr erstaunen aber über die Einheit, der diese unbegreifliche Mannichfaltigkeit dienet. Es ist ein Zeichen der tiefen nordischen Barbarei, in der wir die Unsrigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieser Schöne, der Einheit und Mannichfaltigkeit auf unsrer Erde, geben. Ich wünschte, mein Buch erreichte nur einige Striche zu Darstellung dieser großen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfaßt hat und mich zuerst auf das weite Meer freier Begriffe führte. Sie ist mir auch so lang heilig, als ich diesen alles umwölbenden Himmel über- und diese alles fassende, sich selbst umkreisende Erde unter mir sehe.

Unbegreiflich ists, wie Menschen so lange den Schatten ihrer Erde im Monde sehen konnten, ohne zugleich es tief zu fühlen, daß alles auf ihr Umkreis, Rad und Veränderung sei. Wer, der diese Figur je beherzigt hätte, wäre hingegangen, die ganze Welt zu Einem Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren, oder sie dafür mit dumpfem aber heiligem Eifer zu morden? Alles ist auf unsrer Erde Abwechselung einer Kugel: kein Punkt dem andern gleich, kein Hemisphär dem andern gleich, Ost und West so sehr einander entgegen, als Nord und Süd. Es ist eingeschränkt, diese Abwechselung blos der Breite nach berechnen zu wollen, etwa weil die Länge weniger ins Auge fällt und nach einem alten ptolomäischen Fachwerk von Climaten auch die Menschengeschichte zu theilen. Den Alten war die Erde minder bekannt;

34. A_2 B. ptolemäischen; siehe S. W. S. XIII, S. 26.

jetzt kann sie uns zu allgemeyner Uebersicht und Schätzung mehr bekannt seyn, als allein durch nord- und südliche Grade.

Alles ist auf der Erde Veränderung: hier gilt kein Einschnitt, keine nothdürftige Abtheilung eines Globus oder einer Charte. Wie sich die Kugel dreht, drehen sich auch auf ihr die Köpfe, wie die Climaten; Sitten und Religionen, wie die Herzen und Kleider. Es ist eine unsägliche Weisheit darinn, nicht, daß alles so vielfach; sondern daß auf der runden Erde alles noch so ziemlich unison geschaffen und gestimmt ist. In diesem Gesetz: viel mit Einem zu thun und die größeste Mannichfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unsern Fuß, um uns diese Einheit und Stetigkeit zu geben: es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geisterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinweg kann, ohne daß es je von unserm Willen abhange: ob wir darauf leben und sterben wollen? so ziehet die Natur auch unsern Geist von Kindheit auf mit starken Fesseln, jeden an sein Eigenthum, d. i. an seine Erde: (denn was hätten wir endlich anders zum Eigenthum als diese?) Jeder liebet sein Land, seine Sitten, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebet. So gewöhnet sich jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Sitte des rauhesten Klima und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten, wo sie gebohren sind, und das schlechteste, rauheste Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln.

Fragen wir also: wo ist das Vaterland der Menschen? wo ist der Mittelpunkt der Erde? so wird überall die Antwort seyn können: hier, wo du stehest! es sei nahe dem beeisten Pol oder gerade unter der brennenden Mittagssonne. Ueberall wo Menschen leben können, leben Menschen und sie können fast überall leben. Da die große Mutter auf unsrer Erde kein ewiges Einerlei hervorbringen konnte noch mochte: so war kein andres Mittel, als daß sie das ungeheuerste Vielerlei hervortrieb und den Menschen aus einem Stoff webte, dies große Vielerlei zu ertragen. Später-

hin werden wir eine schöne Stuffenleiter finden, wie sich, nachdem die Kunst der Organisation in einem Geschöpf zunimmt, auch die Fähigkeit desselben vermehret, mancherlei Zustände auszudauern und sich nach jedem derselben zu bilden. Unter allen diesen veränderlichen, ziehbaren, empfänglichen Geschöpfen ist der Mensch das empfänglichste: die ganze Erde ist für ihn gemacht, Er für die ganze Erde.

Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unsres Geschlechts philosophiren wollen, so viel möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung Eines Erdstrichs, wohl gar nur Einer Schule genommen sind, verläugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist, oder gar was er nach den Begriffen irgend eines Träumers seyn soll; sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. i. wozu ihn irgend nur die reiche Mannichfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte; das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten. Wir wollen keine Lieblingsgestalt, keine Lieblingsgegend für ihn suchen und finden; wo er ist, ist er der Herr und Diener der Natur, ihr liebstes Kind und vielleicht zugleich ihr aufs härteste gehaltner Sklave. Vortheile und Nachtheile, Krankheiten und Uebel, so wie neue Arten des Genußes, der Fülle, des Segens erwarten überall seiner und nachdem die Würfel dieser Umstände und Beschaffenheiten fallen; nachdem wird er werden.

Durch eine leichte, für uns noch unerklärbare Ursache hat die Natur diese Mannichfaltigkeit der Geschöpfe auf Erden nicht nur befördert sondern auch eingeschränkt und festgestellet: es ist der **Winkel unsrer Erdaxe zum Sonnenäquator.** In den Gesetzen der Kugelbewegung liegt er nicht: Jupiter hat ihn nicht; dieser stehet senkrecht auf der Bahn zur Sonne. Mars hat ihn wenig; die Venus dagegen ungeheuer spitz und auch der Saturn mit seinem Ringe und seinen Monden drückt sich seitwärts nieder. Welche unendliche Verschiedenheit der Jahreszeiten und Sonnenwirkung wird dadurch in unserm Sternensystem veranlaßt! Unsre Erde ist auch hier ein geschontes Kind, eine mittlere Gesellin: der Winkel, mit dem sie eingesenkt ist, beträgt noch nicht 24 Grade. Ob sie ihn von jeher gehabt? davon darf jetzt noch keine Frage seyn; gnug sie hat ihn. Der unnatürliche wenigstens uns uner-

klärliche Winkel ist ihr eigen geworden und hat sich seit Jahrtausenden nicht verändert; er scheinet auch zu dem, was jetzt die Erde und auf ihr das Menschengeschlecht seyn soll, nothwendig. Mit ihm nemlich, mit dieser schiefen Richtung zur Ekliptik werden bestimmt-abwechselnde Zonen, die die ganze Erde bewohnbar machen, vom Pol bis zum Aequator, vom Aequator wieder zum Pol hin. Die Erde muß sich regelmäßig beugen, damit auch Gegenden, die sonst in Cimmerischer Kälte und Finsterniß lägen, den Stral der Sonne sehn und zur Organisation geschickt werden. Da uns nun die lange Erdgeschichte zeigt, daß auf alle Revolutionen des menschlichen Verstandes und seiner Wirkungen das Verhältniß der Zonen viel Einfluß gehabt: denn weder aus dem kältesten noch heissesten Erdgürtel sind jemals die Wirkungen aufs Ganze erfolgt, die die gemäßigte Zone hervorbrachte; so sehen wir abermals, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allmacht alle Umwälzungen und Schattirungen auf der Erde umschrieben und bezirkt hat. Nur eine kleine andre Richtung der Erde zur Sonne und alles auf ihr wäre anders.

Abgemeßne Mannichfaltigkeit also ist auch hier das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Es war ihm nicht gnug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menschliche Leben in Tag und Nacht vertheilt würde; auch das Jahr unsers Geschlechts sollte abwechseln und nur einige Tage erließ er uns am Herbst und Winter. Hiernach wurde auch die Länge und Kürze des menschlichen Lebens, mithin das Maas unsrer Kräfte, die Revolutionen des menschlichen Alters, die Abwechselungen unsrer Geschäfte, Phänomene und Gedanken, die Nichtigkeit oder Dauer unsrer Entschlüsse und Thaten bestimmt: denn alles dies, werden wir sehen, ist zuletzt an dies einfache Gesetz der Tages- und Jahrszeiten gebunden. Lebte der Mensch länger, wäre die Kraft, der Zweck, der Genuß seines Lebens weniger wechselnd und zerstreut, eilte nicht die Natur so periodisch mit ihm, wie sie mit allen Erscheinungen der Jahrszeiten um ihn eilet: so fände freilich zwar weder die große Extension des Menschenrechts auf der Erde, und noch weniger das Gewirre von Scenen statt, das uns jetzt die Geschichte darbeut: auf einem schmaleren Kreise der Bewohnung aber wirkte wahrscheinlich unsre Lebenskraft inniger, stärker, vester. Jetzt ist der Inhalt des Predigerbuchs das Symbol

unserer Erde: Alles hat seine Zeit: Winter und Sommer, Herbst und Frühling, Jugend und Alter, Wirken und Ruhe. Unter unsrer schräge gehenden Sonne ist alles Thun der Menschen Jahresperiode.

V.

Unsre Erde ist mit einem Dunstkreise umhüllet und ist im Conflict mehrerer himmlischen Sterne.

Reine Luft zu athmen sind wir nicht fähig, da wir eine so zusammengesetzte Organisation sind, ein Inbegrif fast aller Organisationen der Erde, deren erste Bestandtheile vielleicht alle aus der Luft niedergeschlagen wurden und durch Uebergänge aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare traten. Wahrscheinlich war, als unsre Erde ward, die Luft das Zeughaus der Kräfte und Stoffe ihrer Bildung und ist sie es nicht noch? Wie manche einst unbekannte Dinge sind in den neuern Jahren entdeckt worden, die alle im Medium der Luft wirken. Die elektrische Materie und der magnetische Strom, das Brennbare und die Luftsäure, erkältende Salze und vielleicht Lichttheile, die die Sonne nur anregt: lauter mächtige Principien der Naturwirkungen auf der Erde; und wie manche andre werden noch entdeckt werden! Die Luft beschwängert und löset auf: sie sauget ein, macht Gährungen und schlägt nieder. Sie scheint also die Mutter der Erdgeschöpfe, so wie der Erde selbst zu seyn; das allgemeine Vehikel der Dinge, die sie in ihren Schoos ziehet und aus ihrem Schoos forttreibt.

Es bedarf keiner Demonstration, daß auch in die feinsten und geistigsten Bestimmungen aller Erdgeschöpfe die Atmosphäre mit einfliesse und wirke; mit und unter der Sonne ist sie gleichsam die Mitregentin der Erde, wie sie einst ihre Bildnerin gewesen. Welch ein allgemeiner Unterschied würde sich ereignen, wenn unsre Luft eine andre Elasticität und Schwere, andre Reinigkeit und Dichtigkeit gehabt, wenn sie ein andres Wasser, eine andre Erde niedergeschlagen hätte, und in andern Einflüssen auf die Organisation der Körper wirkte! Gewiß ist dieses der Fall auf andern Planeten, die sich in andern Luftregionen gebildet haben; daher auch jeder Schluß von Substanzen und Erscheinungen unsrer

Erde auf die Eigenschaften jener so mißlich ist. Auf dieser war Prometheus Schöpfer: er formte aus niedergeschlagnem weichen Thon und holte aus der Höhe so viel lichte Funken und geistige Kräfte, als er in dieser Sonnen-Entfernung und in einer specifisch so und nicht anders schweren Masse habhaft werden konnte.

Auch die Verschiedenheit der Menschen, so wie aller Produkte der Erdkugel muß sich also nach der specifischen Verschiedenheit des Mediums richten, in dem wir wie im Organ der Gottheit leben. Hier kommt es nicht blos auf Eintheilung der Zonen nach Hitze und Kälte, nicht blos auf Leichtigkeit und Schwere des drückenden Luftkörpers; sondern unendlich mehr auf die mancherlei wirksamen, geistigen Kräfte an, die in ihr treiben, ja deren Inbegrif eben vielleicht alle ihre Eigenschaften und Phänomene ausmacht. Wie der elektrische und magnetische Strom unsre Erde umfließt? welche Dünste und Dämpfe hier oder dort aufsteigen? wohin sie treiben? worinn sie sich verwandeln? was sie für Organisationen gebähren? wie lange sie diese erhalten? wie sie sie auflösen? das alles giebt sichtbare Schlüsse auf die Beschaffenheit und Geschichte jeglicher Menschenart: denn der Mensch ist ja, wie alles andre, ein Zögling der Luft und im ganzen Kreise seines Daseyns aller Erdorganisationen Bruder.

Mich dünkt, wir gehen einer neuen Welt von Kenntnissen entgegen, wenn sich die Beobachtungen, die **Boile, Börhave, Hales, Gravesand, Franklin, Priestlei, Black, Crawfort, Wilson, Achard** u. a über Hitze und Kälte, Elektricität und Luftarten, sammt andern chemischen Wesen und ihren Einflüssen ins Erd- und Pflanzenreich, in Thiere und Menschen gemacht haben, zu Einem Natursystem sammlen werden. Würden mit der Zeit diese Beobachtungen so vielfach und allgemein als die zunehmende Erkänntniß mehrerer Erdstriche und Erdprodukte zuläßt, bis das wachsende Studium der Natur gleichsam eine allverbreitete freie Akademie stiftete, die sich mit vertheilter Aufmerksamkeit, aber

23. Robert Boyle (1626—1691), britischer Naturforscher. — Hermann Boerhaave (1688—1738), berühmter Arzt, Professor in Leyden, Lehrer Albrechts von Haller. — 24. Stephan Hales (1677—1761), Pflanzenphysiolog. — Wilhelm Jakob von Gravesande (1688—1742), holländischer Philosoph und Mathematiker. — Benj. Franklin (1706—1790). — Joseph Priestley (1733—1804), englischer Theolog, Philosoph, Physiker und Chemiker. — Joseph Black (1728—1799), Chemiker. — Adair Crawford (1749—1795), berühmter englischer Arzt und Chemiker. — 25. Franz Karl Achard (1753—1821), Physiker und Chemiker; später Begründer der Rübenzuckerfabrikation.

in Einem Geist des Wahren, Sichern, Nützlichen und Schönen die Einflüsse dieser Wesen hie und da, auf Dies und Jenes bemerkte: so werden wir endlich eine geographische Aerologie erhalten und dies große Treibhaus der Natur in tausend Veränderung nach einerley Grundgesetzen wirken sehen. Die Bildung der Menschen an Körper und Geist wird sich mit daraus erklären; zu deren Gemälde uns jetzt nur einzelne jedoch zum Theil sehr deutliche Schattenzüge gegeben sind.

Aber die Erde ist nicht allein da im Universum; auch auf ihre Atmosphäre, auf dies große Behältniß wirkender Kräfte wirken andre Himmelswesen. Die Sonne, der ewige Feuerball, regt sie mit seinen Stralen: der Mond, dieser drückende schwere Körper, der vielleicht gar in ihrer Atmosphäre hangt, drückt sie jetzt mit seinem kalten und finstern, jetzt mit seinem von der Sonne erwärmten Antlitz. Bald ist er vor, bald hinter ihr; jetzt ist sie der Sonne näher, jetzt ferner. Andre Himmelskörper nahen sich ihr, drängen auf ihre Bahn und modificiren ihre Kräfte. Das ganze Himmelssystem ist ein Streben gleich- oder ungleichartiger aber mit großer Stärke getriebner Kugeln gegen einander; und nur die Eine große Idee der Allmacht ists, die dies Getriebe gegen einander wog und ihnen in ihrem Kampf beistehet. Der menschliche Verstand hat auch hier im weitesten Labyrinth strebender Kräfte einen Faden gefunden und beinah Wunderdinge geleistet, zu denen ihm der so unregelmäßige, von zwey entgegengesetzten Druckwerken getriebne und glücklicher Weise uns so nahe Mond die größeste Förderung gab. Werden einst alle diese Bemerkungen und ihre Resultate auf die Veränderungen unsrer Luftkugel angewandt werden, wie sie bei der Ebbe und Fluth schon angewandt sind: wird ein vieljähriger Fleiß an verschiednen Orten der Erde, mit der Hülfe zarter Werkzeuge, die zum Theil schon erfunden sind, fortfahren, die Revolutionen dieses himmlischen Meers nach Zeiten und Lagen zu ordnen und zu einem Ganzen zu bilden: so wird, dünkt mich, die **Astrologie** aufs neue in der ruhmwürdigsten nützlichsten Gestalt unter unsern Wissenschaften erscheinen und was **Toaldo** anfing, wozu **de Luc, Lambert,**

4. A Veränderung Druckfehler? Nach S.W.S. XIII, S. 31 erst B: Veränderungen. — 35. Giuseppe Toaldo (1719—1799), Professor der Astronomie, Geographie und Meteorologie an der Universität Padua. — Jean André de Luc (1727—1817), Physiker, Geolog und Meteorolog. — Johann Heinrich Lambert (1729—1777), s. o. S. 17 Anm.

Tobias Mayer, Böckmann u. a. Grundsätze oder Beihülfe gaben, das wird vielleicht (und gewiß mit großem Blick auf Geographie und Geschichte der Menschheit) ein **Gatterer** vollenden.

Gnug, wir werden und wachsen, wir wallen und streben unter oder in einem Meer zum Theil bemerkter, zum Theil geahneter Himmelskräfte. Wenn Luft und Witterung so vieles über uns und die ganze Erde vermögen: so wars auch vielleicht im Größern hier Ein elektrischer Funke, der in diesem menschlichen Geschöpf reiner traf, dort eine Portion entzündbaren Zunders, die sich in Jenem gewaltiger ballte; hier eine Masse mehrerer Kälte und Heiterkeit, dort ein sanftes, milderndes flüßiges Wesen, was uns die größesten Perioden und Revolutionen der Menschheit bestimmt und geändert hat. Nur der allgegenwärtige Blick, unter dem nach ewigen Gesetzen sich auch dieser Teig bildet; nur Er ists, der in dieser physischen Kräfte-Welt jedem Punkt des Elements, jedem springenden Funken und Aetherstral seine Stelle, seine Zeit, seinen Wirkungskreis zeichnet, um ihn mit andern entgegengesetzten Kräften zu mischen und zu mildern.

VI.

Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebürge, das über die Wasserfläche hervorragt.

Der simple Anblick einer Weltcharte bestätigt dieses. Ketten von Gebürgen sinds, die das veste Land nicht nur durchschneiden, sondern die auch offenbar als das Gerippe dastehn, an und zu dem sich das Land gebildet hat. In Amerika läuft das Gebürge längst dem westlichen Ufer durch den Isthmus hinauf. Es geht queer hin, wie sich das Land ziehet: wo es mehr in die Mitte tritt, wird auch das Land breiter, bis es sich über Neumexiko in unbekannten Gegenden verlieret. Wahrscheinlich geht es auch hier nicht nur höher hinauf bis zu den Eliasbergen fort; sondern hängt

1. Tobias Mayer (1723—1762), Astronom, seit 1751 Professor der Mathematik in Göttingen. — Johann Lorenz Böckmann (1741—1802), Mathematiker und Physiker. — 3. Johann Christoph Gatterer (1727—1799), seit 1759 Professor der Geschichte in Göttingen, Verfasser mehrerer Handbücher und Grundrisse der Universalhistorie (1761, 64, 65, 73 u. a.).

auch in der Breite mit mehreren, insonderheit den blauen Bergen zusammen, so wie in Südamerika, wo das Land breiter wird, auch Berge sich nörd- und östlich hinziehn. Amerika ist also, selbst seiner Figur nach, ein Erdstrich an seine Berge gehängt und gleichsam an ihren Fuß ebner oder schroffer hinangebildet.

Die drei andern Welttheile geben einen zusammengesetztern Anblick, weil ihr großer Umfang im Grunde nur Ein Welttheil ist; indessen ists auch bei ihnen ohne Mühe kennbar, daß der Erd-Rücken Asiens der Stamm der Gebürge sei, die sich über diesen Welttheil und über Europa, vielleicht auch über Afrika, wenigstens über seinen obern Theil verbreiten. Der Atlas ist eine Fortstreckung der Asiatischen Gebürge, die in der Mitte des Landes nur eine größere Höhe gewinnen, und sich durch die Bergreihen am Nil wahrscheinlich mit den Mondsgebürgen binden. Ob diese Mondsgebürge der Höhe und Breite nach ein wirklicher Erd-Rücken seyn? muß die Zukunft lehren. Die Größe des Landes und einige zerstückte Nachrichten sollten es zu vermuthen geben; indessen scheint eben auch die proportionirte Wenigkeit und Kleinheit der Flüsse dieses Erdstrichs die uns bekannt sind, noch nicht eben dafür zu entscheiden, daß seine Höhe ein wahrer Erdgürtel sei, wie der Asiatische Ural oder die amerikanischen Cordilleras. Gnug, auch in diesen Welttheilen ist offenbar das Land den Gebürgen angebildet. Alle seine Strecken laufen parallel den Aesten der Berge; wo diese sich breiten und verästigen, breiten sich auch die Länder. Dies gilt bis auf Vorgebürge, Inseln und Halbinseln: Das Land streckt seine Arme und Glieder, wie sich das Geripp der Gebürge streckt; es ist also nur eine mannichfaltige in mancherlei Schichten und Erdlagen an sie angebildete Masse, die endlich bewohnbar worden.

Auf die Fortleitung der ersten Gebürge kams also an, wie die Erde als vestes Land da stehen sollte; sie scheinen gleichsam der alte Kern und die Strebepfeiler der Erde zu seyn, auf welche Wasser und Luft nur ihre Last ablegten, bis endlich eine Pflanzstäte der Organisation herabgedachet und geebnet ward. Aus dem Umschwung einer Kugel sind diese ältesten Gebürgketten nicht zu erklären: sie sind nicht in der Gegend des Aequators, wo der Kugelschwung am größesten war; sie laufen demselben auch nicht

einmal parallel, vielmehr geht die Amerikanische Bergreihe gerade durch den Aequator. Wir dürfen also von diesen mathematischen Bezirkungen hier kein Licht fodern: da überhaupt auch die höchsten Berge und Bergreihen gegen die Masse der Kugel in ihrer Bewegung ein unbedeutendes Nichts sind. Ich halte es also auch nicht für gut, im Namen der Gebürgketten Aehnlichkeit mit dem Aequator und den Meridianen zu substituiren, da zwischen beiden kein wahrer Zusammenhang statt findet und die Begriffe damit eher irre geführt würden. Auf ihre ursprüngliche Gestalt, Erzeugung und Fortstreckung, auf ihre Höhe und Breite, kurz auf ein **physisches Naturgesetz** kommt es an, das uns ihre Bildung und mit derselben auch die Bildung des vesten Landes erkläre. Ob sich nun ein solches physisches Naturgesetz finden liesse? ob sie als Stralen aus Einem Punkt? oder als Aeste aus Einem Stamm? oder als winklichte Hufeisen dastehn? und was sie, da sie als nackte Gebürge, als ein Gerippe der Erde hervorragten, für eine Bildungsregel halten? Dies ist die wichtige bisher noch unaufgelösete Frage, der ich eine genugthuende Auflösung wünschte. Wohlverstanden nehmlich, daß ich hier nicht von herangeschwemmten Bergen, sondern vom ersten Grund- und Urgebürge der Erde rede.

Gnug: wie sich die Gebürge zogen, streckten sich auch die Länder. Asien ward zuerst bewohnbar, weil es die höchsten und breitesten Bergketten und auf seinem Rücken eine Ebne besaß, die nie das Meer erreicht hat. Hier war also nach aller Wahrscheinlichkeit irgend in einem glückseligen Thal am Fuß und im Busen der Gebürge der erste erlesene Wohnsitz der Menschen. Von da breiteten sie sich südlich in die schönen und fruchtbaren Ebnen längst den Strömen hinab; nordwärts bildeten sich härtere Stämme, die zwischen Flüssen und Bergen umherzogen und sich mit der Zeit westwärts bis nach Europa drängten. Ein Zug folgte dem andern: ein Volk drängte das andre; bis sie abermals an ein Meer, die Ostsee, kamen, zum Theil herübergingen, zum Theil sich brachen und das südliche Europa besetzten. Dies hatte von Asien aus südwärts schon andre Züge von Völkern und Colonien erhalten; und so wurde durch verschiedne, zuweilen sich entgegengesetzte Menschenströme dieser Winkel der Erde so dicht bevölkert als er bevölkert ist. Mehr als Ein gedrängtes Volk zog sich zuletzt in die Gebürge und ließ seinen Ueberwindern die Plänen

und offene Felder: daher wir beinah auf der ganzen Erde die ältesten Reste von Nationen und Sprachen entweder in Bergen oder in den Ecken und Winkeln des Landes antreffen. Es gibt fast keine Insel, keinen Erdstrich, wo nicht ein fremdes späteres Volk die Ebnen bewohnt und rauhe ältere Nationen sich in die Berge versteckt haben. Von diesen Bergen, auf denen sie ihre härtere Lebensart fortsetzten, sind sodenn oft in späteren Zeiten Revolutionen bewirkt worden, die die Ebnen mehr oder minder umkehrten. Indien, Persien, Sina, selbst die westlichen asiatischen Länder, ja das durch Künste und Erdabtheilungen wohl verwahrte Europa wurden mehr als einmal von den Völkern der Gebürge in umwälzenden Heeren heimgesucht; und was auf dem großen Schauplatz der Nationen geschah, erfolgte in kleinern Bezirken nicht minder. Die Maratten in Südasien: auf mehr als Einer Insel ein wildes Gebürgvolk: in Europa hie und da Reste von alten tapfern Bergbewohnern streiften umher, und wenn sie nicht Ueberwinder werden konnten, wurden sie Räuber. Kurz, die großen Bergstrecken der Erde scheinen so wie der erste Wohnsitz, so auch die Werkstäte der Revolutionen und der Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu seyn. Wie sie der Erde Wasser verleihen, verliehen sie ihr auch Völker: wie sich auf ihnen Quellen erzeugen, springt auch auf ihnen der Geist des Muths und der Freiheit, wenn die mildere Ebene unterm Joch der Gesetze, der Künste und Laster erliegt. Noch jetzt ist die Höhe Asiens der Tummelplatz von großentheils wilden Völkern; und wer weiß, zu welchen Ueberschwemmungen und Erfrischungen künftiger Jahrhunderte sie da sind?

Von Afrika wissen wir zu wenig, um über das Treiben und Drängen der Völker daselbst zu urtheilen. Die obern Gegenden sind, auch dem Menschenstamm nach, gewiß aus Asien besetzt; und Aegypten hat seine Cultur wahrscheinlich nicht vom höhern Erd-Rücken seines vesten Landes, sondern von Asien aus erhalten. Wohl aber ists von Aethiopiern überschwemmt worden und auf mehr als Einer Küste (weiter kennen wir ja das Land nicht) hört man von herabdrängenden wilden Völkern der Höhe des Erdtheils. Die Gagas sind als die eigentlichsten Menschenfresser berühmt: die Kaffern und die Völker über Monomotapa sollen ihnen an Wild-

11. S. W. S. XIII, S. 35: a B: wurde.

heit nicht nachgeben. Kurz, an den Mondsbergen, die die weiten Strecken des innern Landes einnehmen, scheint auch hier, wie allenthalben die ursprüngliche Rauhheit dieses Erdgeschlechts zu wohnen.

Wie alt oder jung die Bewohnung Amerika's seyn möge: so hat sich gerade am Fuß der höchsten Cordilleras der gebildetste Staat dieses Welttheils gefunden, Peru: aber nur am Fuß des Berges, im gemäßigten schönen Thal Quito. Längst der Bergstrecke von Chili, bis zu den Patagonen strecken sich die wilden Völker hinab. Die andern Bergketten und überhaupt das ganze Land im Innern ist uns zu wenig bekannt; indeß bekannt gnug, um überall den Satz bestätigt zu finden, daß auf und zwischen den Bergen alte Sitte, originale Wildheit und Freiheit wohne. Die meisten dieser Völker sind von den Spaniern noch nicht bezwungen und sie mußten ihnen selbst den Namen los bravos geben. Die kalten Gegenden von Nordamerika, so wie die von Asien, sind dem Clima und der Lebensart ihrer Völker nach, für eine weite, große Berghöhe zu halten.

So hat also die Natur mit den Bergreihen, die sie zog, wie mit den Strömen, die sie herunter rinnen ließ, gleichsam den rohen aber vesten Grundriß aller Menschengeschichte und ihrer Revolutionen entworfen. Wie Völker hie und da durchbrachen und weiteres Land entdeckten: wie sie längst den Strömen fortzogen und an fruchtbaren Oertern Hütten, Dörfer und Städte bauten; wie sie sich zwischen Bergen und Wüsten, etwa einen Strom in der Mitte, gleichsam verschanzten und diesen von der Natur und ihrer Gewohnheit abgezirkten Erdstrich nun das **Ihre** nannten; wie hieraus nach der Beschaffenheit der Gegend verschiedne Lebensarten, zuletzt Reiche entstanden, bis das menschliche Geschlecht endlich Ufer fand und an dem meistens unfruchtbarern Ufer auf der See gehen und aus ihr Nahrung gewinnen lernte — Das Alles gehört so sehr zur natürlich-fortschreitenden Geschichte des Menschengeschlechts, als zur Natur der Erde. Eine andre Höhe wars, die Jagdnationen erzog, die also Wildheit unterhielt und nöthig machte: eine andre, mehr ausgebreitet und milde, die Hirtenvölkern ein Feld gab und ihnen friedliche Thiere zugesellte: eine andre, die den Ackerbau leicht und nothwendig machte; noch eine andre, die aufs Schwimmen

29. S. W. S. XIII, S. 37: a: unfruchtbaren.

und den Fischfang stieß, endlich und zuletzt gar zum Handel führte — lauter Perioden und Zustände der Menschheit, die der Bau unsrer Erde in seiner natürlichen Verschiedenheit und Abwechselung nothwendig machte. In manchen Erdstrichen haben sich daher die Sitten und Lebensarten Jahrtausende erhalten; in andern sind sie, meistens durch äussere Ursachen, verändert worden, aber immer nach Proportion des Landes, von dem die Veränderung kam, so wie dessen, in dem sie geschah und auf das sie wirkte. Meere, Bergketten und Ströme sind die natürlichsten Abscheidungen so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche; ja auch in den größesten Revolutionen menschlicher Dinge sind sie die Directionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen. Liefen die Berge, flößen die Ströme, uferte das Meer anders; wie unendlich anders hätte man sich auf diesem Tummelplatz von Nationen umhergeworfen!

Ich will nur einige Worte über die Ufer des Meers sagen: sein Schauplatz ist so weit, als mannichfaltig und groß die Aussicht des vesten Landes. Was ists, das Asien so zusammenhängend an Sitten und Vorurtheilen, ja recht eigentlich zum ersten Erziehungshause und Bildungsplatz der Völker gemacht hat? Zuerst und vorzüglich, daß es solch eine große Strecke vesten Landes ist, in welchem Völker sich nicht nur leicht fortbreiten, sondern auch lange und immer zusammenhangen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Das große Gebürge trennt Nord- und Südasien; sonst aber trennet diese weiten Strecken kein Meer: der einzige Caspische See ist als ein Rest des alten Weltmeers am Fuß des Caucasus stehen geblieben. Hier fand also die Tradition so leicht ihren Weg und konnte durch neue Traditionen aus derselben oder einer andern Gegend verstärkt werden. Hier wurzelte also alles so tief, Religion, Vateransehen, Despotismus! Je näher nach Asien, destomehr sind diese Dinge als alte ewige Sitte zu Hause und ohngeachtet aller Verschiedenheiten einzelner Staaten sind sie über das ganze Südasien gebreitet. Das nördliche, das durch hohe Bergmauern von jenem geschieden ist, hat sich in seinen vielen Nationen anders, aber Trotz aller Verschiedenheit der Völker unter sich, auf einen eben so einförmigen Fuß gebildet. Der ungeheuerste Strich der Erde, die Tatarei, wimmelt von Nationen verschiedner Abkunft, die doch beinah alle auf Einer Stufe der Cultur stehen: denn kein

Meer trennt sie: sie tummeln sich alle umher auf einer großen Nordwärts-hinabgesenkten Tafel.

Dagegen, was macht das kleine rothe Meer für Unterscheidung! Die Abessinier sind ein Arabischer Völkerstamm, die Aegypter ein Asiatisches Volk: und welch eine andre Welt von Sitten und Lebensweise errichtete sich unter ihnen! An den untersten Ecken von Asien zeigt sich ein gleiches. Der kleine persische Meerbusen, wie sehr trennt er Arabien und Persien! Der kleine malayische Sinus, wie sehr unterscheidet er die Malayen und Kambojer von einander! Bei Afrika ists offenbar, daß die Sitten seiner Einwohner weniger verschieden sind, weil diese durch keine Meere und Meerbusen, sondern vielleicht nur durch die Wüsten von einander getrennt werden. Auch fremde Nationen haben daher weniger auf dasselbe wirken können und uns, die wir alles durchkrochen haben, ist dieser ungeheure Erdtheil so gut als unbekannt; blos und allein, weil er keine tiefe Einschnitte des Meers hat und sich wie ein unzugangbares Goldland mit Einer stumpfen Strecke ausbreitet. Amerika ist vielleicht auch deswegen voll so viel kleiner Nationen, weil es nord- und südlich mit Flüssen, Seen und Bergen durchschnitten und zerhackt ist. Seiner Lage nach ists von außen das zugangbarste Land, da es aus zwei Halbinseln bestehet, die nur durch einen engen Isthmus zusammenhangen, an dem die tiefe Einbucht noch einen Archipelagus von Inseln bildet. Es ist also gleichsam ganz Ufer; und daher auch der Besitz fast aller Europäischen Seemächte, so wie im Kriege immer der Apfel des Spiels. Günstig ist diese Lage für uns Europäische Räuber; ungünstig war seine innere Durchschnittenheit für die Bildung der alten Einwohner. Sie lebten von einander durch Seen und Ströme, durch plötzlich abbrechende Höhen und Tiefen zu sehr gesondert, als daß die Cultur Eines Erdstrichs oder das alte **Wort** der Tradition ihrer Väter sich, wie in dem breiten Asien, hätte bevestigen und ausbreiten mögen.

Warum zeichnet sich Europa durch seine Verschiedenheit von Nationen, durch seine Vielgewandtheit von Sitten und Künsten, am meisten aber durch die Wirksamkeit aus, die es auf alle Theile der Welt gehabt hat? Ich weiß wohl, daß es einen Zusammenfluß von Ursachen giebt, den wir hier nicht auseinander leiten können; physisch aber ists unläugbar, daß sein durchschnittenes,

vielgestaltiges Land mit dazu eine veranlassende und fördernde Ursache gewesen. Als auf verschiednen Wegen und zu verschiednen Zeiten sich die Völker Asiens hieher zogen: welche Buchten und Busen, wie viele und verschieden laufende Ströme, welche Abwechselung kleiner Bergreihen fanden sie hier! Sie konnten zusammen seyn und sich trennen, auf einander wirken und wieder in Friede leben; der vielgegliederte kleine Welttheil ward also der Markt und das Gedränge aller Erdvölker im Kleinen. Das einzige mittelländische Meer, wie sehr ist es die Bestimmerin des ganzen Europa geworden! so daß man beinah sagen kann, daß dies Meer allein den Ueber- und Fortgang aller alten und mittlern Cultur gemacht habe. Die Ostsee stehet ihm weit nach, weil sie nördlicher, zwischen härtern Nationen und unfruchtbarern Ländern, gleichsam auf einer Nebenstraße des Weltmarkts, liegt; indessen ist auch sie dem ganzen Nord-Europa das Auge. Ohne sie wären die meisten ihr angrenzenden Länder barbarisch, kalt und unbewohnbar. Ein gleiches ists mit dem Einschnitt zwischen Spanien und Frankreich, mit dem Kanal zwischen diesem und England, mit der Gestalt Englands, Italiens, des alten Griechenlandes. Man ändere die Grenzen dieser Länder, nehme hier eine Meerenge weg, schließe dort eine Straße zu; und die Bildung und Verwüstung der Welt, das Schicksal ganzer Völker und Welttheile geht Jahrhunderte durch auf einem andern Wege.

Zweitens. Fragt man also: warum es ausser unsern vier Welttheilen keinen fünften Welttheil in jenem ungeheuren Meer giebt, in dem man ihn so lange für gewiß gehalten: so ist die Antwort anjetzt durch Thatsachen ziemlich entschieden: weil es in dieser Meerestiefe kein so hohes Urgebürge gab, an dem sich ein großes vestes Land bilden konnte. Die asiatischen Gebürge schneiden sich in Ceylon mit dem Adams-Berge, auf Sumatra und Borneo mit dem Bergstrecken aus Malakka und Siam ab; so wie die Afrikanischen am Vorgebürge der guten Hoffnung und die Amerikanischen am Feuerlande. Nun geht der Granit, die Grundsäule des vesten Landes, in die Tiefe nieder und kommt, hohen Strecken nach, nirgend mehr überm Meer zum Vorschein. Das große Neuholland hat keine Gebürgkette der ersten Gattung; die Philippinen, Molukken und die andern hin und wieder zerstreueten Inseln sind alle nur vulkanischer Art und viele derselben haben noch bis jetzt

Vulkane. Hier konnten also zwar der Schwefel und die Kiese ihr Werk verrichten und den Gewürzgarten der Welt hinaufbauen helfen, den sie mit ihrer unterirdischen Glut als ein Treibhaus der Natur wahrscheinlich mit unterhalten. Auch die Korallenthiere thun was sie können*) und bringen in Jahrtausenden vielleicht, die Inselchen hervor, die als Punkte im Weltmeer liegen; weiter aber erstreckten sich die Kräfte dieser südlichen Weltgegend nicht. Die Natur hatte diese ungeheuren Strecken zur großen Wasserkluft bestimmt: denn auch sie war dem bewohnten Lande unentbehrlich. Entdecket sich einst das physische Bildungsgesetz der Urgebürge unsrer Erde, mithin auch der Gestalt des vesten Landes: so wird sich in ihm auch die Ursache zeigen, warum der Südpol keine solche Gebürge, folglich auch keinen fünften Welttheil haben konnte. Wenn er da wäre; müßte er nicht auch nach der jetzigen Beschaffenheit der Erd-Atmosphäre unbewohnt liegen und wie die Eisschollen und das Sandwichsland den Seehunden und Pinguins zum Erbeigenthum dienen?

Drittens. Da wir hier die Erde als einen Schauplatz der Menschengeschichte betrachten: so ergiebt sich aus dem was gesagt ist, augenscheinlich, wie besser es war, daß der Schöpfer die Bildung der Berge nicht von der Kugelbewegung abhangen ließ, sondern ein andres von uns noch unentdecktes Gesetz für sie fest stellte. Wäre der Aequator und die größeste Bewegung der Erde unter ihm, an der Entstehung der Berge Ursach: so hätte sich das veste Land auch in seiner größten Breite unter ihm fortstrecken und den heissen Weltgürtel einnehmen müssen, den jetzt größtentheils das Meer kühlet. Hier wäre also der Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts gewesen, gerade in der trägsten Gegend für körperliche und Seelenkräfte; wenn anders die jetzige Beschaffenheit der gesammten Erdnatur noch statt finden sollte. Unter dem Brande der Sonne, den heftigsten Explosionen der elektrischen Materie, der Winde und allen contrastirenden Abwechselungen der Witterung hätte unser Geschlecht seine Geburts- und erste Bildungsstätte nehmen und sich sodann in die kalte Südzone, die dicht an

*) S. Forsters Bemerkungen S. 126 u. f.

35. Johann Reinhold Forsters Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammlet. Übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster, Professor am Carolino zu Cassel. Berlin 1783.

den heißen Erdstrich gränzt, so wie in die nordlichen Gegenden, verbreiten müssen; der Vater der Welt wählte unserm Ursprunge eine bessere Bildungsstätte. In den gemäßigten Erdstrich rückte er den Hauptstamm der Gebürge der alten Welt; an dessen Fuß die wohlgebildetsten Menschenvölker wohnen. Hier gab er ihm eine mildere Gegend, mithin eine sanftere Natur, eine vielseitigere Erziehungsschule und ließ sie von da, vestgebildet und wohl gestärkt, nach und nach in die heißern und kältern Regionen wandern. Dort konnten die ersten Geschlechter zuerst ruhig wohnen, mit den Gebürgen und Strömen sich sodann allmählich herabziehn und härterer Gegenden gewohnt werden. Jeder bearbeitete seinen kleinen Umkreis und nutzte ihn als ob er das Universum wäre. Glück und Unglück breiteten sich nicht so unaufhaltsam weiter, als wenn Eine wahrscheinlich höhere Bergkette unter dem Aequator die ganze Nord- und Südwelt hätte beherrschen sollen. So hat der Schöpfer der Welt es immer besser geordnet, als wir ihm vorschreiben mögen; auch die unregelmäßige Gestalt unsrer Erde erreichte Zwecke, die eine größere Regelmäßigkeit nicht würde erreicht haben.

VII.

Durch die Strecken der Gebürge wurden unsre beiden Hemisphäre ein Schauplatz der sonderbarsten Verschiedenheit und Abwechslung.

Ich verfolge auch hier noch den Anblick der allgemeinen Weltcharte. In Asien streckt sich das Gebürge in der größesten Breite des Landes fort und ohngefähr in der Mitte ist sein Knote; wer sollte denken, daß es auf dem untern Hemisphär gerade anders, in die größeste Länge sich strecken würde? und doch ists also. Schon dies macht eine gänzliche Verschiedenheit beider Welttheile. Die hohen Striche Siberiens, die nicht nur den kalten Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, sondern auch durch die mit ewigem Schnee bedeckten Urgebürge vom erwärmenden Südwinde abgeschnitten sind, mußten also, (zumal da ihr öfters salziger Boden dazu kam), auch noch in manchen südlichen Strichen so erstarrend kalt werden, als wir sie aus Beschreibungen kennen; bis hie und

da andre Reihen dieser Berge sie vor den schärfern Winden schützten und mildere Thalgegenden bilden konnten. Unmittelbar unter diesem Gebürge aber, in der Mitte Asiens, welche schöne Gegenden breiteten sich nieder! Sie waren durch jene Mauern vor den erstarrenden Winden des Nords gedeckt und bekamen von ihnen nur kühlende Lüfte. Die Natur änderte daher auch südlich den Lauf der Gebürge und ließ sie auf den beiden Halbinseln Indostans, Malacca, Ceylon u. f. längs hinab laufen. Hiemit gab sie beiden Seiten dieser Länder entgegengesetzte Jahrszeiten, regelmäßige Abwechselungen, und machte sie auch dadurch zu den glücklichsten Erdstrichen der Welt. In Afrika kennen wir die innern Gebürgreihen zu wenig; indessen wissen wir, daß auch dieser Welttheil in die Länge und Breite durchschnitten, wahrscheinlich also in seiner Mitte gleichfalls sehr abgekühlt ist. In Amerika dagegen wie anders! Nördlich streichen die kalten Nord- und Nordwestwinde lange Strecken hinab, ohne daß ein Gebürge sie breche. Sie kommen aus dem großen Eisrevier her, das sich bisher aller Durchfahrt widersetzt hat, und das der eigentliche noch unbekannte Eiswinkel der Welt zu nennen wäre. Sodann streichen sie über große Erdstriche erfrornen Landes hin und erst unter den blauen Gebürgen wird das Land milder. Noch immer aber mit so plötzlichen Abwechselungen der Hitze und Kälte, als in keinem andern Lande: wahrscheinlich, weil es dieser ganzen Nord-Halbinsel an einer zusammenhängenden vesten Gebürgmauer fehlet, Winde und Witterung zu lenken und ihnen ihre bestimmtere Herrschaft zu geben. — Im untern Südamerika gegentheils wehen die Winde vom Eise des Südpols und finden abermals statt eines Sturmdachs, das sie breche, vielmehr eine Bergkette, die sie von Süd gen Nord hinauf leitet. Die Einwohner der mittlern Gegenden, so glückliche Erdstriche es von Natur sind, müssen also oft zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Kräften in einer nassen heissen Trägheit schmachten, wenn nicht kleinere Winde von den Bergen oder dem Meere her ihr Land erfrischen und kühlen.

Setzen wir nun die steile Höhe des Landes und seines einförmigen Bergrückens hinzu: so wird uns die Verschiedenheit beider Welttheile noch auffallender und klarer. Die Cordilleras sind die

15 f. S. W. S. XIII, S. 43. Manuskript: Nordostwinde.

höchsten Gebürge der Welt; die Alpen der Schweiz sind beinah nur ihre Hälfte. An ihrem Fuß ziehen sich die Sierra's in langen Reihen hinab, die gegen die Meeresfläche und die tiefen Thalabgründe selbst noch hohe Gebürge sind*); nur über sie zu reisen, giebt Symptome der Uebelkeit und plötzlichen Entkräftung an Menschen und Thieren, die bei den höchsten Gebürgen der alten Welt eine unbekannte Erscheinung sind. Erst an ihrem Fuß fängt das eigentliche Land an; und dieses an den meisten Orten wie eben, wie plötzlich verlassen von den Gebürgen! Am östlichen Fuß der Cordilleras breitet sich die große Ebene des Amazonenstroms, die einzige in ihrer Art, fort; wie die Peruanischen Bergstrecken gleichfalls die einzigen ihrer Art bleiben. Auf tausend Fuß hat jener Strom, der zuletzt ein Meer wird, noch nicht $^2/_5$ Zoll Fall und man kann eine Erdstrecke von Deutschlands größester Länge durchreisen, ohne sich einen Fuß hoch über die Meeresfläche zu erheben**). Die Berge Maldonado am Platastrom sind gegen die Cordilleras auch von keinem Belang; und so ist das ganze östliche Südamerika als eine große Erdenfläche anzusehen, die Jahrtausende lang Ueberschwemmungen, Moräst en und allen Unbequemlichkeiten des niedrigsten Landes der Erde ausgesetzt seyn muste und es zum Theil noch ist. Der Riese und der Zwerg stehn hier also neben einander, die wildeste Höhe neben der tiefsten Tiefe, deren ein Erdenland fähig ist. Im südlichen Nordamerika ists nicht anders. Luisiana ist so seicht wie der Meeresboden, der zu ihm führet und diese seichte Ebne geht weit ins Land hinauf. Die großen Seen, die ungeheuren Wasserfälle, die schneidende Kälte Canada's u. s. zeigen, daß auch der nordliche Erdstrich hoch seyn müsse und daß sich hier abermals, obwohl in einem kleinern Grad, Extreme gesellen. Was dies alles auf Früchte, Thiere und Menschen für Wirkungen habe, wird die Folge zeigen.

Anders ging die Natur auf unserm obern Hemisphär zu Werk, auf dem sie Menschen und Thieren ihren ersten Wohnsitz bereiten wollte. Lang und breit zog sie die Gebürge aus einander und leitete sie in mehreren Aesten fort, so daß alle drei Welttheile zusammenhangen konnten und ohngeachtet der Verschiedenheit von

*) S. Ulloas Nachrichten von Amerika, Leipz. 1780. mit **J. G. Schneiders** schätzbaren Zusätzen, die den Werth des Werks um die Hälfte vermehren.

**) S. Leiste Beschreibung des Portugiesischen Amerika, vom Cudena, Braunschw. 1780. S. 79. 80.

Erdstrichen und Ländern allenthalben ein sanfterer Uebergang ward. Hier durfte kein Weltstrich in Aeonenlanger Ueberschwemmung liegen; noch sich auf ihm jene Heere von Insekten, Amphibien, zähen Landthieren und andrer Meeresbrut bilden, die Amerika bevölkert haben. Die einzige Wüste Kobi ausgenommen (die Mondgebürge kennen wir noch nicht) und es heben sich keine so breite Strecken wüster Erdhöhen in die Wolken, um in ihren Klüften Ungeheuer hervor zu bringen und zu nähren. Die elektrische Sonne konnte hier aus einem trocknern, sanfter gemischten Erdreich feinere Gewürze, mildere Speisen, eine reifere Organisation befördern auch an Menschen und allen Thieren.

Es wäre schön, wenn wir eine Bergcharte oder vielmehr einen Berg-Atlas hätten, auf dem diese Grundsäulen der Erde in den mancherlei Rücksichten aufgenommen und bemerkt wären, wie sie die Geschichte des Menschengeschlechts fodert. Von vielen Gegenden ist die Ordnung und Höhe der Berge ziemlich genau bestimmt: die Erhebung des Landes über die Meeresfläche, die Beschaffenheit des Bodens auf seiner Oberfläche, der Fall der Ströme, die Richtungen der Winde, die Abweichungen der Magnetnadel, die Grade der Hitze und Wärme sind an andern bemerkt worden und einiges davon ist auch schon auf einzelnen Charten bezeichnet. Wenn mehrere dieser Bemerkungen, die jetzt in Abhandlungen und Reisebeschreibungen zerstreut liegen, genau gesammlet und auch auf Charten zusammengetragen würden: welche schöne und unterrichtende **physische Geographie der Erde** würde damit in Einem Ueberblicke auch der Natur- und Geschichtforscher der Menschheit haben! der reichste Beitrag zu **Varenius, Lulofs** und **Bergmanns** vortreflichen Werken. Wir sind aber auch hier nur im Anfange: die **Ferber, Pallas, Saussure, Soulavie** u. a. sammlen in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernde von Aufschlüssen, die wahrscheinlich einst die Peruanischen Gebürge, (vielleicht die interessantsten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden.

Zweites Buch.

I.

Unser Erdball ist eine große Werkstäte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen.

So sehr uns in den Eingeweiden der Erde alles noch als Chaos, als Trümmer vorkommt, weil wir die erste Construction des Ganzen nicht zu übersehen vermögen: so nehmen wir doch, selbst in dem, was uns das Kleinste und Roheste dünkt, ein sehr bestimmtes **Daseyn,** eine **Gestaltung** und **Bildung** nach ewigen Gesetzen wahr, die keine Willkühr der Menschen verändert. Wir bemerken diese Gesetze und Formen; ihre innern Kräfte aber kennen wir nicht und was man in einigen allgemeinen Worten z. E. Zusammenhang, Ausdehnung, Affinität, Schwere dabei bezeichnet, soll uns nur mit äussern Verhältnissen bekannt machen, ohne uns dem innern Wesen im mindesten näher zu führen.

Was indeß jeder Stein- und Erdart verliehen ist: ist gewiß ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unsrer Erde; dieses ist **Bildung,** bestimmte **Gestalt,** eignes **Daseyn.** Keinem Wesen kann dies genommen werden: denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind darauf gegründet. Die unermeßliche Kette reicht vom Schöpfer hinab bis zum Keim eines Sandkörnchens, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Krystallisation nähert. Auch die vermischtesten Wesen folgen in ihren Theilen demselben Gesetz; nur weil so viel und mancherlei Kräfte in ihnen wirken und endlich ein Ganzes zusammen gebracht werden sollte, das mit den verschiedensten Bestandtheilen dennoch einer allgemeinen Einheit diene: so wurden Uebergänge, Vermischungen und mancherlei divergirende Formen. Sobald der Kern unsrer Erde, der Granit, da war, war auch das Licht da, das in den dicken Dünsten unsres Erdchaos vielleicht noch als Feuer wirkte, es war eine gröbere mächtigere Luft als wir jetzt

geniessen, es war ein vermischteres schwangeres Wasser da, auf ihn zu wirken. Die andringende Säure lösete ihn auf und führte ihn zu andern Steinarten über; der ungeheure Sand unsers Erdkörpers ist vielleicht nur die Asche dieses verwitterten Körpers. Das Brennbare der Luft beförderte vielleicht den Kiesel zur Kalkerde, und in dieser organisirten sich die ersten Lebendigen des Meers, die Schalengeschöpfe: da in der ganzen Natur die Materie früher, als die organisirte lebendige Form scheinet. Noch eine gewaltigere und reinere Wirkung des Feuers und der Kälte ward zur Krystallisation erfodert, die nicht mehr die Muschelform, in die der Kiesel springt, sondern schon eckigte geometrische Winkel liebet. Auch diese ändern sich nach den Bestandtheilen eines jeden Geschöpfs, bis sie sich in Halbmetallen und Metallen zuletzt der Pflanzensproßung nähern. Die Chemie, die in den neuen Zeiten so eifrig geübt wird, öfnet dem Liebhaber hier im unterirdischen Reich der Natur eine mannichfaltige zweite Schöpfung; und vielleicht enthält diese nicht blos die Materie, sondern auch die Grundgesetze und den Schlüssel zu alle dem, was über der Erde gebildet worden. Immer und überall sehen wir, daß die Natur zerstören muß, indem sie wiederaufbauet, daß sie trennen muß, indem sie neu vereinet. Von einfachen Gesetzen, so wie von groben Gestalten schreitet sie ins Zusammengesetztere, Künstliche, Feine; und hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkt die Progreßion der ganzen Schöpfung gewahr werden. —

Da indeß Betrachtungen dieser Art hier nicht unser Zweck sind; so lasset uns nur Eins, die überdachte Mischung betrachten, durch die unsre Erde zur Organisation unsrer Pflanzen, mithin auch der Thiere und Menschen fähig ward. Wären auf ihr andre Metalle zerstreut gewesen, wie jetzt das Eisen ist, das sich allenthalben, auch in Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen findet: hätten sich die Erdharze, die Schwefel in der Menge auf ihr gefunden, in der sich jetzt der Sand, der Thon, und endlich die gute fruchtbare Erde findet: welch andre Geschöpfe hätten auf ihr leben müssen! Geschöpfe, in denen auch eine schärfere Temperatur herrschte, statt daß jetzt der Vater der Welt die Bestandtheile unsrer nährenden Pflanzen zu mildern Salzen und Oelen machte. Hiezu bereitet sich allmählich der lose Sand, der veste

Thon, der moosige Torf; ja selbst die wilde Eisenerde und der harte Fels muß sich dazu bequemen. Dieser verwittert mit der Zeit und giebt trocknen Bäumen, wenigstens dem dürren Moose Raum; jene war unter den Metallen nicht nur die gesundeste, sondern auch die lenkbarste zur Vegetation und Nahrung. Luft und Thau, Regen und Schnee, Wasser und Winde düngen die Erde natürlich; die ihr zugemischten kalischen Kalkarten helfen ihrer Fruchtbarkeit künstlich auf und am meisten befördert diese der Tod der Pflanzen und Thiere. Heilsame Mutter, wie haushälterisch und ersetzend war dein Cirkel! Aller Tod wird neues Leben: die verwesende Fäulung selbst bereitet Gesundheit und frische Kräfte.

Es ist eine alte Klage, daß der Mensch, statt den Boden der Erde zu bauen, in ihre Eingeweide gedrungen ist und mit dem Schaden seiner Gesundheit und Ruhe unter giftigen Dünsten daselbst die Metalle aufsucht, die seiner Pracht und Eitelkeit, seiner Habgier und Herrschsucht dienen. Daß vieles hierinn wahr sei, bezeugen die Folgen, die diese Dinge auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht haben und noch mehr die blassen Gesichter, die als eingekerkerte Mumien in diesen Reichen des Pluto wühlen. Warum ist die Luft in ihnen so anders, die, indem sie die Metalle nährt, Menschen und Thiere tödtet? warum belegte der Schöpfer unsre Erde nicht mit Gold und Diamanten, statt daß er jetzt allen ihren Wesen Gesetze gab, sie todt und lebend mit fruchtbarer Erde zu bereichern? Ohne Zweifel weil wir vom Golde nicht essen konnten und weil die kleinste genießbare Pflanze nicht nur für uns nützlicher sondern auch in ihrer Art organischer und edler ist, als der theureste Kiesel, der Diamant, Smaragd, Amethyst und Sapphier genannt wird. — Indessen muß man auch hiebei nichts übertreiben. In den verschiednen Perioden der Menschheit, die ihr Schöpfer voraussah und die er selbst nach dem Bau unsrer Erde zu befördern scheinet, lag auch der Zustand, da der Mensch unter sich graben und über sich fliegen lernte. Verschiedne Metalle legte er ihm sogar gediegen nahe dem Auge vor: die Ströme mußten den Grund der Erde entblößen und ihm ihre Schätze zeigen. Auch die rohesten Nationen haben die Nützlichkeit des Kupfers erkannt, und der Gebrauch des Eisens, das mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheinet,

hat unser Geschlecht beinah allein von einer Stufe der Lebensart zur andern erhoben. Wenn der Mensch sein Wohnhaus nützen sollte: so mußte ers auch kennen lernen; und unsre Meisterin hat die Schranken enge gnug bestimmt, in denen wir ihr nachforschen, nachschaffen, bilden und verwandeln können.

Indessen ists wahr, daß wir vorzüglich bestimmt sind, auf der Oberfläche unsrer Erde als Würmer umherzukriechen, uns anzubauen und auf ihr unser kurzes Leben zu durchleben. Wie klein der große Mensch im Gebiet der Natur sei, sehen wir aus der dünnen Schichte der fruchtbaren Erde, die doch eigentlich allein sein Reich ist. Einige Schuhe tiefer, und er gräbt Sachen hervor, auf denen nichts wächset, und die Jahre und Jahrszeiten erfodern, damit auf ihnen nur schlechtes Gras gedeihe. Tiefer hinab: und er findet oft, wo er sie nicht suchte, seine fruchtbare Erde wieder, die einst die Oberfläche der Welt war; die wandelnde Natur hat sie in ihren fortgehenden Perioden nicht geschonet. Muscheln und Schnecken liegen auf den Bergen; Fische und Landthiere liegen versteint in Schiefern; versteinte Hölzer und Abdrücke von Blumen, oft beinah anderthalb tausend Fuß tief. Nicht auf dem Boden deiner Erde wandelst du, armer Mensch, sondern auf einem Dach deines Hauses, das durch viel Ueberschwemmungen erst zu dem werden konnte, was es dir jetzt ist. Da wächst für dich einiges Gras, einige Bäume, deren Mutter dir gleichsam der Zufall heranschwemmte und von denen du als eine Ephemere lebest.

II.

Das Pflanzenreich unserer Erde in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation, als alle Gebilde der Erde und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowohl in diesen verliert als in mancherlei Sprossen und Aehnlichkeiten dem Thierreich nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter, sie hat Geschlechter und Befruchtung, Geburt und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie als für Thiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an

jene kahlen Felsen an, die noch keinem Fuß eines Lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein Körnchen lockere Erde ihren Samen aufnehmen kann und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, gehet sie auf und stirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächsen zur bessern Mutterhülle dienet. So werden Felsen begraset und beblümt: so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter und Blumenwüste. Die verwesete wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe und zur weitern Cultur der Erde.

* * *

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Thier aus einem Samen gebohren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fodert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich Pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer demselben ist unser Fibergebäude in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitiva ähnlich? Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze; wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohn unsern Willen werden wir hervorgerufen und niemand wird gefragt: welches Geschlechts er seyn? von welchen Eltern er entsprießen? auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen? durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle? In alle diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die Er so wenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja denen er beinah wider Willen mit seinen stärksten Trieben dienet. So lange der Mensch wächst und der Saft in ihm grünet: wie weit und frölich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Aeste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf die sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählich. In der Blütenzeit des Frühlings und unsrer Jugend, mit welchen Reichthümern ist allenthalben die Natur beladen! man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besaamen. Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüten sind ab-

30. A Druckfehler: den, beibehalten in a A_2 B. S. W. S. XIII, S. 52

gefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie; und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach: entblättert steht er da; der Sturm raubt ihm seine dürren Aeste, bis er endlich ganz zu Boden sinket und sich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöset. — Ists mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu; und eben weil ers sich zutrauet, gelingts ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter; und es verändert sich alles um ihn, blos weil Er sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebet. Im Auge eines höhern Wesens mögen unsre Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben seyn, als die Thaten und Unternehmungen eines Baums. Er entwickelt was er entwickeln kann und macht sich, dessen er habhaft werden mag, Meister. Er treibt Sprossen und Keime, gebiert Früchte und säet junge Bäume; niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur gestellt hat, und er kann sich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, nehmen.

Insonderheit, dünkt mich, demüthiget es den Menschen, daß er mit den süssen Trieben, die er Liebe nennt, und in die er so viel Willkühr setzt, beinah eben so blind wie die Pflanze, den Gesetzen der Natur dienet. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blühet; und die Blüte, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die andern Theile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmuth auch für andre Geschöpfe. Warum that sie dies alles? und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte;

dieser Zweck ist **Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter.** Die Natur braucht Keime, sie braucht unendlich viel Keime, weil sie nach ihrem großen Gange tausend Zwecke auf einmal befördert. Sie mußte also auch auf Verlust rechnen, weil alles zusammen gedrängt ist und nichts eine Stelle findet, sich ganz auszuwickeln. Aber damit ihr bei dieser scheinbaren Verschwendung dennoch das Wesentliche und die erste Frische der Lebenskraft nimmer fehlte, mit der sie allen Fällen und Unfällen im Lauf so zusammengedrängter Wesen vorkommen mußte: machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von denen die Kindheit nichts wußte. Das Auge des Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt, die Wange des Mädchens färbt sich: zwei Geschöpfe verlangen nach einander und wissen nicht, was sie verlangen: sie schmachten nach Einigung, die ihnen doch die zertrennende Natur versagt hat und schwimmen in einem Meer der Täuschung. Süßgetäuschte Geschöpfe, geniesset eurer Zeit; wisset aber, daß ihr damit nicht eure kleine Träume, sondern angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert. Im ersten Paar Einer Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen; sie wählte also fortsprießende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens an einander; und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Daseyn raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmälich das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre beste Farbe. Dem Schmetterlinge entfallen die Flügel und der Athem gehet ihm aus; ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. So lange die junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte des Winters und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die **Musa** hat oft hundert Jahre erlebt: sobald sie aber einmal die Blüte entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst hindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahr den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst 35 Jahr zu einer Höhe von 70 Schuhen, hierauf in 4 Monaten noch 30 Schuh; nun blühet sie, bringt Früchte

und stirbt in demselben Jahr. Das ist der Gang der Natur bei Entwicklung der Wesen aus einander; der Strom geht fort, indeß sich eine Welle in der andern verlieret.

*
* *

Bei der Verbreitung und Ausartung der Pflanzen ist eine Aehnlichkeit kenntlich, die sich auch auf die Geschöpfe über ihnen anwenden läßt und zu Aussichten und Gesetzen der Natur vorbereitet. Jede Pflanze fodert ihr Clima, zu dem nicht die Beschaffenheit der Erde und des Bodens allein, sondern auch die Höhe des Erdstrichs, die Eigenheit der Luft, des Wassers, der Wärme gehöret. Unter der Erde lag alles noch durch einander und obwohl auch hier jede Stein- Krystall- und Metallart ihre Beschaffenheit von dem Lande nimmt, in dem sie wuchs und hiernach die eigensten Verschiedenheiten giebet; so ist man doch in diesem Reich des Pluto noch lange nicht zu der **allgemeinen geographischen Uebersicht** und zu den ordnenden Grundsätzen gekommen als im schönen Reich der Flora. Die **botanische Philosophie***), die Pflanzen nach der Höhe und Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Wassers, der Wärme ordnet, ist also eine augenscheinliche Leiterin zu einer ähnlichen Philosophie in Ordnung der Thiere und Menschen.

Alle Pflanzen wachsen hin und wieder wild in der Welt; auch unsre Kunstgewächse sind aus dem Schoos der freien Natur, wo sie in ihrem Himmelsstrich in größester Vollkommenheit wachsen. Mit den Thieren und Menschen ists nicht anders: denn jede Menschenart organisirt sich in ihrem Erdstrich zu der ihr natürlichsten Weise. Jede Erde, jede Gebürgart, jeder ähnliche Luftstrich, so wie ein gleicher Grad der Hitze und Kälte ernähret seine Pflanzen. Auf den Lappländischen Felsen, den Alpen, den Pyrenäen wachsen, der Entfernung ohngeachtet, dieselben oder

*) Linnei philosoph. botanica ist für mehrere Wissenschaften ein claßisches Muster; hätten wir eine philosophia anthropologica dieser Art, mit der Kürze und vielseitigen Genauigkeit geschrieben: so wäre ein Leitfaden da, dem jede hinzukommende Bemerkung folgen könnte. Der Abt Soulaviè hat in seiner hist. naturelle de la France meridionale (P. II, T. I) einen **Entwurf zur allgemeinen physischen Geographie des Pflanzenreichs** gegeben und verspricht ihn auch über **Thiere und Menschen.**

30. Linnei philosoph. botanica, 1751. — 35. S. S. 47, Z. 29. histoire naturelle de la France méridionale, 1re partie: les Minéraux. Paris 1780 7 vol. 8°, 2e partie: l'Histoire physique des plantes, distribuées par climats, depuis les sommets alpins et glacés des Pyrénées, des Cévennes et des Alpes jusqu'aux climats de la basse Provence, Paris 1780, 1 vol.

ähnliche Kräuter; Nordamerika und die hohen Strecken der Tatarei erziehen gleiche Kinder. Auf solchen Erdhöhen, wo der Wind die Gewächse unsanft beweget und ihr Sommer kürzer dauret, bleiben sie zwar klein; sie sind hingegen voll unzälicher Samenkörner: da, wenn man sie in Gärten verpflanzt, sie höher wachsen und größere Blätter, aber weniger Frucht tragen. Jedermann siehet die durchscheinende Aehnlichkeit zu Thieren und Menschen. Alle Gewächse lieben die freie Luft: sie neigen sich in den Treibhäusern zu der Gegend des Lichts, wenn sie auch durch ein Loch hinaus dringen sollten. In einer eingeschlossenen Wärme werden sie schlanker und rankichter aber zugleich bleicher, fruchtloser und lassen nachher, zu plötzlich an die Sonne versetzt, die Blätter sinken. Ob es mit den Menschen und Thieren einer verzärtelnden oder zwangvollen Cultur anders wäre? Mannichfaltigkeit des Erdreichs und der Luft macht Spielarten an Pflanzen, wie an Thieren und Menschen; und je mehr jene an Sachen der Zierde, an Form der Blätter, an Zahl der Blumenstiele gewinnen; desto mehr verlieren sie an Kraft der Selbstfortpflanzung. Ob es bei Thieren und Menschen, (die größere Stärke ihrer vielfachern Natur abgerechnet) anders wäre? Gewächse, die in warmen Ländern zur Baumesgröße wachsen, bleiben in kalten Gegenden kleine Krüppel. Diese Pflanze ist für das Meer, jene für den Sumpf, diese für Quellen und Seen geschaffen; die eine liebt den Schnee, die andre den überschwemmenden Regen der heissen Zone; und alles dies charakterisirt ihre Gestalt, ihre Bildung. Bereitet uns dieses alles nicht vor, auch in Ansehung des organischen Gebäudes der Menschheit, sofern wir Pflanzen sind, dieselbe Varietäten zu erwarten?

Insonderheit ist es angenehm, die eigne Art zu bemerken, mit der die Gewächse sich nach der Jahreszeit, ja gar nach der Stunde des Tages richten und sich nur allmälich zu einem fremden Clima gewöhnen. Näher am Pol verspäten sie sich im Wachsen und reifen desto schneller, weil der Sommer später kommt und stärker wirket. Pflanzen, die in den südlichen Welttheilen gewachsen, nach Europa gebracht wurden, reiften das erste Jahr später, weil sie noch die Sonne ihres Clima erwarteten; den folgenden Sommer allmälich geschwinder, weil sie sich schon zu diesem Luftstrich gewöhnten. In der künstlichen Wärme des Treibhauses hielt jede noch die Zeit ihres Vaterlandes, wenn sie auch

50 Jahr in Europa gewesen war. Die Pflanzen vom Cap blüheten im Winter, weil alsdenn in ihrem Vaterlande Sommerzeit ist. Die Wunderblume blühet in der Nacht; vermuthlich, (sagt Linneus,) weil sodenn in Amerika, ihrem Vaterlande, Tageszeit ist. So hält Jede Ihre Zeit, selbst ihre Stunde des Tages, da sie sich schließet und aufthut. „Diese Dinge, sagt der botanische Philosoph*), scheinen zu weisen, daß etwas mehr zu ihrem Wachsthum gehöre als Wärme und Wasser;„ und gewiß hat man auch bey der organischen Verschiedenheit des Menschengeschlechts und bei seiner Gewöhnung an fremde Climate auf etwas mehr und anderes, als auf Hitze und Kälte zu merken, zumal wenn man von einem andern Hemisphär redet.

*

* *

Endlich wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle; welch ein Feld voll Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten! Man hat die schöne Erfahrung gemacht**), daß die Gewächse zwar so wenig als wir von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brennbare sei, was Thiere tödtet und in allen animalischen Körpern die Fäulniß befördert. Man hat bemerkt, daß sie dieß nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittelst der Wärme sondern des Lichts thun, das sie, selbst bis auf die kalten Mondesstralen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! was uns zerstört, was wir verpestet ausathmen, ziehet ihr an euch; das zarteste Medium muß es mit euch vereinigen und ihr gebet es rein wieder. Ihr erhaltet die Gesundheit der Geschöpfe, die euch vernichten; und wenn ihr sterbt, seyd ihr noch wohlthätig: ihr macht die Erde gesunder und zu neuen Geschöpfen eurer Art fruchtbar.

Wenn die Gewächse zu nichts als hiezu dienten, wie schön verflochten wäre ihr stilles Daseyn ins Reich der Thiere und Menschen! Nun aber da sie zugleich die reichste Speise der thierischen Schöpfung sind und es insonderheit in der Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts so viel darauf ankam, was jedes Volk in seinem Erdstrich für Pflanzen und Thiere vor sich fand, die ihm zur Nahrung dienen konnten; wie mannichfaltig und neu verflicht sich damit die Geschichte der Naturreiche. Die

*) S. Abhandl. der schwed. Akad. der Wiss. B. 1. S. 6 u. f.
**) Ingenhouß Versuche mit den Pflanzen, Leipz. 780. S. 49.

ruhigsten und wenn man sagen darf, die menschlichsten Thiere leben von Pflanzen; an Nationen, die eben diese Speise wenigstens öfters genießen, hat man eben diese gesunde Ruhe und heitre Sorglosigkeit bemerket. Alle Fleischfressenden Thiere sind ihrer Natur nach wilder; der Mensch, der zwischen ihnen steht, **muß**, wenigstens dem Bau seiner Zähne nach kein fleischfressendes Thier seyn. Ein Theil der Erdnationen lebt großentheils noch von Milch und Gewächsen; in früheren Zeiten haben mehrere davon gelebet: und welchen Reichthum hat ihnen auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten, ja gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft Ein Baum eine ganze Familie nähret! Wunderbar ist jedem Erdstrich das Seine gegeben, nicht nur in dem was es gewährt; sondern auch in dem, was es an sich ziehet und wegnimmt. Denn da die Pflanzen von dem Brennbaren der Luft, mithin zum Theil von denen für uns schädlichsten Dünsten leben: so organisiret sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes und sie bereiten für den immer zur Fäulniß gehenden animalischen Körper überall die Arzneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe; da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Gifts, also die wohlthätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind und in seinen Händen, zum Theil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Thierart dieses und jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachtheile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Thierart und an seinem Theil auch dem Menschen Sinne und Organe gnug verliehen, Pflanzen die für ihn dienen, auszusuchen und die Schädlichen zu verwerfen?

Es müßte ein angenehmer Lustgang unter Bäumen und Pflanzen seyn, wenn man diese großen Naturgesetze der Nützlichkeit und Einwirkung derselben ins Menschen- und Thierreich durch die verschiednen Striche unsrer Erde verfolgte; wir müssen uns begnügen, auf dem ungemessen weiten Felde künftig bei Gelegenheit nur einige einzelne Blumen zu brechen und den Wunsch einer **allgemeinen botanischen Geographie für die Menschengeschichte** einem eignen Liebhaber und Kenner empfehlen.

III.

Das Reich der Thiere in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene da waren, waren diese: und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend, wenigstens in einigen Elementen, schon besetzt: denn wovon sollte außer den Pflanzen sonst der Ankömmling leben? Jede Geschichte des Menschen also, die ihn ausser diesem Verhältniß betrachtet, muß mangelhaft und einseitig werden. Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben; aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst; in jedem Element machten ihm die Thiere seine Alleinherrschaft streitig. Dies Geschlecht mußte er zähmen; mit jenem lange kämpfen. Einige entronnen seiner Herrschaft: mit andern lebet er in ewigem Kriege. Kurz, so viel Geschicklichkeit, Klugheit, Herz und Macht jede Art äußerte; so weit nahm sie Besitz auf der Erde.

Es gehört also noch nicht hieher: ob der Mensch Vernunft, und ob die Thiere keine Vernunft haben? Haben sie diese nicht, so besitzen sie etwas anders zu ihrem Vortheil: denn gewiß hat die Natur keines ihrer Kinder verwahrloset. Verliesse Sie ein Geschöpf, wer sollte sich sein annehmen? da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen. Der Gottgleiche Mensch wird hier von Schlangen, dort vom Ungeziefer verfolgt; hier vom Tiger, dort vom Haifisch verschlungen. Alles ist im Streit gegen einander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen.

Warum that die Natur dies? Warum drängte sie so die Geschöpfe auf einander? Weil sie im kleinsten Raum die größeste und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch Eins das andre überwältigt und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als ob sie die Einige wäre; ihr zur Seite steht aber eine andre da, die sie einschränkt und nur in diesem Verhältniß ent-

gegengesetzter Arten fand die Schöpferin das Mittel zur Erhaltung des Ganzen. Sie wog die Kräfte, sie zählte die Glieder, sie bestimmte die Triebe der Gattungen gegen einander; und ließ übrigens die Erde tragen, was sie zu tragen vermochte.

Es kümmert mich also nicht: ob große Thiergattungen untergegangen sind? Ging der Mammuth unter: so gingen auch Riesen unter; es war ein andres Verhältniß zwischen den Geschlechtern. Wie es jetzt ist, sehen wir das offenbare Gleichgewicht, nicht nur im Ganzen der Erde, sondern auch selbst in einzelnen Welttheilen und Ländern. Die Cultur kann Thiere verdrängen: sie kann sie aber schwerlich ausrotten, wenigstens hat sie dies Werk noch in keinem großen Erdtheil vollendet; und muß sie statt der verdrängeten Wilden nicht in einem größeren Maas zahmere Thiere nähren? Noch ist also, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Erde, keine Gattung ausgegangen; ob ich gleich nicht zweifle, daß da diese anders war, auch andre Thiergattungen haben seyn können, und wenn sie sich einmal durch Kunst oder Natur völlig ändern sollte, auch ein andres Verhältniß der lebendigen Geschlechter seyn werde.

Kurz der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alle Elemente, Sümpfe und Ströme, Sand und Luft waren mit Geschöpfen erfüllt oder fülleten sich mit Geschöpfen; und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht einen Platz seiner Herrschaft auswirken. Wie er dies gethan habe? ist die Geschichte seiner Cultur, an der die rohesten Völker Antheil nehmen; der interessanteste Theil der Geschichte der Menschheit. Hier bemerke ich nur Eins, daß die Menschen, indem sie sich allmälich die Herrschaft über die Thiere erwarben, das meiste von Thieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größern oder kleinern Kreise die Stralen auf sich zusammen lenkte. Je mehr, je heller er dieses that, je klügere Thiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte: desto mehr gewann auch seine Bildung; und die **Geschichte seiner Cultur** wird sonach einem großen Theil nach **zoologisch** und **geographisch.**

* * *

Zweitens. Da die Varietät der Climate und Länder, der Steine und Pflanzen auf unsrer Erde so groß ist; wie größer wird die Verschiedenheit ihrer eigentlichen lebendigen Bewohner! Nur schränke man diese nicht auf die Erde ein: denn auch die Luft, das Wasser, selbst die innern Theile der Pflanzen und Thiere wimmeln von Leben. Zahlloses Heer, für das die Welt gemacht ist, wie für den Menschen! Rege Oberfläche der Erde, auf der alles, so tief und weit die Sonne reicht, genießt, wirkt und lebet.

Ich will mich in die allgemeinen Sätze nicht einlassen, daß jedes Thier sein Element, sein Clima, seinen eigenthümlichen Wohnplatz habe, daß einige sich wenig, andre mehr, und wenige Gattungen sich beinah so weit verbreitet haben, als sich der Mensch verbreitete; wir haben hierüber ein sehr durchdachtes und mit wissenschaftlichem Fleiß gesammletes Buch*): **Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der allgemein-verbreiteten vierfüßigen Thiere.** Was ich hier auszeichne, sind einige besondre Bemerkungen, die wir auch bei der Menschengeschichte bestätigt finden werden.

1. Auch die Gattungen, die fast überall auf der Erde leben, gestalten sich beinah in jedem Clima anders. Der Hund ist in Lappland häßlich und klein; in Siberien wird er wohlgestalter, hat aber noch steife Ohren und keine beträchtliche Größe; in den Gegenden, wo die schönsten Menschen leben, sagt Buffon, findet man auch die schönsten und größesten Hunde. Zwischen den Wendezirkeln verliert er seine Stimme und im Stande der Wildheit wird er dem Jackhall ähnlich. Der Ochs in Madagaskar trägt einen Höcker 50 Pfund schwer, der in weitern Gegenden allmälich abnimmt; und so variirt dieses Geschlecht an Farbe, Größe, Stärke, Muth beinah nach allen Gegenden der Erde. Ein europäisches Schaaf bekam am Vorgebürge der guten Hoffnung einen Schwanz von 19 Pfunden: in Island treibt es bis 5 Hörner: im Oxfordschen in England wächst es bis zur Größe eines Esels und in der Türkei ists getiegert. So gehen die Verschiedenheiten bei allen Thieren fort und sollte sich der Mensch, der in seinem

*) Leipz. 1778-783. 3 Bände mit einer genauen und feinen zoologischen Weltcharte.

35. Geographische Geschichte des Menschen, und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere, nebst einer hieher gehörigen Zoologischen Weltcharte, von E. A. W. Zimmermann, Professor am Kollegio Karolino zu Braunschweig. 3 Bde 1778, 1780, 1783.

Muskeln und Nervengebäude großentheils auch ein Thier ist, nicht mit den Climaten verändern? nach der Analogie der Natur wäre es ein Wunder, wenn er unverändert bliebe.

2. Alle gezähmten Thiere sind ehemals wild gewesen und von den meisten hat man noch, insonderheit in den asiatischen Gebürgen ihre wilden Urbilder gefunden; gerade an dem Ort, wo wenigstens von unsrer obern Erdkugel wahrscheinlich das Vaterland der Menschen und ihrer Cultur war. Je weiter von dieser Gegend, insonderheit wo der Uebergang schwerer war, mindern sich die Gattungen der gezähmten Thiere, bis endlich in Neuguinea, Neuseeland und den Inseln des Südmeers das Schwein, der Hund und die Katze ihr ganzer Thierreichthum waren.

3. Amerika hatte größtentheils seine eignen Thiere; völlig seinem Erdstrich gemäß, wie die Bildung desselben aus lange überschwemmten Tiefen und ungeheuren Höhen sie haben mußte. Wenige große Landthiere hatte es und noch weniger die zähmbar oder gezähmt waren; desto mehr Gattungen von Fledermäusen, Gürtelthieren, Ratten, Mäusen, den Unau, das Ali, Heere von Insekten, Amphibien, Kröten, Eidexen u. f. Jedermann begreift, was dies auf die Geschichte der Menschen für Einfluß haben werde.

4. In Gegenden, wo die Kräfte der Natur am wirksamsten sind, wo sich die Hitze der Sonne mit regelmäßigen Winden, starken Ueberschwemmungen, gewaltigen Ausbrüchen der elektrischen Materie, kurz mit allem in der Natur vereinet, was Leben wirkt und lebendig heisset: in ihnen gibt es auch die ausgebildetsten, stärksten, größesten, muthvollsten Thiere, so wie die würzreicheste Pflanzenschöpfung. Afrika hat seine Heerden von Elephanten, Zebra's, Hirschen, Affen, Büffeln: die Löwen, Tiger, der Krokodill, das Flußpferd erscheinen in ihm in voller Rüstung: die höchsten Bäume heben sich in die Luft und prangen mit den saftreichsten, nützlichsten Früchten. Die Reichthümer Asiens im Pflanzen- und Thierreich kennet ein jeder; sie treffen am meisten auf die Gegenden, wo die elektrische Kraft der Sonne, der Luft, der Erde im größesten Strom ist. Wo diese hingegen entweder an sich schwächer und unregelmäßiger wirket, wie in den kalten Ländern, oder wo sie im Wasser, in laugenhaften Salzen, in feuchten Harzen zurückgetrieben oder vestgehalten wird: da scheinen sich auch

nimmer jene Geschöpfe zu entwickeln, zu deren Bildung das ganze Spiel der Elektricität gehöret. Träge Wärme mit Feuchtigkeit gemischt, bringt Heere von Insekten und Amphibien hervor; keine jener Wundergestalten der alten Welt, die ganz von regem Feuer durchglüht sind. Die Muskelkraft eines Löwen, der Sprung und Blick eines Tigers, die feine Verständigkeit des Elephanten, das sanfte Wesen der Gazelle, die verschmitzte Bosheit eines afrikanischen oder asiatischen Affen sind keinem Thier der neuen Welt eigen. Mit Mühe haben sich diese gleichsam aus dem warmen Schlamm losgewunden; diesem fehlts an Zähnen, jenem an Füßen und Klauen, einem dritten am Schwanz und den meisten an Größe, Muth und Schnellkraft. Auf den Gebürgen werden sie belebterer Art; sie reichen aber auch nicht an die Thiere der alten Welt und die meisten zeigen, daß ihnen in ihrem zähen oder schuppenartigen Wesen der elektrische Strom fehlet.

5. Endlich wird es, was wir bei den Pflanzen bemerkten, bei den Thieren vielleicht noch sonderbarere Erscheinungen geben; nemlich ihre oft widersinnige Art und ihr langsames Gewöhnen an ein fremdes zumal antipodisches Clima. Der amerikanische Bär, den Linné beschrieben*), hielt auch in Schweden die amerikanische Tag- und Nachtzeit. Er schlief von Mitternacht bis zu Mittag und spatzierte vom Mittage bis zu Mitternacht, als ob es sein amerikanischer Tag wäre; mit seinen übrigen Instinkten erhielt er sich auch seines Vaterlandes Zeitmaas. Sollte diese Bemerkung nicht mehrerer aus andern Strichen der Erde, aus der öst- und südlichen Halbsphäre werth seyn? und wenn diese Verschiedenheit von Thieren gilt, sollte das Menschengeschlecht, seinem eigenthümlichen Charakter unbeschadet, ganz leer davon ausgehn?

IV.

Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Thieren der Erde.

1.

Als Linneus die Arten der säugenden Thiere auf 230 brachte, unter denen er schon die säugenden Wasserthiere mit begrif, zählte

*) Abhandl. der schwed. Akad. der Wissensch. B. 9. S. 300.

er der Vögel 946, der Amphibien 292, der Fische 404, der Insekten 3060, der Gewürme 1205 Arten; offenbar also waren die Landthiere die mindesten und die Amphibien, die ihnen am nächsten kommen, folgten nach ihnen. In der Luft, im Wasser, in den Morästen, im Sande vermehrten sich die Geschlechter und Arten; und ich glaube, daß sie sich bei weitern Entdeckungen immer ungefähr in dem nämlichen Verhältniß vermehren werden. Wenn nach Linneus Tode die Arten der Säugthiere bis auf 450 gewachsen; so rechnet Buffon auf 2000 Vögel und Forster allein entdeckte auf einigen Inseln des Südmeers in einem kurzen Aufenthalt 109 neue Arten derselben, wo es durchaus keine neuzuentdeckende Landthiere gab. Gehet dieses Verhältniß fort und es werden künftig mehr neue Insekten, Vögel, Gewürme, als völlig neue Gattungen der Landthiere bekannt werden, so viel ihrer auch in dem noch undurchreiseten Afrika seyn mögen; so können wir nach aller Wahrscheinlichkeit den Satz annehmen: **Die Classen der Geschöpfe erweitern sich, je mehr sie sich vom Menschen entfernen; je näher ihm, desto weniger werden die Gattungen der sogenannten vollkommenern Thiere.**

2. Nun ist unläugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam **Eine Hauptform** zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt. Der ähnliche Knochenbau der Landthiere fällt in die Augen: Kopf, Rumpf, Hände und Füße sind überall die Haupttheile; selbst die vornehmsten Glieder derselben sind nach Einem Prototyp gebildet und gleichsam nur unendlich variiret. Der innere Bau der Thiere macht die Sache noch augenscheinlicher und manche rohe Gestalten sind im Inwendigen der Haupttheile dem Menschen sehr ähnlich. Die Amphibien gehen von diesem Hauptbilde schon mehr ab; Vögel, Fische, Insekten, Wassergeschöpfe noch mehr, welche letzte sich in die Pflanzen- oder Steinschöpfung verlieren. Weiter reicht unser Auge nicht; indessen machen diese Uebergänge es nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen, ja vielleicht gar in den todtgenannten Wesen Eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener, herrschen möge. Im Blick des ewigen Wesens, der alles in Einem Zusammenhange siehet, hat vielleicht die Gestalt des Eistheilchens, wie es sich erzeugt und

der Schneeflocke, die sich an ihm bildet, noch immer ein analoges Verhältniß mit der Bildung des Embryons im Mutterleibe. — Wir können also das zweite Hauptgesetz annehmen: **daß je näher dem Menschen, auch alle Geschöpfe in der Hauptform mehr oder minder Aehnlichkeit mit ihm haben, und daß die Natur bei der unendlichen Varietät die sie liebet, alle Lebendigen unsrer Erde nach Einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheine.**

3. Es erhellet also von selbst, daß da diese Hauptform nach Geschlechtern, Arten, Bestimmungen, Elementen immer variirt werden mußte, **Ein Exemplar das andre erkläre.** Was die Natur bei diesem Geschöpf als Nebenwerk hinwarf, führte sie bei dem andern gleichsam als Hauptwerk aus; sie setzte es ins Licht, vergrößerte es und ließ die andern Theile, obwohl immer noch in der überdachtesten Harmonie, diesem Theil jetzt dienen. Anderswo herrschen wiederum diese dienenden Theile und alle Wesen der organischen Schöpfung erscheinen also als disjecti membra poëtae. Wer sie studiren will, muß Eins im Andern studiren; wo dieser Theil verhüllt und vernachläßigt erscheinet, weiset er auf ein andres Geschöpf, wo ihn die Natur ausgebildet und offen darlegte. Auch dieser Satz findet seine Bestätigung in allen Phänomen divergirender Wesen.

4. Der Mensch endlich scheint unter den Erdthieren das feine Mittelgeschöpf zu seyn, in dem sich, so viel es die Einzelnheit seiner Bestimmung zuließ, die meisten und feinsten Stralen ihm ähnlicher Gestalten sammeln. Alles in gleichem Maas konnte er nicht in sich fassen: er mußte also diesem Geschöpf an Feinheit eines Sinnes, jenem an Muskelkraft, einem Dritten an Elasticität der Fibern nachstehn; so viel sich aber vereinigen ließ, ward in ihm vereinigt. Mit allen Landthieren hat er Theile, Triebe, Sinnen, Fähigkeiten, Künste gemein; wo nicht ererbet, so doch erlernt, wo nicht ausgebildet, so doch in der Anlage. Man könnte, wenn man die ihm nahen Thierarten mit ihm vergleicht, beinah kühn werden zu sagen: sie seyn gebrochene und durch katoptrische Spiegel auseinander geworfene Stralen seines Bildes. Und so können wir den vierten Satz annehmen: **daß der Mensch ein**

17. disjecti membra poëtae, Hor. sat. l. I, 4. V. 62.

Mittelgeschöpf unter den Thieren, d. i. die ausgearbeitete Form sei, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegrif sammeln.

Ich hoffe nicht, daß die Aehnlichkeit, auf die ich zwischen Menschen und Thieren zeige, mit jenen Spielen der Einbildung werde verwechselt werden, da man bei Pflanzen und sogar bei Steinen äussere Glieder des menschlichen Körpers aufhaschte und darauf Systeme baute. Jeder Vernünftige belacht diese Spiele, da gerade mit der äussern Gestalt die bildende Natur innere Aehnlichkeiten des Baues verdeckte und verlarvte. Wie manche Thiere, die uns von aussen so unähnlich scheinen, sind uns im Innern, im Knochenbau, in den vornehmsten Lebens- und Empfindungstheilen, ja in den Lebensverrichtungen selbst auf die auffallendste Weise ähnlich! Man gehe die Zergliederungen **Daubentons**, **Perraults**, **Pallas** und andrer Akademisten durch; und der Augenschein zeiget es deutlich. Die Naturgeschichte für Jünglinge und Kinder muß sich, um dem Auge und Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, an einzelnen Unterscheidungen der äussern Gestalt begnügen; die männliche und philosophische Naturgeschichte suchet den Bau des Thiers von innen und aussen, um ihn mit seiner Lebensweise zu vergleichen und den Charakter und Standort des Geschöpfs zu finden. Bei den Pflanzen hat man diese Methode die **natürliche** genannt und auch bei den Thieren muß die **vergleichende Anatomie** Schritt vor Schritt zu ihr führen. Mit ihr bekommt der Mensch natürlicher Weise **an sich selbst** einen Leitfaden, der ihn durchs große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite und wenn man bei irgend einer Methode sagen kann, daß unser Geist dem durchdenkenden vielumfassenden Verstande **Gottes** nachzudenken wage, so ists bei dieser. Bei jeder Abweichung von der Regel, die uns der oberste Künstler als ein Gesetz Polyklets

14 f. Louis Jean Marie Daubenton (1716—1800), Freund Buffons (1707—1788) und sein Mitarbeiter an der Histoire naturelle, welche 1749—88 erschien. Er lieferte vor allem die anatomische Beschreibung der Säugetiere. — Claude Perrault (1613—1688), Architekt, Naturforscher und Schriftsteller. — Peter Simon Pallas, s. S. 47, Z. 29. (geb. zu Berlin 1741, gest. daselbst 1811), Naturforscher. In den Novae species quadrupedum (Erlangen 1778, 79, 84) gab er die Geschichte und Anatomie mehrerer Arten russischer Nagetiere. — 30. Gesetz Polyklets, s. „Plastik“ D. Nat.-Litt. Bd. 150 (Herders Werke III, 2), S. 307, Z. 24 und Lambels Anmerkung: „Polyklets Regel, der sog. Kanon des P., die besonders für das Maßverhältnis der Körperteile mustergültige Statue des Speerträgers (Doryphoros). Auch eine Schrift über dieses Maßverhältnis unter dem gleichen Titel, zu der jene Statue das Musterbeispiel gewesen sein soll, wird von P. erwähnt. Overbeck 953—61.“

im **Menschen** darstellte, werden wir auf eine Ursache geführt: warum er hier abwich? zu welchem Zweck er dort anders formte? und so wird uns Erde, Luft, Wasser selbst die tiefste Tiefe der belebten Schöpfung ein Vorrathshaus seiner Gedanken, seiner Erfindungen nach und zu **Einem Hauptbilde der Kunst und Weisheit.**

Welchen großen und reichen Anblick giebt diese Aussicht über die Geschichte der uns ähnlichen und unähnlichen Wesen! Sie scheidet die Reiche der Natur und die Classen der Geschöpfe nach ihren Elementen und verbindet sie mit einander; auch in dem entferntsten wird der weitgezogne Radius aus Einem und demselben Mittelpunkt sichtbar. Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Thiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsres Geschlechts kamen und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern. Der Vogel fliegt in der Luft: jede Abweichung seiner Form vom Bau der Landthiere läßt sich aus seinem Element erklären; sobald er auch nur in einer häßlichen Mittelgattung die Erde berührt, wird er (wie in den Fledermäusen und Vampyrs) dem Geripppe des Menschen ähnlich. Der Fisch schwimmt im Wasser; noch sind seine Füße und Hände in Floßfedern und einen Schwanz verwachsen: er hat noch wenig Artikulation der Glieder. Sobald er die Erde berührt, wickelt er wie der Manati, wenigstens die Vorderfüße los und das Weib bekommt Brüste. Der Seebär und Seelöwe hat seine vier Füße schon känntlich, ob er gleich die hintersten noch nicht gebrauchen kann und die fünf Zehen derselben noch als Lappen von Floßfedern nach sich ziehet; er kriecht indeß, wie er kann, leise heran, um sich am Stral der Sonne zu wärmen und ist schon einen kleinen Tritt über die Dumpfheit des unförmlichen Seehundes erhoben. So gehets aus dem Staube der Würmer, aus den Kalkhäusern der Muschelthiere, aus den Gespinnsten der Insekten allmälich in mehr gegliederte, höhere Organisationen. Durch die Amphibien gehets zu den Landthieren hinauf und unter diesen ist selbst bei dem abscheulichen Unau mit seinen drei Fingern und zwei Vorderbrüsten schon das nähere Analogon unsrer Gestalt sichtbar. Nun spielet die Natur und übet sich rings um den Menschen im größesten Mancherlei der Anlagen und Organisationen.

12 ff. Aus Luft ... kamen, 1. Mose 2, V. 19.

Sie vertheilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich; indeß alle diese Scheinwidersprüche zu Einem Ziel führen. Es ist also anatomisch und physiologisch wahr, daß durch die ganze belebte Schöpfung unsrer Erde das Analogon **Einer Organisation** herrsche; nur also, daß je entfernter vom Menschen, je mehr das Element des Lebens der Geschöpfe von ihm absteht, die sich immer gleiche Natur auch in ihren Organisationen das Hauptbild verlassen mußte. Je näher ihm, desto mehr zog sie Classen und Radien zusammen, um in seinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung was sie kann, zu vereinen. Freue dich deines Standes o Mensch und studire dich, edles Mittelgeschöpf, in allem, was um dich lebet.

Drittes Buch.

I.

Vergleichung des Baues der Pflanzen und Thiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen.

Das erste Merkmal, wodurch sich unsern Augen ein Thier unterscheidet, ist der Mund. Die Pflanze ist, wenn ich so sagen darf, noch ganz Mund: sie saugt mit Wurzeln, Blättern und Röhren; sie liegt noch, wie ein unentwickeltes Kind, in ihrer Mutter Schoos und an ihren Brüsten Sobald sich das Geschöpf zum Thier organisiret, wird an ihm, selbst ehe noch ein Haupt unterscheidbar ist, der Mund merklich. Die Arme des Polypen sind Mäuler: in Würmern, wo man noch wenig innere Theile unterscheidet, sind Speisekanäle sichtbar; ja bei manchen Schaalthieren liegt der Zugang derselben, als ob er noch Wurzel wäre, am Untertheil des Thieres. Diesen Kanal also bildete die Natur an ihren Lebendigen zuerst aus und erhält ihn bis zum organisirtesten Wesen. Die Insekten sind im Zustande der Larven fast nichts als Mund, Magen und Eingeweide; die Gestalt der Fische und Amphibien, endlich sogar der Vögel und Landthiere ist auch in ihrer horizontalen Lage dazu gebildet. Nur je höher hinauf, desto vielfach geordneter werden die Theile. Die Oefnung enget sich, Magen und Eingeweide nehmen einen tiefern Platz; endlich bei der aufgerichteten Stellung des Menschen tritt auch äusserlich der Mund, der am Kopf des Thiers noch immer der vorstehende Theil war, unter die höhere Organisation des Antlitzes zurück: edlere Theile erfüllen die Brust; und die Werkzeuge der Nahrung sind in die niedere Region hinab geordnet. Das edlere Geschöpf soll nicht mehr dem Bauch allein dienen, dessen Herrschaft in allen Classen seiner untern Brüder auch nach Theilen des Körpers und nach Verrichtungen des Lebens so weit und groß war.

Das erste Hauptgesetz also, dem irgend der Trieb eines Lebendigen dienet, ist **Nahrung.** Die Thiere haben ihn mit der Pflanze gemein: denn auch die Theile ihres Baues, die Speise einsaugen und ausarbeiten, bereiten Säfte und sind ihrem Gewebe nach Pflanzenartig. Blos die feinere Organisation, in welche die Natur sie setzte, die mehrere Mischung, Läuterung und Ausarbeitung der Lebenssäfte, nur diese befördert nach Classen und Arten allmälich den feinern Strom, der die edlern Theile befeuchtet, je mehr die Natur jene niedrigern einschränkte. Stolzer Mensch, blicke auf die erste nothdürftige Anlage deiner Mitgeschöpfe zurück, du trägst sie noch mit dir; du bist ein Speisekanal, wie deine niedrigern Brüder.

Nur unendlich hat uns die Natur gegen sie veredelt. Die Zähne, die bei Insekten und andern Thieren Hände seyn müssen, den Raub zu halten und zu zerreissen, die Kiefer, die bei Fischen und Raubthieren mit wunderbarer Macht wirken; wie edel sind sie bei dem Menschen zurückgesetzt und ihre ihnen noch einwohnende Stärke gezähmet*). Die vielen Magen der niedrigern Geschöpfe sind bei ihm und einigen Landthieren, die sich von innen seiner Gestalt nähern, in Einen zusammengepreßt und sein Mund endlich ist durch das reineste Göttergeschenk, die Rede, geheiligt. Würmer, Insekten, Fische, die mehresten Amphibien sind stumm mit dem Munde: auch der Vogel tönet nur mit der Kehle: jedes der Landthiere hat wenige herrschende Schälle, so viel zur Haushaltung seines Geschlechts gehören; der Mensch allein besitzt wahre Sprachorgane mit den Werkzeugen des Geschmacks und der Speise, also das Edelste mit den Zeichen der niedrigsten Nothdurft zusammen geordnet. Womit er Speise für den niedrigen Leib verarbeitet, verarbeitet er auch in Worten die Nahrung der Gedanken.

Der zweite Beruf der Geschöpfe ist **Fortpflanzung:** die Bestimmung dazu ist schon im Bau der Pflanzen sichtbar. Wem dienen Wurzel und Stamm, Aeste und Blätter? wem hat die Natur den obersten, oder doch den ausgesuchtesten Platz eingeräumet? der Blüte, der Krone; und wir sahen, sie sind die Zeugungstheile der Pflanze. Sie also sind zum schönsten Haupttheil dieses Geschöpfs gemacht: auf ihre Ausbildung ist das Leben,

*) Man sehe von der Kraft dieser Theile **Hallers** Element. Physiol. T. VI. p. 14. 15.

das Geschäft, das Vergnügen der Pflanze, ja selbst die einzige scheinbar-willkührliche Bewegung derselben berechnet: es ist diese nämlich der sogenannte **Schlaf der Pflanzen.** Gewächse, deren Samenbehältnisse hinlänglich gesichert sind, schlafen nicht: eine Pflanze nach der Befruchtung schläft auch nicht mehr. Sie schloß sich also nur **mütterlich** zu, die innern Theile der Blume gegen die rauhe Witterung zu bewahren; und so ist alles bei ihr, wie auf Nahrung und Wachsthum, so auch auf Fortpflanzung und Befruchtung gerechnet: eines andern Zwecks der Thätigkeit war sie nicht fähig.

Nicht also bei den Thieren. Die Werkzeuge der Fortpflanzung sind ihnen nicht zur Krone gemacht, (nur einige der niedrigsten Geschöpfe haben diese Theile dem Haupt nahe) sie sind vielmehr, auch der Bestimmung des Geschöpfs nach, edlern Gliedern untergeordnet. Herz und Lunge nehmen die Brust ein: das Haupt ist feinern Sinnen geweiht und überhaupt ist dem ganzen Bau nach das Fiberngewebe mit seiner saftreichen Blumenkraft dem reizbaren Triebwerk der Muskeln und dem empfindenden Nervengebäude unterworfen. Die Oekonomie des Lebens dieser Geschöpfe soll offenbar dem Geist ihres Baues folgen. Freiwillige Bewegung, wirksame Thätigkeit, Empfindungen und Triebe machen das Hauptgeschäft des Thiers aus, je mehr sich seine Organisation hebet. Bei den meisten Gattungen ist die Begierde des Geschlechts nur auf kleine Zeit eingeschränkt; die übrige leben sie freier von diesem Triebe als manche niedrige Menschen, die gern in den Zustand der Pflanze zurückkehren möchten. Sie haben natürlich auch das Schicksal der Pflanzen; alle edlern Triebe, die Muskeln- Empfindungs- Geistes- und Willenskraft ermattet; sie leben ein Pflanzenleben und sterben eines frühzeitigen Pflanzentodes.

Was unter den Thieren der Pflanze am nächsten kommt, bleibt, wie in der Oekonomie des Baues, so auch im Zweck seiner Bestimmung dem angeführten Bildungsprincipium treu: es sind Zoophyten und Insekten. Der Polyp ist seinem Bau nach, nichts als eine belebte organische Röhre junger Polypen: das Korallengewächs ein organisches Haus eigner Seethiere; das Insekt endlich, das weit über jenen steht, weil es schon in einem feinern Medium

28. S. W. S. XIII, S. 75 hat aus Herders Entwurf die unentbehrlichen Worte „ein Pflanzenleben" hinzugesetzt, welche in allen Drucken fehlen.

lebet, zeiget dennoch in seiner Organisation sowohl als auch in seinem Leben die nahe Grenze jener Pflanzenbestimmung. Sein Kopf ist klein und ohne Gehirn; selbst zu einigen nothdürftigen Sinnen war in ihm nicht Raum: daher es sie auf Fühlhörnern vor sich herträget. Seine Brust ist klein; daher ihnen die Lunge und vielen auch das kleinste Analogon des Herzens fehlet. Der Hinterleib aber, in seinen Pflanzenartigen Ringen, wie groß und weit ist er! Er ist noch der herrschende Theil des Thiers*), so wie die Hauptbestimmung desselben Nahrung und zahlreiche Fortpflanzung.

Bei Thieren edlerer Art legte die Natur, wie gesagt worden, die Werkzeuge der Fortpflanzung, als ob sie sich ihrer zu schämen anfinge, tiefer hinab: sie gab einem Theil mehrere sogar die ungleichsten Verrichtungen und gewann damit in der weitern Brust zu edlern Theilen Raum. Selbst die Nerven, die zu jenen Theilen führen mußten, ließ sie weit vom Haupt aus niedrigen Stämmen entspringen und entnahm sie mit ihren Muskeln und Fibern großentheils dem Willen der Seele. Pflanzenartig wird hier der Saft der Fortpflanzung bereitet und auch die junge Frucht noch als Pflanze genähret. Pflanzenartig blühet die Kraft dieser Theile und Triebe zuerst ab, wenn das Herz noch und vielleicht rascher schlägt und der Kopf heller denket. Das Wachsthum des menschlichen Körpers in seinen Theilen geschieht, nach **Martinets** feiner Bemerkung**), minder in den obern als untern Theilen des Körpers; gleich als ob der Mensch ein Baum wäre, der unten auf seinem Stamm wüchse. Kurz, so verschlungen der Bau unseres Körpers ist, so ist offenbar, daß die Theile die blos zur animalischen Nahrung und Fortpflanzung dienen, auch ihrer Organisation nach mit nichten die herrschenden Theile der Bestimmung eines Thiers, geschweige des Menschen werden sollten und werden konnten.

Und welche wählte denn die Natur zu diesen? Lasset uns ihrem Bau von innen und außen folgen.

* *
*

*) Viele dieser Geschöpfe holen noch durch ihn Othem: auf ihm läuft, statt des Herzens, die Pulsader hinab: sie bohren sich mit demselben ein u. f.

) S. **Martinets Katechismus der Natur Th. 1. S. 316. wo durch eine Kupfertafel das Wachsthum nach Jahren gezeigt wird.

35. Aus dem Holländischen übersetzt von Ebert. Leipzig 1779—1780. 2 Bände.

Durch die Reihen aller lebendigen Erdwesen erstrecket sich die Ordnung, daß

1. Thiere mit Einer Höle und Einer Kammer des Herzens, wie die Amphibien und Fische, auch kälteres Blut; daß
2. die mit Einer Kammer ohne Höle gar nur einen weißen Saft statt des Blutes haben, wie die Insekten und Würmer; daß aber
3. Thiere mit vierfachigem Herzen warmblütige Geschöpfe sind, wie Vögel und Säugethiere.

Gleichergestalt ists bemerkt, daß

1. jenen Thieren zum Athemholen und zur Bewirkung des Blutumlaufs die Lunge fehle; daß aber
2. die Thiere mit vierfachigem Herzen Lungen haben.

Es ist unglaublich, was aus diesen simpeln Unterschieden für große Veränderungen zur Veredlung der Wesen folgen.

Zuerst. Die Bildung des Herzens auch in seiner unvollkommensten Gestalt fodert einen **organischen Bau mehrerer innern Theile**, zu dem sich keine Pflanze erhebet. Auch in Insekten und Würmern sieht man schon Adern und andre Absondrungswerkzeuge, zum Theil selbst Muskeln und Nerven, die bei den Pflanzen noch durch Röhren und bei den Pflanzenthieren durch ein Gebäude, das jenen ähnlich ist, ersetzt wurden. In dem vollkommenern Geschöpf ward also eine **feinere Ausarbeitung des Safts**, von dem es lebet, mithin auch der **Wärme**, durch die es lebt, befördert; und so sproßet der Baum des Lebens vom pflanzenartigen zum weissen Saft der Thiere, sodenn zum rötheren Blut und endlich zur vollkommenern Wärme organischer Wesen. Je mehr diese wächst, desto mehr sehen wir auch die innere Organisation sich absetzen, sich vervielfältigen und den Kreislauf vollkommener werden, durch dessen Bewegung jene innere Wärme wahrscheinlich allein entstehen konnte. Nur Ein Principium des Lebens scheint in der Natur zu herrschen: dies ist der **ätherische** oder **elektrische Strom**, der in den Röhren der Pflanze, in den Adern und Muskeln des Thiers, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird und zuletzt alle die wunderbaren Triebe und Seelenkräfte anfacht, über deren Wirkung wir bei Thieren und Menschen staunen. Das Wachsthum der Pflanzen, ob ihr Lebenssaft gleich viel organischer und feiner ist,

als die elektrische Kraft, die sich in der todten Natur äußert, wird durch die Elektricität befördert. Noch auf Thiere und Menschen hat jener Strom Wirkung; und nicht nur auf die gröbern Theile ihrer Maschinen etwa, sondern selbst wo diese zunächst an die Seele gränzen. Die Nerven, von einem Wesen belebt, dessen Gesetze beinahe schon über die Materie hinaus sind, da es mit einer Art Allgegenwart wirket, sind noch von der elektrischen Kraft im Körper berührbar. Kurz, die Natur gab ihren lebendigen Kindern das beste, was sie ihnen geben konnte, eine **organische Aehnlichkeit ihrer eignen schaffenden Kraft, belebende Wärme.** Durch solche und solche Organe erzeuget sich das Geschöpf aus dem todten Pflanzenleben lebendigen Reiz und aus der Summe dieses, durch feinere Kanäle geläutert, das Medium der Empfindung. Das Resultat der Reize wird Trieb; das Resultat der Empfindungen, Gedanke: ein ewiger Fortgang von organischer Schöpfung, der in jedes lebendige Geschöpf gelegt ward. Mit der organischen Wärme desselben, (nicht eben wie sie für unsre groben Kunstwerkzeuge von aussen fühlbar ist) nimmt auch die Vollkommenheit seiner Gattung, wahrscheinlich also auch seine Fähigkeit zu einem feinern Gefühl des Wohlseyns zu, in dessen alles durchgehendem Strom die allerwärmende, allbelebende, allgeniessende Mutter sich selbst fühlet.

Zweitens. Je vielfacher die innere Organisation des Geschöpfs zur feinern Lebenswärme ward, desto mehr sehen wir, wird dasselbe fähig, **Lebendige zu empfangen und zu gebähren.** Abermals eine Sprosse desselben großen Lebensbaumes durch alle Gattungen der Geschöpfe*).

Es ist bekannt, daß die meisten Pflanzen sich selbst begatten und daß auch, wo die Glieder des Geschlechts getheilt sind, sich viel Androgynen und Polygamen finden. Gleichergestalt ists bemerkt, daß bei den niedrigern Arten der Thiere, den Pflanzengeschöpfen, Schnecken, Insekten, entweder die thierischen Zeugungstheile noch fehlen, und das Geschöpf wie die Pflanze nur fortzusprossen scheinet, oder daß es unter ihnen Hermaphroditen,

*) Man wende nicht ein, daß auch Polypen, einige Schnecken und sogar die Blattläuse Lebendige gebähren: auf diese Weise gebiert auch die Pflanze Lebendige, indem sie Keime treibet. Hier ist von lebendiggebährenden säugenden Thieren die Rede.

21. durchgehendem, A: durchgehenden.

Androgynen und mehrere Anomalien gebe, die hier aufzuzählen nicht der Ort ist. Je vielfacher die Organisation des Thiers wird, desto bestimmter gehn die Geschlechter auseinander. Hier konnte sich die Natur nicht mehr an organischen Keimen begnügen; die Formung eines in seinen Theilen so vielartigen und vielgestalteten Wesens wäre übel daran gewesen, wenn der Zufall das Werk gehabt hätte, mit organischen Formen zu spielen. Also schied die weise Mutter und trennete die Geschlechter. Sie wußte aber eine Organisation zu finden, wo sich zwei Geschöpfe zu Einem vereinten und in ihrer Mitte ein Drittes würde, der Abdruck ihrer Beider im Augenblick der innigsten organischen Lebenswärme.

In dieser empfangen, wird das neue Wesen allein auch durch sie fortgebildet. Mütterliche Wärme umfängt es und bildet es aus. Noch athmet seine Lunge nicht und seine größere Brustdrüse sauget; selbst beim Menschen scheint die rechte Herzkammer noch zu fehlen und statt des Bluts fließet ein weisser Saft durch seine Adern. Je mehr indeß die mütterliche Wärme auch seine innere Wärme anfacht: desto mehr bildet sich das Herz, das Blut röthet sich und gewinnet, ob es gleich die Lunge noch nicht berühren kann, energischen Kreislauf. In lauten Pulsschlägen reget sich das Geschöpf; und tritt endlich vollkommen gebildet auf die Welt, begabt mit allen Trieben der Selbstbewegung und Empfindung, zu denen es nur in einem lebendigen Geschöpf dieser Art organisirt werden konnte. Sogleich reichen ihm Luft, Milch, Nahrungsmittel, selbst der Schmerz und jedes Bedürfniß Anlässe dar, auf tausend Wegen Wärme einzusaugen und sie durch Fibern, Muskeln und Nerven zu dem Wesen zu verarbeiten, das keine niedrigere Organisation erarbeiten kann. Es wächst bis zu den Jahren, da es im Ueberfluß seiner Lebenswärme sich fortzubilden, zu vervielfältigen strebt, und der organische Lebenszirkel also von neuem anfängt — —

So ging die Natur bei den Geschöpfen zu Werk, die sie Lebendige gebähren lassen konnte; nicht aber alle konnten dies. Die Thiere kälteren Blutes nicht; ihnen muß also die Sonne zu Hülfe kommen und ihre Mitmutter werden. Sie brütet das Ungebohrne hervor: ein klarer Beweis, daß alle organische Wärme in der Schöpfung Eins sei, nur durch zahllose Kanäle feiner und

feiner hinaufgeläutert. Selbst die Vögel, die wärmeren Blutes sind, als die Erdenthiere, konnten, vielleicht theils ihres kältern Elements, theils ihrer Lebensart und ganzen Bestimmung wegen, nicht Lebendige gebähren. Die Natur verschonte diese leichten flüchtigen Geschöpfe, ihre Jungen bis zur lebendigen Geburt zu tragen, wie sie sie auch mit der Mühe des Säugens verschonte. Sobald der Vogel aber, wenn auch nur in einer häßlichen Mittelgattung, die Erde betritt, säugt er. Sobald das Meerthier warmes Blut und Organisation gnug hat, ein Lebendiges zu gebähren, ward ihm auch die Mühe aufgelegt, es zu säugen.

Wie sehr trug die Natur hierdurch zur Vervollkommnung der Gattungen bei. Der flüchtige Vogel kann nur brüten; und wie schöne Triebe beyder Geschlechter entstehen schon aus dieser kleinen Haushaltung! Die eheliche Liebe bauet, die mütterliche Liebe erwärmet das Nest; die väterliche versorget es und hilft es mit erwärmen. Wie vertheidigt eine Vogelmutter ihre Jungen! wie keusch ist in den Geschlechtern, die zur Ehe gemacht sind, ihre eheliche Liebe! — Bei den Thieren der Erde sollte dies Band, wo möglich, noch stärker werden: darum bekam die Mutter ihr Lebendiggebohrnes an die Brust, es mit den zärtesten Theilen ihrer selbst zu nähren. Nur ein grob organisirtes Schwein ists, das seine eigne Jungen frißt: nur kalte Amphibien sinds, die ihre Eier dem Sande oder Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugende Geschlechter für ihre Jungen; die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden, und vielleicht giebt keine andre Gattung ihm nach. Selbst Seegeschöpfe nehmen daran Theil, und der Manati ist bis zum Fabelhaften ein Bild der ehelichen und mütterlichen Liebe. Zärtliche Haushälterin der Welt, an so einfache organische Bande knüpftest du die nothwendigsten Beziehungen, so wie die schönsten Triebe deiner Kinder. Auf eine Höle der Herzmuskel, auf eine athmende Lunge kams an, daß das Geschöpf mit stärkerer und feinerer Wärme lebte, daß es Lebendige gebar und säugte, daß es zu feineren als den Fortpflanzungstrieben, zur Haushaltung und Zärtlichkeit für die Jungen, ja in einigen Geschlechtern gar zur ehelichen Liebe gewöhnt ward. In der größern Wärme des Bluts, diesem Strom der allgemeinen Weltseele, zündetest du die Fackel an, mit der du auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmest.

Endlich sollte ich noch vom Haupt, als der höchsten Region der Thieresbildung reden; es gehören aber hiezu zuvörderst andere Betrachtungen als über ihre äussern Formen und Glieder.

II.

Vergleichung der mancherlei organischen Kräfte, die im Thier wirken.

Der unsterbliche **Haller** hat die verschiednen Kräfte, die sich im Thierkörper physiologisch äussern, nehmlich die Elasticität der Faser, die Reizbarkeit des Muskels, endlich die Empfindung des Nervengebäudes mit einer Genauigkeit unterschieden, die im Ganzen nicht nur unwiderlegbar bleiben, sondern noch die reichste Anwendung, auch bei andern als menschlichen Körpern, zur physiologischen Seelenlehre gewähren dürfte.

Nun lasse ichs dahin gestellet seyn, ob nicht diese drei allerdings so verschiednen Erscheinungen im Grunde Ein' und dieselbe Kraft seyn könnten, die sich in der Faser anders, anders im Muskel, anders im Nervengebäude offenbaret. Da alles in der Natur verknüpft und diese drei Wirkungen im belebten Körper so innig und vielfach verbunden sind: so läßt sich daran kaum zweifeln. Elasticität und Reizbarkeit grenzen aneinander, wie Fiber und Muskel zusammen grenzen. So wie dieser nur ein verflochtnes Kunstgebilde jener ist: so ist auch die Reizbarkeit wahrscheinlich nichts als eine auf innige Art unendlich vermehrte Schnellkraft, die in dieser organischen Verschlingung vieler Theile sich aus dem todten Fibergefühl zur ersten Stuffe des thierischen Selbstreizes erhoben. Die Empfindsamkeit des Nervensystems wird sodenn die dritte höhere Art derselben Kraft seyn, ein Resultat aller jener organischen Kräfte; da der ganze Kreislauf des Bluts und aller ihm untergeordneten Gefäße dazu zu gehören scheint, das Gehirn als die Wurzel der Nerven mit dem feinen Saft zu befeuchten, der sich als Medium der Empfindung betrachtet, über Muskel- und Faserkräfte so sehr erhebet.

Doch dem sei wie ihm wolle: unendlich ist die Weisheit des Schöpfers, mit der er in den verschiednen Organisationen der

6*

Thierkörper diese Kräfte verband und die niedern allmälich den höhern unterordnen wollte. Das Grundgewebe von allem auch in unserm Bau sind Fibern: auf ihnen blühet der Mensch. Die lymphatischen und Milchgefäße bereiten Saft für die ganze Maschine. Die Muskelkräfte bewegen diese nicht blos zu Wirkungen nach aussen: sondern ein Muskel, das Herz, wird das erste Triebwerk des Blutes, eines Safts aus so vielen Säften, der nicht nur den ganzen Körper erwärmet, sondern auch zum Haupt steigt und von da durch neue Zubereitungen die Nerven belebet. Wie ein himmlisches Gewächs breiten sich diese aus ihrer obern Wurzel nieder; und wie sie sich breiten? wie fein sie sind? zu welchen Theilen sie verwandt werden? mit welchem Grad des Reizes hier oder da ein Muskel verschlungen sei? welchen Saft die Pflanzenartigen Gefäße bereiten? welche Temperatur im ganzen Verhältniß dieser Theile gegen einander herrsche? auf welche Sinnen es falle? zu welcher Lebensart es wirke? in welchen Bau, in welche Gestalt es organisirt sei? — wenn die genaue Untersuchung dieser Dinge in einzelnen, zumal dem Menschen nahen Geschöpfen nicht Aufschlüsse über ihren Instinkt und Charakter, über das Verhältniß der Gattungen gegen einander, zuletzt und am meisten über die Ursachen des Vorzuges der Menschen vor den Thieren gäbe: so wüßte ich nicht, woher man physische Aufschlüsse nehmen sollte. Und glücklicher Weise gehen jetzt die **Camper, Wrisberg, Wolf, Sömmerings** und so viel andre forschende Zergliederer auf diesem geistigen physiologischen Wege der Vergleichung mehrerer Geschlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organischen Lebens. — — Ich setze meinem Zweck gemäß einige Hauptgrundsätze voraus, die die folgenden Betrachtungen über die inwohnenden organischen Kräfte verschiedner Wesen und zuletzt des Menschen einleiten mögen: denn ohne sie ist keine gründliche Uebersicht der Menschennatur in ihren Mängeln und Vollkommenheiten möglich.

* * *

1. Wo Wirkung in der Natur ist, muß wirkende Kraft seyn; wo Reiz sich in Bestrebungen oder gar in Krämpfen

23. Peter Camper, berühmter holländischer Arzt und Anatom (1722—1789). — Heinrich August Wrisberg (1739—1808), Professor der Anatomie zu Göttingen. — Kaspar Friedrich Wolff (1733— 1794), Anatom und Physiolog. Theoria generationis 1759, De formatione intestinorum 1768; s. Goethe: Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters. — 24. Samuel Thomas von Sömmering (1755—1830), Anatom.

zeigt, da muß auch Reiz von innen gefühlt werden. Sollten diese Sätze nicht gelten: so hört aller Zusammenhang der Bemerkungen, alle Analogie der Natur auf.

2. **Niemand mag eine Grenze ziehen, wo eine augenscheinliche Wirkung Beweis einer inwohnenden Kraft seyn könne und wo sie es nicht mehr seyn soll.** Den mit uns lebenden Thieren trauen wir Gefühl und Gedanken zu, weil wir ihre tägliche Gewohnheit vor uns sehen; andre können hievon deswegen nicht ausgeschlossen seyn, weil Wir sie nicht nahe und innig gnug kennen oder weil uns ihre Werke zu kunstreich dünken: denn unsre Unwissenheit oder Kunstlosigkeit ist kein absoluter Maasstab aller Kunstideen und Kunstgefühle der belebten Schöpfung.

3. Also: **Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsinn, der sie übet** und wo ein Geschöpf durch Thaten zeigt, daß es Begebenheiten der Natur zuvor wisse, indem es ihnen zu entgehen trachtet; da muß es einen innern Sinn, ein Organ, ein Medium dieser Voraussicht haben; wir mögens begreifen können oder nicht. Die Kräfte der Natur werden deshalb nicht verändert.

4. **Es mögen viel Medien in der Schöpfung seyn, von denen wir nicht das mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben;** ja es **müssen** derselben viel seyn, da wir fast bey jedem Geschöpf Wirkungen sehen, die wir uns aus unsrer Organisation nicht zu erklären vermögen.

5. Die Schöpfung ist unendlich größer, in der Millionen Geschöpfe, jedes von besonderm Sinn und Triebe eine eigne Welt genießet, ein eignes Werk treibet; als eine andre Wüste, die der unachtsame Mensch allein mit seinen fünf stumpfen Sinnen betasten soll.

6. Wer einiges Gefühl für die Hoheit und Macht der Sinn- und Kunst- und Lebenreichen Natur hat, wird dankbar annehmen, was seine Organisation in sich schließt; ihr aber deswegen den Geist aller ihrer übrigen Werke nicht ins Gesicht läugnen. Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgefühlt, durcharbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also mußten Geschöpfe seyn, sie zu geniessen, Organe sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle

gemäß zu beleben. Der Kaiman und der Kolibri, der Kondor und die Pipa; was haben sie mit einander gemein? und jedes ist für sein Element organisirt, jedes lebt und webt in seinem Elemente. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner: **jedes Geschöpf hat also seine eigne, eine neue Welt.**

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tausend Proben dieser Art und ergriffen von ihren Gefühlen, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen; du theiltest dich ihm ganz mit, so ganz, wie es dich in seiner Organisation fassen konnte. Jedes deiner Werke machtest du Eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus und wo du versagen mustest, erstattetest du, wie die Mutter aller Dinge erstatten konnte. — Lasset uns einige dieser abgewogenen Verhältnisse der verschiednen wirkenden Kräfte in mancherlei Organisationen bemerken; wir bahnen uns damit den Weg zum physiologischen Standort des Menschen.

* * *

1. Die Pflanze ist zur Vegetation und Fruchtbringung da: ein untergeordneter Zweck, wie es uns scheint; aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Ihn also vollführt sie ganz und wirkt um so unablässiger auf denselben, je weniger sie in andre Zwecke vertheilt ist. Wo sie kann, ist sie im ganzen Keim da und treibt neue Schößlinge und Knospen: ein Zweig vom Baume stellet den ganzen Baum dar. Wir rufen also sogleich Einen der vorigen Sätze hier zu Hülfe und haben das Recht, nach aller Analogie der Natur zu sagen: **wo Wirkung ist, muß Kraft, wo neues Leben ist, muß ein Principium des neuen Lebens seyn** und in jedem Pflanzenartigen Geschöpf muß dieses sich in der größesten Wirksamkeit finden. Die Theorie der Keime, die man zur Erklärung der Vegetation angenommen hat, erkläret eigentlich nichts: denn der Keim ist schon ein Gebilde und wo dieses ist, muß eine organische Kraft seyn, die es bildet. Im ersten Saamenkorn der Schöpfung hat kein Zergliederer alle künftigen Keime entdeckt; sie werden uns nicht eher sichtbar, als bis die Pflanze zu ihrer eignen völligen Kraft gelangt ist und wir haben durch alle Erfahrungen kein Recht, sie etwas anderm,

als der **organischen Kraft** der Pflanze selbst zuzuschreiben, die auf sie mit stiller Intensität wirket. Die Nàtur gewährte diesem Geschöpf, was sie ihm gewähren konnte und erstattete das Vielfache, das sie ihm entziehen mußte, durch die Innigkeit der Einen Kraft, die in ihm wirket. Was sollte die Pflanze mit Kräften der Thierbewegung, da sie nicht von ihrer Stelle kann? warum sollte sie andre Pflanzen um sich her erkennen können, da dies Erkenntniß ihr Quaal wäre? Aber die Luft, das Licht, ihren Saft der Nahrung ziehet sie an und genießt sie pflanzenartig; den Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen übt sie so treu und unabläßig, als ihn kein andres Geschöpf übet.

2. Der Uebergang von der Pflanze zu den vielen bisher entdeckten Pflanzenthieren stellet dies noch deutlicher dar. Die Nahrungstheile sind bei ihnen schon gesondert: sie haben ein Analogon thierischer Sinne und willkührlicher Bewegung; ihre vornehmste **organische Kraft** ist indessen noch Nahrung und Fortpflanzung. Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformirt lägen; sondern wie die Pflanze selbst **organisches Leben** war, ist auch er **organisches Leben.** Er schießt Abschößlinge, wie sie, und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reitzen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äussert: so äußert ein gequälter Polyp alles, was er kann, um sich zu erstatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder so lange seine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte. An einigen Theilen, in einigen Richtungen, wenn die Theile zu klein, wenn seine Kräfte zu matt werden, kann ers nicht mehr; welches alles nicht statt fände, wenn in jedem Punkt der präformirte Keim bereit läge. Mächtige organische Kräfte sinds die wir in ihm, wie im Triebwerk der Gewächse, ja noch tiefer hinab in schwächern, dunklern Anfängen wirken sehen.

3. Die Schalenthiere sind organische Geschöpfe voll so viel Lebens, als sich in diesem Element, in diesem Gehäuse nur sammlen und organisiren konnte. Wir müssen es Gefühl nennen, weil wir kein andres Wort haben; es ist aber Schnecken- oder Meeresgefühl, ein Chaos der dunkelsten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Siehe die feinen Fühlhörner, den Muskel,

der den Sehnerven vertritt, den offenen Mund, den Anfang des schlagenden Herzens; und welch ein Wunder! die sonderbaren Reproductionskräfte. Das Thier erstattet sich Kopf, Hörner, Kinnlade, Augen: es bauet nicht nur seine künstliche Schale und reibt sie ab, sondern erzeugt auch lebendige Wesen mit eben der künstlichen Schale und manche Geschlechter sind zugleich Mann und Weib. In ihm liegt also eine Welt von **organischen Kräften**, vermöge deren das Geschöpf auf seiner Stufe vermag, was keins von ausgewickelten Gliedern vermochte und in denen das zähe Schleimgebilde um so inniger und unabläßiger wirket.

4. Das Insekt, ein so kunstreiches Geschöpf in seinen Wirkungen, ist gerade so kunstreich in seinem Bau: seine organische Kräfte sind demselben, sogar einzelnen Theilen nach, gleichförmig. Noch fand sich an ihm zu wenigem Gehirn, und nur zu äusserst feinen Nerven Raum; seine Muskeln sind noch so zart, daß harte Decken sie von aussen bepanzern müssen und zum Kreislauf der größern Landthiere war in seiner Organisation keine Stelle. Sehet aber seinen Kopf, seine Augen, seine Fühlhörner, seine Füße, seine Schilde, seine Flügel: bemerket die ungeheuren Lasten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameise trägt; die Macht, die eine erzürnte Wespe beweiset: sehet die fünftausend Muskeln, die **Lyonet** in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Mensch deren kaum fünftehalbhundert besitzet; betrachtet endlich die Kunstwerke, die sie mit ihren Sinnen und Gliedern vornehmen und schließet auf eine organische Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Theile **einwohnend** wirken. Wer kann den ausgerissenen zitternden Fuß einer Spinne, einer Fliege sehen, ohne wahrzunehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sei, auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Thiers war noch zu klein, um alle Lebensreize in sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne: seine feinen Füße Muskeln und Arme: jeder Nervenknote ein kleineres Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz; und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu denen manche dieser Gattungen ganz gebauet sind und zu welchen sie Organisation und Bedürfniß treibet. Welche feine Elasticität hat der Faden einer Spinne, einer Seidenraupe! und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst, zum offenbaren Erweise,

daß sie selbst ganz Elasticität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sei, eine in dieser Organisation wirkende **kleine Weltseele.**

5. Bei den Thieren von kaltem Blut ist noch dieselbe **Uebermacht des Reizes sichtbar.** Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch nachdem sie ihr Haupt verlohren; der abgerissene Kopf einer Natter biß nach 3. 8. 12 Tagen tödlich. Der zusammengezogne Kinnbacken eines todten Krokodills konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; so wie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebet. — Siehe den Frosch in seiner Begattung; Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Siehe den gequälten Salamander; Hände, Finger, Füße, Schenkel kann er verlieren und er erstattet sie sich wieder. So groß und wenn ich sagen darf so allgnugsam sind die **organischen Lebenskräfte** in diesen Thieren von kaltem Blut, und kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu feinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größern Gehirn untergeordnet worden; desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden **organischen Allmacht.**

6. Selbst bei Thieren von wärmerem Blut hat man bemerkt, daß in Verbindung mit den Nerven ihr Fleisch sich träger bewege und ihr Eingeweide dagegen heftigere Wirkungen des Reizes zeige, wenn das Thier todt ist. Im Tode werden die Zuckungen stärker in dem Maas als die Empfindung abnimmt und ein Muskel, der seine Reizbarkeit bereits verlohren, erlangt solche wieder, wenn man ihn in Stücke zerschneidet. Je Nervenreicher also das Geschöpf ist, desto mehr scheints von der zähen Lebenskraft zu verlieren, die nur mit Mühe abstirbt. Die Reproductionskräfte einzelner, geschweige so vielartiger Glieder als Haupt, Hände, Füße sind, verlieren sich bey den sogenannten vollkommenern Geschöpfen; kaum daß sich bei ihnen in gewissen Jahren noch ein Zahn ersetzt oder ein Beinbruch und eine Wunde ergänzet. Dagegen steigen die Empfindungen und Vorstellungen in diesen Classen so merklich, bis sie sich endlich im Menschen auf die für eine Erdorganisation feineste und höchste Weise zur Vernunft sammlen.

* *
*

Dörfen wir aus diesen Inductionen, die noch viel mehr ins Einzelne geleitet werden könnten, einige Resultate sammlen; so wären es folgende:

1. Bei jedem lebendigen Geschöpf scheint der Cirkel organischer Kräfte ganz und vollkommen; nur er ist bei jedem anders modificirt und vertheilet. Bei diesem liegt er noch der **Vegetation** nahe und ist daher für die Fortpflanzung und Wiedererstattung seiner selbst so mächtig; bei andern nehmen diese Kräfte ab, je mehr sie in künstlichere Glieder, feinere Werkzeuge und Sinnen vertheilt werden.

2. Ueber den mächtigen Kräften der Vegetation fangen die **lebendigen Muskelreize** zu wirken an. Sie sind mit jenen Kräften des wachsenden, sproßenden, sich wiederherstellenden animalischen Fiberngebäudes nahe verwandt; nur sie erscheinen in einer künstlich verschlungenen Form, zu einem eingeschränkteren, bestimmteren Zweck der Lebenswirkung. Jeder Muskel steht schon mit vielen andern im wechselseitigen Spiel; er wird also auch nicht die Kräfte der Fiber allein, sondern die seinigen erweisen, lebendigen Reiz in wirkender Bewegung. Der Krampffisch erstattet nicht wie die Eidechse, der Frosch, der Polyp, seine Glieder; auch bei denen sich reproducirenden Thieren erstatten sich die Theile, in denen Muskelkräfte zusammengedrungen sind, nicht so, wie die gleichsam absprossenden Glieder; der Krebs kann seine Füße aber nicht seinen Schwanz neu treiben. In künstlich verschlungenen Bewegungskräften hört also allmälich das Gebiet des vegetirenden Organismus auf oder vielmehr es wird in einer künstlichern Form vestgehalten und auf die Zwecke der zusammengesetzteren Organisation im Ganzen verwendet.

3. Je mehr die Muskelkräfte in das Gebiet der Nerven treten, desto mehr werden auch sie in dieser Organisation gefangen und zu **Zwecken der Empfindung** überwältigt. Je mehr und feinere Nerven ein Thier hat, je mehr diese einander vielfach begegnen, künstlich verstärken und zu edlen Theilen und Sinnen verwandt werden, je größer und feiner endlich der Sammelplatz aller Empfindungen, das Gehirn ist: desto verständiger und feiner wird die Gattung dieser Organisationen. Wo gegentheils bei Thieren der Reiz die Empfindung, die Muskelkräfte das Nerven=

gebäude überwinden, wo dies auf niedrige Verrichtungen und Triebe verbraucht wird und insonderheit der erste und beschwerlichste aller Triebe, der Hunger, noch der herrschendste seyn mußte: da wird, nach unserm Maasstabe, die Gattung theils unförmlicher im Bau, theils in ihrer Lebensweise gröber. —

Wer würde sich nicht freuen, wenn ein philosophischer Zergliederer*) es übernähme eine vergleichende Physiologie mehrerer, insonderheit dem Menschen naher Thiere, nach diesen durch Erfahrungen unterschiednen und vestgestellten Kräften im Verhältniß der ganzen Organisation des Geschöpfs zu geben. Die Natur stellet uns ihr Werk hin: von aussen eine verhüllete Gestalt, ein überdecktes Behältniß innerer Kräfte. Wir sehen seine Lebensweise: wir errathen aus der Physiognomie seines Angesichts und aus dem Verhältniß seiner Theile vielleicht etwas von dem, was im Innern vorgeht; hier aber im Innern sind uns die Werkzeuge und Massen organischer Kräfte selbst vorgelegt und je näher am Menschen, desto mehr haben wir ein Mittel der Vergleichung. Ich wage es, da ich kein Zergliederer bin, den Wahrnehmungen großer Zergliederer in ein paar Beyspielen zu folgen: sie bereiten uns zum Bau und zur physiologischen Natur des Menschen vor.

III.

Beispiele vom phisiologischen Bau einiger Thiere.

Der **Elephant****), so unförmlich er scheinet, giebt physiologische Gründe genug von seinem, dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Thieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Thiers nach, nicht übermäßig; die Hölen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. „Ich war

*) Außer andern bekannten Werken finde ich in des ältern **Alexander Monro** Works, Edinb. 1781. einen Essai on comparative anatomy, der eine Übersetzung, so wie die schönen Thierskelette in Cheselden's Osteography, Lond. 1783. einen Nachstich verdienten, der aber in Deutschland schwerlich an die genaue Pracht des Originals kommen dörfte.

) Nach **Buffon, **Daubenton**, **Camper** und zum Theil **Zimmermanns** Beschreibung eines ungebohrnen Elephanten.

33 f. S. S. 69, Z. 14 Anm. und S. 84, Z. 23 Anm. Zimmermann: Beschreibung und Abbildung eines ungebornen Elephanten. Erlangen 1783. 4°.

erstaunt, sagt Camper, eine solche Aehnlichkeit zwischen der glandula pinealis, den nates und testes dieses Thiers mit denen in unserm Gehirn zu finden; wenn irgendwo ein sensorium commune statt haben kann, so muß es hier gesucht werden.„ Die Hirnschale ist im Verhältniß des Kopfs klein, weil die Nasenhöle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn- sondern auch andre Hölen*) mit Luft anfüllet: denn um die schweren Kinnladen zu bewegen wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfodert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drücket dasselbe nicht durch seine Schwere; die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Thiers wenden sich großentheils zu den feinern Sinnen und der Rüssel allein empfängt derselben soviel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn: er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elephanten (das auch am untern Augenliede, dem Menschen und sonst keinem Thier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat,) hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn und diese sind vom Geschmack, der sonst das Thier hinreißt, gesondert. Was bei andern, zumal Fleischfressenden Thieren der herrschende Theil des Gesichts zu seyn pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöheten Rüßel tief heruntergesetzt und beinah verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge: die Waffen der Vertheidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden; zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide seyn mußten: ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubthier, der wütende Hunger quälen. Friedlich und reinlich lieset er die Kräuter und weil Geruch und Mund von einander getrennt sind, brauchet er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet, so daß diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Ge-

*) Die Trummeln und Hölen der processus mammillares u. s.

schlechts verwildert ihn: denn die Elephantin trägt neun Monate, wie der Mensch und säuget ihr Junges an Vorderbrüsten. Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühn, zu sterben. Wie edel hat die Natur die thierischen Schneidezähne in Hauzähne verwandelt! und wie fein muß das Organ seines Gehörs seyn, da er die menschliche Rede in feinen Unterscheidungen des Befehls und der Affekten verstehet. Seine Ohren sind größer, als bei einem andern Thier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet: ihre Oefnung liegt hoch und der ganze dennoch kleine Hinterkopf des Thiers ist eine Höle des Wiederhalls, mit Luft erfüllet. So wußte die Natur, die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern, und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Oekonomie der Nerven zu paaren; ein König der Thiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der **Löwe** dagegen*) welch ein andrer König der Thiere! Auf Muskeln hat es die Natur bey ihm gerichtet; auf Sanftmuth und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein, und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältniß nach selbst die Nerven der Katze nicht sind; die Muskeln dagegen dick und stark und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigner großer Muskel, der den Hals erhebt, ein Muskel des Vorderfußes, der zum Vesthalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue; diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt; solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen; das Reiben desselben und also sein Hunger muß fürchterlich seyn. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Hölen desselben; viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal und in den Zweigen der 15ten Abtheilung hundertmal schneller läuft, als im Menschen. Das Herz des Elephanten dagegen schlägt ruhig, beinah wie bei

*) Insonderheit nach Wolfs vortreflicher Beschreibung in den Nov. Commentar. Acad. Scient. Petrop. T. XV. XVI. nach deren Art ich die physiologisch-anatomische Beschreibung mehrerer Thiere wünschte.

35. S. S. 84, Z. 23 Anm.

kaltblütigen Thieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vordertheil liegen und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervortreibt und bei dem ihn Blutdurst befällt; wütender Durst auch nach dem Blut seines Wohlthäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute: weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzet. Dabei gebiert die Löwin mehrere Junge, die langsam wachsen: sie muß sie also lange nähren und ihr mütterlicher Trieb nebst eignem Hunger, reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt und sein heißer Hunger ein Durst ist: so ists natürlich, daß ihn faules Aas nicht reize. Das eigne Würgen und Aussaugen des frischen Bluts ist sein Königsgeschmack; und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmuth. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist; feige wird er, wenn er satt ist, weil er faulen Vorrath nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denket und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibet. Wohlthätig hat die Natur seine Sinne gestumpft: sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt: er wittert nicht scharf, weil er auch der Lage seiner Muskeln nach nur zum mächtigen Sprunge nicht zum Lauf gemacht ist und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte, gefurchte Stirn ist klein gegen den Untertheil des Gesichts, die Raubknochen und Freßmuskeln. Plump und lang ist seine Nase: eisern sein Nacken und Vorderfuß: ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskeln; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Die Natur hatte ihre furchtbaren Kräfte verbraucht und machte ihn im Geschlecht, auch sonst wenn ihn sein Blutdurst nicht quält, zu einem sanften und edlen Thier. So physiologisch ist also auch dieses Geschöpfs Art und Seele.

Ein drittes Beispiel mag der **Unau** seyn, dem Ansehn nach das letzte und ungebildetste der vierfüßigen Thiere; ein Klumpe des Schlammes, der sich zur thierischen Organisation erhoben. Klein ist sein Kopf und rund; auch alle Glieder desselben rund und dick, unausgebildet und wulstig. Sein Hals ist ungelenk;

27. Hinterleib, A Hinderleib. Nach S. W. S. XIII, S. 96 a Hinterleib.

gleichsam Ein Stück mit dem Kopf. Die Haare desselben begegnen sich mit dem Rückenhaar, als ob die Natur das Thier in zweierlei Richtungen formirt habe, ungewiß, welche sie wählen sollte. Sie wählte endlich den Bauch und Hintern zum Haupttheil, dem auch in der Stellung, Gestalt und ganzen Lebensweise der elende Kopf nur dienet. Der Wurf liegt am After; Magen und Gedärm füllen sein Inneres: Herz, Lunge, Leber sind schlecht gebildet und die Galle scheint ihm noch gar zu fehlen. Sein Blut ist so kalt, daß es an die Amphibien grenzet; daher sein ausgerissenes Herz und sein Eingeweide noch lange schlägt und das Thier, auch ohne Herz, die Beine zuckt, als ob es in einem Schlummer läge. Auch hier bemerken wir also die Compensation der Natur, daß wo sie empfindsame Nerven, selbst rege Muskelkräfte versagen mußte, sie desto inniger den zähen Reiz ausbreitete und mittheilte. Dies vornehme Thier also mag unglücklicher scheinen als es ist. Es liebt die Wärme, es liebt die schlaffe Ruhe und befindet sich in beiden Schlammartig wohl. Wenn es nicht Wärme hat, schläft es; ja als ob ihm auch das Liegen schmerzte, hängt es sich mit der Kralle an den Baum, frißt mit der andern Kralle und genießt wie ein hangender Sack im warmen Sonnenschein sein Raupenartiges Leben. Die Unförmlichkeit seiner Füße ist auch Wohlthat. Das weiche Thier darf sich vermittelst ihres sonderbaren Baues nicht einmal auf die Ballen sondern nur auf die Convexität der Klaue wie auf Räder des Wagens stützen und schiebet sich also langsam und gemächlich weiter. Seine sechs und vierzig Rippen, dergleichen kein andres vierfüßiges Thier hat, sind ein langes Gewölbe seines Speisemagazins und wenn ich so sagen darf, die zu Wirbeln verhärteten Ringe eines fressenden Blättersacks, einer Raupe.

Gnug der Beispiele. Es erhellet, wohin der Begrif einer Thierseele, und eines Thierinstinkts zu setzen sei, wenn wir der Physiologie und Erfahrung folgen. Jene nämlich ist die **Summe** und das **Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte.** Dieser ist die **Richtung, die die Natur jenen sämmtlichen Kräften dadurch gab, daß sie sie in eine solche und keine andre Temperatur stellte: daß sie sie zu diesem und keinem andern Bau organisirte.**

IV.
Von den Trieben der Thiere.

Wir haben über die Triebe der Thiere ein vortrefliches Buch des seligen **Reimarus***), das so wie sein andres über die natürliche Religion ein bleibendes Denkmal seines forschenden Geistes und seiner gründlichen Wahrheitsliebe seyn wird. Nach gelehrten und Ordnungsvollen Betrachtungen über die mancherley Arten der thierischen Triebe, sucht er dieselbe aus Vorzügen ihres Mechanismus, ihrer Sinne und ihrer inneren Empfindung zu erklären; glaubt aber noch, insonderheit bey den Kunsttrieben, besondere **determinirte Naturkräfte** und **natürlich angebohrne Fertigkeiten** annehmen zu müssen, die weiter keine Erklärung leiden. Ich glaube das letzte nicht; denn die Zusammensetzung der ganzen Maschine mit solchen und keinen andern Kräften, Sinnen, Vorstellungen und Empfindungen, kurz die **Organisation des Geschöpfs selbst war die gewisseste Richtung, die vollkommenste Determination,** die die Natur ihrem Werk eindrücken konnte.

Als der Schöpfer die Pflanze baute und dieselbe mit solchen Theilen, mit solchen Anziehungs- und Verwandlungskräften des Lichts, der Luft, und andrer feinen Wesen, die sich aus Luft und Wasser zu ihr drängen, begabte: da er sie endlich in ihr Element pflanzte, wo jeder Theil die ihm wesentlichen Kräfte natürlich äussert: so hatte er, dünkt mich, keinen neuen und blinden Trieb zur Vegetation dem Geschöpf anzuschaffen nöthig. Jeder Theil mit seiner lebendigen Kraft thut das Seine und so wird bei der ganzen Erscheinung das Resultat von Kräften sichtbar, das sich in solcher und keiner andern Zusammensetzung offenbaren konnte. Wirkende Kräfte der Natur sind alle, jede in ihrer Art, lebendig:

*) Reimarus allgem. Betrachtungen über die Triebe der Thiere, Hamb. 1773. Imgleichen angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe: denen auch J. A. H. Reimarus reiche und schöne Abhandlung über die Natur der Pflanzenthiere beygefügt ist.

29. Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst, vorgestellet von Hermann Samuel Reimarus, Professor in Hamburg und Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Dritte Ausgabe. Hamburg 1773. Dem angefügt ist: Hermann Samuel Reimarus Professors in Hamburg angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe. Aus seiner hinterlassenen Handschrift herausgegeben, mit einigen Anmerkungen und einem Anhange von der Natur der Pflanzenthiere begleitet durch Joh. Albert Hinrich Reimarus M. D. Hamburg, 1773.

in ihrem Innern muß ein Etwas seyn, das ihren Wirkungen von außen entspricht; wie es auch Leibnitz annahm und uns die ganze Analogie zu lehren scheinet. Daß wir für diesen innern Zustand der Pflanze oder der noch unter ihr wirkenden Kräfte keinen Namen haben, ist Mangel unsrer Sprache: denn Empfindung wird allerdings nur von dem innern Zustande gebraucht, den uns das Nervensystem gewähret. Ein dunkles Analogon indessen mag da seyn und wenn es nicht da wäre: so würde uns ein neuer Trieb, eine dem Ganzen zugegebne Kraft der Vegetation nichts lehren.

Zwei Triebe der Natur werden also schon bei der Pflanze sichtbar, der Trieb der Nahrung und Fortpflanzung; und das Resultat derselben sind Kunstwerke, an welche schwerlich das Geschäft irgend eines lebendigen Kunstinsekts reichet: es ist der Keim und die Blume. Sobald die Natur die Pflanze oder den Stein ins Thierreich überführet, zeigt sie uns deutlicher, was es mit den Trieben organischer Kräfte sei? Der Polyp scheint wie die Pflanze zu blühen und ist Thier: er sucht und geniesset seine Speise Thierartig; er treibt Schößlinge und es sind lebendige Thiere: er erstattet sich, wo er sich erstatten kann — das größeste Kunstwerk, das je ein Geschöpf vollführte. Gehet etwas über die Künstlichkeit eines Schneckenhauses? Die Zelle der Biene muß ihm nachstehn, das Gespinst der Raupe und des Seidenwurms muß der künstlichen Blume weichen. Und wodurch arbeitete die Natur jenes aus? durch innere organische Kräfte, die noch wenig in Glieder getheilt in einem Klumpen lagen und deren Windungen sich meistens dem Gange der Sonne gemäß dies regelmäßige Gebilde formten. Theile von innen heraus gaben die Grundlage her, wie die Spinne den Faden aus ihrem Untertheile ziehet und die Luft mußte nur härtere oder gröbere Theile hinzubilden. Mich dünkt, diese Uebergänge lehren uns gnugsam, worauf alle, auch die Kunsttriebe des künstlichsten Thiers beruhen? nämlich auf **organischen Kräften, die in dieser und keiner andern Masse, nach solchen und keinen andern Gliedern wirken.** Ob mit mehr oder weniger Empfindung? kommt auf die Nerven des Geschöpfs an; es giebt aber außer diesen noch regsame Muskelkräfte und Fibern voll wachsenden und sich wieder herstellenden Pflanzenlebens, welche zwei von den Nerven unabhängige Gattungen der Kräfte dem Geschöpf gnugsam ersetzen, was ihm an Gehirn und Nerven abgeht.

Und so führet uns die Natur selbst auf die Kunsttriebe, die man vorzüglich einigen Insekten zu geben gewohnt ist; aus keiner andern Ursache als weil uns ihr Kunstwerk enger ins Auge fällt und wir dasselbe schon mit unsern Werken vergleichen. Je mehr die Werkzeuge in einem Geschöpf zerlegt sind, je lebendiger und feiner seine Reize werden: desto weniger kann es uns fremde dünken, Wirkungen wahrzunehmen, zu denen Thiere von gröberm Bau und von einer stumpferen Reizbarkeit einzelner Theile nicht mehr tüchtig sind, so viel andre Vorzüge sie übrigens haben mögen. Eben die Kleinheit des Geschöpfs und seine Feinheit wirkte zur Kunst; da diese nichts anders seyn kann, als das Resultat aller seiner Empfindungen, Thätigkeiten und Reize.

Beispiele werden auch hier das beste sagen; und der treue Fleiß eines **Swammerdamm, Reaumur, Lyonet, Rösels** u. a. haben uns die Beispiele aufs schönste vors Auge gemalet. Das Einspinnen der Raupe, was ist es anders, als was so viel andre Geschöpfe unkünstlicher thun, indem sie sich häuten. Die Schlange wirft ihre Haut ab, der Vogel seine Federn, viele Landthiere ändern ihre Haare: sie verjüngen sich damit und erstatten ihre Kräfte. Die Raupe verjünget sich auch, nur auf eine härtere, feinere, künstlichere Weise: sie streift ihre Dornhülle ab, daß einige ihrer Füße daran hangen bleiben und tritt durch langsame und schnellere Uebergänge in einen ganz neuen Zustand. Kräfte hiezu verlieh ihr ihr erstes Lebensalter, da sie als Raupe nur der Nahrung diente; jetzt soll sie auch der Erhaltung ihres Geschlechts dienen und zur Gestalt hiezu arbeiten ihre Ringe und gebähren sich ihre Glieder. Die Natur hat also bei der Organisation dieses Geschöpfs Lebensalter und Triebe nur weiter auseinander gelegt und läßt sich dieselbe in eignen Uebergängen organisch bereiten — dem Geschöpf so unwillkührlich, als der Schlange wenn sie sich häutet.

Das Gewebe der Spinne, was ists anders als der Spinne **verlängertes Selbst,** ihren Raub zu erhalten? Wie der Polyp

14. Johann Swammerdamm, holländischer Naturforscher (1637—1680), besonders verdient um die Erforschung der Insekten. — René Antoine Ferchault de Réaumur (1683—1757), Mémoires pour servir à l'histoire des insectes, Amsterdam 1737—48, 12 Theile in 6 Bänden. — Peter Lyonet, s. S. 86, Z. 21, holländischer Naturforscher (1707—1789), widmete sich besonders der Untersuchung der Insekten, Polypen und Raupen. — August Johann Rösel von Rosenhof (1705—1759), Kupferstecher und Maler, erforschte mit großer Beobachtungsgabe die niederen Tiere. — 20. härtere, S. W. S. XIII, S. 100 conjiciert wohl mit Recht: zärtere.

die Arme ausstreckt, ihn zu fassen: wie sie die Krallen bekam, ihn vest zu halten; so erhielt sie auch die Warzen, zwischen welchen sie das Gespinnst hervorzieht, den Raub zu erjagen. Sie bekam diesen Saft ungefähr zu so vielen Gespinnsten, als auf ihr Leben hinreichen und ist sie darin unglücklich, so muß sie entweder zu gewaltsamen Mitteln Zuflucht nehmen oder sterben. Der ihren ganzen Körper und alle demselben einwohnende Kräfte organisirte, bildete sie also zu diesem Gewebe **organisch.**

Die Republik der Biene sagt nichts anders. Die verschiedenen Gattungen derselben sind jede zu ihrem Zweck gebildet und sie sind in Gemeinschaft, weil keine Gattung ohne die andre leben könnte. Die Arbeitsbienen sind zum Honigsammlen und zum Bau der Cellen organisiret. Sie sammlen jenen, wie jedes Thier seine Speise sucht; ja wenn es seine Lebensart fodert, sie sich zum Vorrath zusammenträgt und ordnet. Sie bauen die Cellen, wie so viel andre Thiere sich ihre Wohnungen bauen, jedes auf seine Weise. Sie nähren, da sie Geschlechtlos sind, die Jungen des Bienenstocks, wie andre ihre eignen Jungen nähren und tödten die Drohnen, wie jedes Thier ein andres tödtet, das ihm seinen Vorrath raubt und seinem Hause zur Last fällt. Wie dies alles nicht ohne Sinn und Gefühl geschehen kann: so ist es indessen doch nur Bienensinn, Bienengefühl; weder der bloße Mechanismus, den **Buffon;** noch die entwickelte mathematisch-politische Vernunft, die andre ihnen angedichtet haben. Ihre Seele ist in diese Organisation eingeschlossen und mit ihr innig verwebet. Sie wirkt also derselben gemäß: künstlich und fein, aber enge und in einem sehr kleinen Kreise. Der Bienenstock ist ihre Welt und das Geschäft desselben hat der Schöpfer noch durch eine dreifache Organisation dreifach vertheilet.

Auch das Wort **Fertigkeit** müssen wir uns also nicht irre machen lassen, wenn wir diese organische Kunst bei manchen Geschöpfen sogleich nach ihrer Geburt bemerken. Unsre Fertigkeit entstehet aus Uebungen: die ihrige nicht. Ist ihre Organisation ausgebildet: so sind auch die Kräfte derselben in vollem Spiel. Wer hat die größeste Fertigkeit auf der Welt? der fallende Stein, die blühende Blume: er fällt, sie blühet **ihrer Natur nach.** Der Krystall schießt fertiger und regelmäßiger zusammen, als die Biene bauet und als die Spinne webet. In jenem ist es nur noch

organischer blinder Trieb, der nie fehlen kann; in diesen ist er schon zum Gebrauch mehrerer Werkzeuge und Glieder hinauf organisiret und diese können fehlen. Das gesunde, mächtige Zusammenstimmen derselben zu Einem Zweck macht **Fertigkeit**, sobald das ausgebildete Geschöpf da ist.

Wir sehen also auch, warum, je höher die Geschöpfe steigen, der unaufhaltbare Trieb so wie die Irrthumfreie Fertigkeit abnehme? Je mehr nämlich das Eine organische Principium der Natur, das wir jetzt **bildend**, jetzt **treibend**, jetzt **empfindend**, jetzt **künstlichbauend** nennen, und im Grunde nur Eine und dieselbe organische Kraft ist, in mehr Werkzeuge und verschiedenartige Glieder vertheilt ist: je mehr es in jedem derselben eine eigne Welt hat, also auch eignen Hindernissen und Irrungen ausgesetzt ist: desto schwächer wird der Trieb, desto mehr kömmt er unter den Befehl der Willkühr, mithin auch des Irrthums. Die verschiednen Empfindungen wollen gegen einander gewogen und dann erst mit einander vereinigt seyn: lebe wohl also hinreissender Instinkt, unfehlbarer Führer. Der dunkle Reiz, der in einem gewissen Kreise, abgeschlossen von allem andern, eine Art Allwissenheit und Allmacht in sich schloß, ist jetzt in Aeste und Zweige gesondert. Das des Lernens fähige Geschöpf muß lernen, weil es weniger von Natur weiß: es muß sich üben, weil es weniger von Natur kann; es hat aber auch durch seine Fortrückung, durch die Verfeinerung und Vertheilung seiner Kräfte neue Mittel der Wirksamkeit, mehrere und feinere Werkzeuge erhalten, die Empfindungen gegen einander zu bestimmen und die bessere zu wählen. Was ihm an Intensität des Triebes abgeht, hat es durch Ausbreitung und feinere Zusammenstimmung ersetzt bekommen: es ist eines feinern Selbstgenusses, eines freiern und vielfachern Gebrauchs seiner Kräfte und Glieder fähig worden und alle dies, weil, wenn ich so sagen darf, seine organische Seele in ihren Werkzeugen vielfacher und feiner auseinander gelegt ist. Lasset uns einige wunderbar schöne und weise Gesetze dieser allmälichen Fortbildung der Geschöpfe betrachten, wie der Schöpfer sie Schritt vor Schritt immer mehr an eine **Verbindung mehrerer Begriffe** oder Gefühle, so wie an einen **eignen freiern Gebrauch mehrerer Sinne und Glieder** gewöhnte.

15. den, A_1 a A_2: dem. S. W. S. XIII, 102.

V.

Fortbildung der Geschöpfe zu einer Verbindung mehrerer Begriffe und zu einem eignen freiern Gebrauch der Sinne und Glieder.

1.

In der todten Natur liegt alles noch in Einem dunkeln aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen: jedes Geschöpf sucht **Gestalt zu gewinnen und formt sich.** In diesem Trieb ist noch alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Crystalle und Salze sind Crystalle und Salze: ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel wie im Ganzen, unzertheilbar von Aussen, von Innen unzerstörbar.

2. Die Pflanze ward in Röhren und andern Theilen aus einander geleitet; ihr Trieb fängt an diesen Theilen nach sich zu modifiziren, ob er wohl im Ganzen noch einartig wirket. Wurzel, Stamm, Aeste saugen; aber auf verschiedne Art, durch verschiedne Gänge, verschiedne Wesen. Der Trieb des Ganzen modifizirt sich also mit ihnen, bleibt aber noch im Ganzen Eins und dasselbe: denn die **Fortpflanzung ist nur Efflorescens des Wachsthums;** beide Triebe sind der Natur des Geschöpfs nach unabtrennbar.

3. Im Pflanzenthier fängt die Natur an, einzelne Werkzeuge, mithin auch ihre inwohnenden Kräfte unvermerkt zu sondern: die Werkzeuge der Natur werden sichtbar: die Frucht löset sich schon im Mutterleibe los, ob sie gleich noch als Pflanze in ihm genährt wird. Viele Polypen sprossen aus Einem Stamm: die Natur hat sie an Ort und Stelle gesetzt und mit einer eignen Bewegbarkeit noch verschonet; auch die Schnecke hat noch einen breiten Fuß, mit dem sie an ihrem Hause haftet. Noch mehr liegen die Sinne dieser Geschöpfe ungeschieden und dunkel in einander: ihr Trieb wirkt langsam und innig: die Begattung der Schnecke dauert viele Tage. So hat die Natur diese Anfänge der lebendigen Organisation, so viel sie konnte, mit dem Vielfachen verschont, das Vielfache aber dafür in eine dunkle einfache Regung

tiefer gehüllt und vester verbunden. Das zähe Leben der Schnecke ist beinah unzerstörbar.

4. Als sie höher hinaufschritt, beobachtete sie eben die weise Vorsicht, das Geschöpf an ein Vielfaches abgetrenneter Sinne und Triebe nur allmälich zu gewöhnen. Das Insekt konnte auf einmal nicht alles üben, was es üben sollte; es muß also **seine Gestalt und sein Wesen verändern**, um jetzt als Raupe dem Triebe der Nahrung, jetzt als Zwiefalter der Fortpflanzung gnug zu thun: beider Triebe war es in Einer Gestalt nicht fähig. Eine Art Bienen konnte nicht alles ausrichten, was der Genuß und die Fortpflanzung dieses Geschlechts foderte; also theilte die Natur und machte diese zu Arbeitern, jene zu Fortpflanzern, diese zur Gebährerin; alles durch eine kleine Abänderung der Organisation, wodurch die Kräfte des ganzen Geschöpfs eine andre Richtung bekamen **Was sie in Einem Modell nicht ausführen konnte, legte sie in drei Modellen, die alle zusammen gehören, gebrochen aus einander.** So lehrte sie also ihr Bienenwerk die Biene in drei Geschlechtern, wie sie den Schmetterling und andre Insekten ihren Beruf in zwo verschiednen Gestalten lehrte.

5. Je höher sie schritt, je mehr sie den Gebrauch mehrerer Sinne, mithin die Willkühr zunehmen lassen wollte: desto mehr **that sie unnöthige Glieder weg, und simplificirte den Bau von innen und aussen.** Mit der Haut der Raupe giengen Füsse weg, die der Schmetterling nicht mehr bedurfte: die vielen Füsse der Insekten, ihre mehreren und vielfachern Augen, ihre Fühlhörner und mancherlei andre kleine Rüstwerkzeuge verlieren sich bei den höhern Geschöpfen. Bei jenen war im Kopf wenig Gehirn: dies lag im Rückenmark längs hinunter und jedes Nervenknötchen war ein neuer Mittelpunkt der Empfindung. Die Seele des kleinen Kunstgeschöpfs war also in sein ganzes Wesen gebreitet. Je mehr das Geschöpf an Willkühr und Verstandesähnlichkeit wachsen soll: desto größer und Hirnreicher wird der Kopf: die drei Haupttheile des Leibes treten in mehrere Proportion gegen einander, da sie bei Insekten, Würmern u. f. noch gar Verhältnislos waren. Mit welchen großen mächtigen Schwänzen schleppen sich noch die Amphibien ans Land: ihre Füsse stehn unförmlich aus einander. In Landthieren hebt die Natur das Geschöpf: die Füße werden höher

und rücken mehr zusammen. Der Schwanz mit seinen fortgesetzten Rückenwirbeln schmälert und kürzt sich; er verliert die groben Muskelkräfte des Krokodills und wird biegsamer, feiner, bis er sich bei edlern Thieren gar nur in einen haarigen Schweif ändert und die Natur ihn zuletzt, indem sie sich der aufrechten Gestalt nähert, gar wegwirft. Sie hat das Mark desselben höher hinauf geleitet und an edlere Theile verwendet.

6. Indem die bildende Künstlerin also die **Proportion des Landthiers** fand, die beste, darinn diese Geschöpfe **gewisse Sinnen und Kräfte gemeinschaftlich üben und zu Einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernten:** so änderte sie zwar nach der Bestimmung und Lebensart jedweder Gattung auch die Bildung derselben und schuf aus eben den Theilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigne Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigne von allen andern Geschlechtern organisch verschiedne Seele; sie behielt indeß doch unter allen eine gewisse Aehnlichkeit bei und schien Einen Hauptzweck zu verfolgen. Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freieste Gebrauch verschiedner Sinne und Glieder statt fände; und eben dies macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Thiere. Sie ist kein Spiel der Willkühr: sondern ein Resultat der mancherlei Formen, die zu dem Zweck wozu sie die Natur verbinden wollte, nehmlich zu einer Uebung der Gedanken, Sinne, Kräfte und Begierden in diesem Verhältniß, zu solchen und keinen andern Zwecken nicht anders als also verbunden werden konnten. Die Theile jedes Thiers stehen auf seiner Stuffe in der engsten Proportion unter einander; und ich glaube, alle Formen sind erschöpft, in denen nur Ein lebendiges Geschöpf auf unsrer Erde fortkommen konnte. Dem Thier ward ein vierfüßiger Gang: denn als Menschenhände konnt' es noch nicht seine Vorfüsse gebrauchen; durch den vierfüßigen Gang aber ward ihm sein Stand, sein Lauf, sein Sprung und der Gebrauch aller seiner Thiersinne am leichtsten. Noch hängt sein Kopf zur Erde: denn von der Erde suchts Nahrung. Der Geruch ist bei den meisten herrschend: denn er muß den Instinkt wecken oder ihn leiten. Bei diesem ist das Gehör, bei

12. sie, A_1 a A_2: sich. S. W. S. XIII, 105. — 18. nähern, A_1 a A_2: nähren. S. W. S. XIII, 106.

jenem das Auge scharf; und so hat die Natur nicht nur bei der vierfüßigen Thierbildung überhaupt, sondern bei der Bildung jedes Geschlechts besonders die Proportion der Kräfte und Sinne gewählt, die sich in dieser Organisation am besten zusammen üben konnten. Darnach verlängte oder kürzte sie die Glieder: darnach stärkte oder schwächete sie die Kräfte: jedes Geschöpf ist ein Zähler zu dem großen Nenner, der die Natur selbst ist: denn auch der Mensch ist ja nur ein Bruch des Ganzen, eine Proportion von Kräften, die sich in dieser und keiner andern Organisation durch die gemeinschaftliche Beihülfe vieler Glieder zu Einem Ganzen bilden sollte.

7. Nothwendig mußte also in einer so durchdachten Erdorganisation **keine Kraft die andre, kein Trieb den andern stören;** und unendlich schön ist die Sorgfalt, die die Natur hier verwandte. Die meisten Thiere haben ihr **bestimmtes Klima** und es ist gerade das, wo ihre Nahrung und Erziehung ihnen am leichtesten wird. Hätte die Natur sie in dieser Erträglichkeit vieler Erdstriche unbestimmter gebildet: in welche Noth und Verwilderung wäre manche Gattung gerathen, bis sie ihren Untergang gefunden hätte! Wir sehen dies noch an den bildsamen Geschlechtern, die dem Menschen in alle Länder gefolgt sind: sie haben sich mit jeder Gegend anders gebildet und der wilde Hund ist das fürchterlichste Raubthier worden, eben weil er verwildert ist. Noch mehr hätte der **Trieb der Fortpflanzung** das Geschöpf verwirren müssen, wenn er unbestimmt gelassen wäre; nun aber legte die bildende Mutter auch diesen in Fesseln. Er wacht nur zu bestimmter Zeit auf, wenn die organische Wärme des Thiers am höchsten steiget und da diese durch physische Revolutionen des Wachsthums, der Jahrszeit, der reichsten Nahrung bewirkt wird und die gütige Versorgerin die Zeit des Tragens auch hiernach bestimmte, so ward für Alt und Jung gesorget. Das Junge kommt auf die Welt, wenn es für sich fortkommen kann, oder es darf in einem Ei die böse Jahrszeit überdauern, bis eine freundlichere Sonne es aufweckt; das Alte fühlet nur denn den Trieb, wenn dieser es in nichts anderm störet. Auch das Verhältniß der beiden Geschlechter in der Stärke und Dauer dieses Triebes ist darnach eingerichtet.

Ueber allen Ausdruck ist die wohlthätige Mutterliebe, mit der auf diese Weise die Natur jedes lebendige Geschöpf zu Thätigkeiten, Gedanken und Tugenden, der Fassung seiner Organisation gemäß, gleichsam erziehet und thätig gewöhnet. Sie dachte ihm vor, da sie diese Kräfte in solche und keine andre Organisation setzte und nöthigte das Geschöpf nun, in dieser Organisation zu sehen, zu begehren, zu handeln, wie sie ihm vorgedacht hatte und in den Schranken dieser Organisation Bedürfniß, Kräfte und Raum gab.

Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hie und da ein Analogon in der Thierwelt fände, und zu dem also die bildende Mutter das Thier organisch **gewöhnet.** Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen: Noth und die Jahrszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur geselligen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfniß gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies alles geschehe, wie kurz manches daure: so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Thiers da und wir sehen er ist mächtig da, er kommt wieder, ja er ist in diesem Geschöpf unwidertreiblich, unauslöschlich. Je dunkler, desto inniger wirkt alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltner sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Ueberall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen in denen das Thier geübt wird: und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als Maschinen betrachten wollen, ist eine Sünde wider die Natur, wie irgend Eine.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß je Menschenähnlicher ein Geschlecht wird, desto mehr seine mechanische Kunst abnehme: denn offenbar stehet ein solches schon in einem vorübenden Kreise menschlicher Gedanken. Der Biber, der noch eine Wasserratte ist, bauet künstlich. Der Fuchs, der Hamster und ähnliche Thiere haben ihre unterirdische Kunstwerkstäte; der Hund, das Pferd, das Kameel, der Elephant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr: sie haben Menschenähnliche Gedanken, sie üben sich, von der bildenden Natur gezwungen, in Menschenähnlichen Trieben.

VI.

Organischer Unterschied der Thiere und Menschen.

Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grad nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend: denn offenbar hübe sodenn eine Kraft die andre auf und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie bestehet es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte; und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elephanten, die Kunst des Bibers besässe? Und besitzet, ja begreift er nur Eine dieser Kräfte, mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießet und übet?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verlohren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt seines Gleichen aus Leckerei: kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkührliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundnen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinah jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alle dies zum Vortheil oder Schaden unsrer Gattung sei; gnug, es ist der Charakter unsrer Gattung. Da iedes Thier, der Art seines Geschlechts im Ganzen treu bleibt und Wir allein nicht die Nothwendigkeit sondern die Willkühr zu unsrer Göttin erwählt haben; so muß dieser Unterschied als That-

sache untersucht werden: denn solche ist er unläugbar. Die andre Frage: wie der Mensch dazu gekommen? ob dieser Unterschied ihm ursprünglich sei oder ob er angenommen und affektirt worden? ist von einer andern, nämlich von blos historischer Art; auch hier müßte die Perfectibilität oder Corruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Thier nachgethan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter seiner Gattung gehört haben. Wir setzen also alle Metaphysik bei Seite und halten uns an Physiologie und Erfahrung.

1. **Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierinn einzig auf der Erde.** Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampf aufwärts richtet: obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen; so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist vester und breiter: er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat: auch seine Ferse ist zum Fußblatt gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahinwirkende Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrößert: das Becken zurück- die Hüften aus einander gezogen: der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert: er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen fein fühlende Finger: der hinsinkende Kopf ist, auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben: der Mensch ist *ανθρωπος*, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muß es zugegeben werden, daß dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sei, daß etwa jeder andre ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegentheil: sondern die Menschen, die unter die Thiere geriethen, habens durch Erfahrung bewiesen. Eilf bis zwölf Personen*) dieser Art sind bekannt, und obwohl nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden; so ergeben doch einige Beispiele deutlich, daß der biegsamen Natur des Menschen auch der für ihn ungemäßeste Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowohl als sein

*) Sie stehen in Linneus Natursystem, in **Martini's** Nachtrage zu Buffon und andern Orten.

22. *ἄνθρωπος* ... Geschöpf, s. Humanitätsbriefe 3. Sammlung. Br. 28. S. Herders Werke V (D. Nat.-Litt.), S. 119, Z. 25; auch Plato Cratylus XVII. (399 C) (ed. Wohlrab S. 200). — **32.** Linné, Systema naturae (1735). — Friedrich Heinrich Wilhelm Martini (1729—1778), Arzt in Berlin, übersetzte Buffons „Allgemeine Naturgeschichte" 1771—77, und zwar lieferte er von der Geschichte der vierfüßigen Thiere (23 Bde., Berlin 1772—1801) die ersten fünf, von der Naturgeschichte der Vögel (1772—1809) die ersten sieben Bände.

Unterleib liegen mehr vorwärts; der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinket. Kein todter Körper kann aufrecht stehen und nur durch eine zahllose Menge angestrengter Thätigkeiten wird unser künstliche Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, daß mit dem Thierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und Verhältniß zu einander ändern müssen; wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeiget. Der Irrländische Knabe, den **Tulpius** beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhetes Hinterhaupt, eine weite blöckende Kehle, eine dicke an den Gaum gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube; gerade wie es der vierfüßige Gang geben mußte. Das niederländische Mägdchen, die noch aufrecht gieng und bei dem sich die weibliche Natur soweit erhalten hatte, daß es sich mit einer Strohschürze deckte, hatte eine braune, rauche, dicke Haut, ein langes und dickes Haar. Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel; und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach; ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von ihrer vorigen Nahrung des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln so schwer zu entwöhnen, daß sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödtliche Krankheit fiel, aus der sie nur durch Saugen des warmen Bluts, das sie wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte: unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen gebohren und eine Zeitlang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Thierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

13. Mägdchen, so A_1 A_2; a (wie drei Zeilen weiter A_1 a A_2 und Msk. 1121): Mädchen. S. W. S. XIII, 111.

Nun könnte ich auch den häßlichen Traum ausmahlen, was aus der Menschheit hätte werden müssen, wenn sie zu diesem Loose verdammt, in einem vierfüßigen Mutterleibe zu einem Thierfötus gebildet wäre: welche Kräfte sich damit hätten stärken und schwächen, welches der Gang der Menschenthiere, ihre Erziehung, ihre Lebensart, ihr Gliederbau hätte seyn müssen? u. s. f. Aber fliehe unseliges und abscheuliches Bild! häßliche Unnatur des natürlichen Menschen. Du bist weder in der Natur da; noch sollt du durch Einen Strich meiner Farben vorgestellt werden. Denn:

2. **Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm einzig natürlich: ja er ist die Organisation zum ganzen Beruf seiner Gattung, und sein unterscheidender Charakter.**

Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Selbst die **Unfühlbaren** des Diodors, sammt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern, so Zwang- so Kunstvollen jemals würde erhoben haben. Welche Mühe kostete es, die Verwilderten, die man fand, zu unsrer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert; nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das Eskimo'ische Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instinkte zu ihrem Vaterlande; und doch lag ihre Vernunft in Thierheit gefangen: sie hatte von ihren Reisen, von ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung Die andern besaßen nicht nur keine Sprache; sondern waren zum Theil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrloset. — Und das Menschenthier sollte, wenn es Aeonen lang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüßigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Thiers, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre ers Jahrtausende lang gewesen; er wäre es sicher noch und

nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn, zu dem was er jetzt ist und wie wir ihn, aller Geschichte und Erfahrung nach, allein kennen, umgebildet.

Warum wollen wir also unerwiesne, ja völlig widersprechende Paradoxa annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas andres führet? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andre bereitet; da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen und die Natur Wege gnug wußte, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkt vestzuhalten den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet; aus ihr ist in seiner Geschichte Alles, ohne sie nichts erklärlich und da auf diese, als auf die erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, so wie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe; warum wollten wir dies Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammen zu laufen scheinen. Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke; und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte: siehe da gieng sie mit sich zu Rath, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpf die Hand und sprach: „steh auf von der Erde! Dir selbst überlassen, wärest du Thier wie andre Thiere; aber durch meine besondre Huld und Liebe **gehe aufrecht** und werde der Gott der Thiere.„ Lasset uns bei diesem heiligen Kunstwerk, der Wohlthat, durch die unser Geschlecht ein Menschengeschlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit Verwundrung werden wir sehen, welche neue Organisation von Kräften in der aufrechten Gestalt der Menschheit anfange und wie allein durch sie der Mensch ein **Mensch** ward.

Viertes Buch.

I.

Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisirt.

Der Orang-Utang ist im Innern und Aeußern dem Menschen ähnlich. Sein Gehirn hat die Gestalt des Unsern: er hat eine breite Brust, platte Schultern, ein ähnliches Gesicht, einen ähnlichgestalteten Schädel: Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen, Eingeweide sind wie bei dem Menschen. **Tyson** *) hat 48 Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleichet; und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Thorheiten, Laster, vielleicht auch gar die periodische Krankheit machen ihn dem Menschen ähnlich.

Allerdings muß also auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele, etwas Menschenähnliches seyn und die Philosophen, die ihn unter die kleinen Kunstthiere erniedrigen wollen, verfehlen, wie mich dünkt, das Mittel der Vergleichung. Der Biber bauet, aber Instinktmäßig: seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet; sonst aber kann er nichts: er ist des Umganges der Menschen, der Theilnehmung an unsern Gedanken und Leidenschaften nicht fähig. Der Affe dagegen hat keinen determinirten Instinkt mehr: seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft; am armen Rande der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Combinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt seyn, deren kein Thier fähig ist: denn weder der weise Elephant, noch der gelehrige Hund thut, was er zu thun vermag; **er will sich vervollkommnen.** Aber er kann nicht: die Thür ist zugeschlossen; die Verknüpfung fremder Ideen zu den Seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten

*) Tyson's Anatomy of a Pygmy compared with that of a Monkey, an ape and a man. Lond. 1751. pag. 92—94.

ist seinem Gehirn unmöglich. Das Affenweib das **Bontius** beschrieben, besaß Schamhaftigkeit und bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat: sie seufzte, weinte und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die **Battel** beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewafnen sich mit Prügeln und verjagen den Elephanten aus ihren Bezirken: sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer; haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des **de la Broße** setzte sich zu Tisch, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte alle menschliche Affekten. Die Liebe der Mutter zu den Kindern, ihre Auferziehung und Gewöhnung zu den Kunstgriffen und Schelmereien der Affenlebensart, die Ordnung in ihrer Republik und auf ihren Märschen, die Strafen, die sie ihren Staatsverbrechern anthun, selbst ihre poßierliche List und Bosheit, nebst einer Reihe andrer unläugbarer Züge sind Beweise gnug, daß sie auch in ihrem Innern so Menschenähnliche Geschöpfe sind, wie ihr Aeusseres zeiget. **Buffon** verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von Innen und Außen bei Gelegenheit dieser Thiere bestreitet; die Fakta, die er von ihnen selbst gesammlet hat, widerlegen ihn gnugsam und der gleichförmige Organismus der Natur von Innen und Außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar.

Was fehlte also dem Menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? Aber man hat sich bei mehrern Mühe gegeben, sie zu erziehen und wenn sie derselben fähig wären, hätten sie, die alles nachahmen, diese gewiß zuerst nachgeahmt und auf keine Instruction gewartet. Oder liegts allein an ihren Organen? auch nicht: denn ob sie gleich den Inhalt der menschlichen Sprache fassen, so hat noch kein Affe, da er doch immer gestikuliret, sich ein Vermögen erworben, mit seinem Herrn pantomimisch zu sprechen und durch Geberdungen menschlich zu diskuriren. Also muß es schlechthin an etwas anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Thür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu seyn und nicht hinein zu gehören.

10. Mutter, Herders Entwurf (wohl richtig): Mütter. S. W. S. XIII, 116.

Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß der Zergliederung nach beinahe aller Unterschied an **Theilen des Ganges** zu liegen scheine. Der Affe ist gebildet, daß er etwa aufrecht gehen kann und ist dadurch dem Menschen ähnlicher, als seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet und dieser Unterschied scheint ihm alles zu rauben. Lasset uns diesen Anblick verfolgen und die Natur selbst wird uns auf die Wege führen, auf denen wir die erste Anlage zur menschlichen Würde zu suchen haben.

Der Orang-Utang*) hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; der Daum seiner Hand aber, der große Zeh seines Fußes ist klein: **Buffon** und schon **Tyson** vor ihm nennet das Affengeschlecht also vierhändig; und ihm fehlt mit diesen kleinen Gliedern offenbar die Basis zum vesten Stande des Menschen. Sein Hinterleib ist hager, sein Knie breiter als beim Menschen und nicht so tief; die Kniebewegende Muskeln sitzen tiefer im Schenkelbein, daher er nie ganz aufrecht stehen kann, sondern immer mit eingebogenen Knieen gleichsam nur stehen lernet. Der Kopf des Schenkelknochen hängt in seiner Pfanne ohne Band: die Knochen des Beckens stehen wie bei vierfüßigen Thieren: die fünf letzten Halswirbel haben lange spitzige Fortsätze, die die Zurückbeugung des Kopfs hindern; er ist also durchaus nicht zur aufrechten Stellung geschaffen und fürchterlich sind die Folgen, die daraus spriessen Sein Hals wird kurz und lang die Schlüsselbeine, so daß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheinet.**) Sonach bekommt dieser ein größeres Vordertheil, hervorragende Kinnladen, eine platte Nase:

*) S. **Campers** Kort Berigt wegens de Ontleding van verschiedene Orang-Outangs. Amsterd. 1780. Ich kenne diesen Bericht nur aus dem reichen Auszuge der **Göttingischen gelehrten Anzeigen** (Zugabe St. 29. 1780.) und es ist zu hoffen, daß er nebst der Abhandlung über die Sprachwerkzeuge der Affen aus den Transactionen in die Sammlung kleiner Schriften dieses berühmten Zergliederers (Leipzig, 1781.) werde eingerückt werden.

) Man sehe die Abbildung der traurigen Figur bei **Tyson von vorn und hinten.

27 ff. Im zweiten Stück des ersten Bandes (1784) S. 65—94 steht die „Kurze Nachricht von der Zergliederung mehrerer Orang Utangs". Im zweiten Stück des zweiten Bandes (1785) S. 49—72 „Nachricht vom Sprachwerkzeuge des Orang Utang in einem Briefe an Herrn John Pringle". Dieses Stück ist Herder gewidmet und zwar als „Verfasser der schönen Schrift: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Die Vorrede bemerkt, daß die Nachricht erst in einem der folgenden Stücke geliefert sein würde, wenn nicht Herder im ersten Teil der Ideen den Wunsch der Beschleunigung geäußert hätte. Campers „Kleine Schriften" erschienen in dieser Ausgabe Bd. I. 1. Stück 1781, 2. Stück 1784; Bd. II. 1. und 2. Stück 1785; Bd. III. 1. Stück 1788, 2. Stück 1790. — 33. Tyson, s. S. 113 Anm.

die Augen stehn dicht an einander: der Augapfel wird klein, daß man kein Weisses um den Stern sieht. Der Mund dagegen wird groß, der Bauch dick, die Brüste lang, der Rücken wie gebrechlich. Die Ohren treten thierartig empor. Die Augenhölen kommen dicht an einander: die Gelenkflächen des Kopfs stehen nicht mehr in der Mitte seiner Grundfläche, wie beim Menschen, sondern hinterwärts, wie beim Thier. Der Oberkiefer dagegen rückt vorwärts und das eingeschobne eigne Zwischenbein des Affen (os intermaxillare) ist der letzte Abschnitt vom Menschenantlitz*). Denn nun, nach dieser Formung des Kopfs unten hervor, hinten hinweg; nach dieser Stellung desselben auf dem Halse, nach dem ganzen Zuge des Rückenwirbels jenen gemäß, blieb der Affe — immer nur ein Thier, so Menschenähnlich er übrigens seyn mochte.

Um uns zu diesem Schluß vorzubereiten: so lasset uns an Menschengesichter denken, die auch nur in der weitesten Ferne ans Thier zu grenzen scheinen. Was macht sie thierisch? was giebt ihnen diesen entehrenden groben Anblick? der hervorgerückte Kiefer, der zurückgeschobne Kopf, kurz die entfernteste Aehnlichkeit mit der Organisation zum vierfüßigen Gange. Sobald der Schwerpunkt verändert wird, auf dem der Menschenschädel in seiner erhabnen Wölbung ruhet: so scheinet der Kopf am Rücken vest, das Gebiß der Zähne tritt hervor, die Nase breitet sich platt und thierisch. Oben treten die Augenhölen näher zusammen: die Stirn geht zurück und bekommt von beiden Seiten den tödtlichen Druck des Affenschädels. Der Kopf wird oben und hinten spitz: die Vertiefung der Hirnschale bekommt eine kleinere Weite — und das alles, weil die Richtung der Form verrückt scheint, die schöne freie Bildung des Haupts zum aufrechten Gange des Menschen.

Rücket diesen Punkt anders und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenreich tritt die Stirn hervor und der Schädel wölbet sich mit erhabner ruhiger Würde. Die breite Thiernase zieht sich zusammen und organisirt sich höher und feiner:

*) Eine Abbildung dieses Beins siehe bei Blumenbach de generis humani varietate natiua Tab. I. fig. 2. Indessen scheinen nicht alle Affen dies os intermaxillare in gleichem Grad zu haben, da Tyson in seinem Zergliederungsbericht, daß es nicht da gewesen, deutlich bemerket.

33 f. Diese Schrift, Blumenbachs Inauguraldissertation, erschien Göttingen 1775 (4. Aufl., Göttingen 1795), wurde ins Französische von Chardel (Paris 1805), ins Deutsche von Gruber (Leipzig 1795) übersetzt. — Über Goethes Entdeckung des os int rmaxillare beim Menschen s. unsere Einleitung zum 1. Teil der „Ideen".

der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden und so formt sich die Lippe des Menschen, die der klügste Affe entbehret. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes schönes Oval zu ründen: sanft geht die Wange hinan: das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedanken=tempel. Und wodurch dies alles? Durch die Formung des Kopfs zur **aufrechten Gestalt**, durch die innere und äußere Organisation desselben zum **perpendicularen Schwerpunkt**.*) Wer Zweifel hierüber hat, sehe Menschen= und Affenschädel; und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres inneren Werks; und so treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligste deiner Erdenschöpfung, die Werkstäte des menschlichen Verstandes.

*
* *

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Größe des Gehirns bei Menschen mit der Gehirnmasse andrer Thiergattungen zu vergleichen und daher Thier und Gehirn gegen einander zu wägen. Aus drei Ursachen kann dies Wägen und diese Zahlbestimmung keine reinen Resultate geben.

1. Weil das Eine Glied des Verhältnisses, die Masse des Körpers zu unbestimmt ist und zu dem andern fein bestimmten Gliede, dem Gehirn selbst, keine reine Proportion gewähret. Wie verschiedenartig sind die Dinge, die in einem Körper wiegen! und wie verschieden kann das Verhältnis seyn, das die Natur unter ihnen vestgestellte! Sie wußte dem Elephanten seinen schweren Körper, selbst sein schweres Haupt durch Luft zu erleichtern und ohngeachtet seines nicht übergroßen Gehirnes ist er der Weiseste der Thiere. Was wiegt im Körper des Thiers am meisten? Die Knochen und mit ihnen hat das Gehirn kein unmittelbares Verhältniß.

2. Ohnstreitig kommt viel darauf an: wozu das Gehirn für den Körper gebraucht werde? wohin und zu welchen Lebens=

*) Die Abhandlung **Daubentons** sur les differences de la situation du grand trou occipital dans l'homme & dans les animaux in den Mem. de l'acad. de Paris 1764, die ich bei **Blumenbach** angeführt gefunden, habe ich bisher nicht gelesen; ich weiß also auch nicht, wohin sein Gedanke gehet oder wie weit er ihn führet? Meine Meinung ist aus vorliegenden Thier= und Menschenschädeln geschöpfet.

15. bei Menschen, S. W. S. XIII, 120 verbessert in Anlehnung an Herders Entwurf: beim Menschen.

verrichtungen es seine Nerven sende? Wenn man also Gehirn- und Nervengebäude gegen einander wöge; so gäbe es schon ein feineres und dennoch kein reines Verhältniß: denn das Gewicht beider zeigt doch nie, weder die Feinheit der Nerven, noch die Absicht ihrer Wege.

3. Also käme zuletzt alles auf die **feinere Ausarbeitung,** auf die **proportionirte Lage der Theile gegen einander** und wie es scheint, am meisten auf den **weiten und freien Sammelplatz** an, die Eindrücke und Empfindungen aller Nerven mit der größesten Kraft, mit der schärfsten Wahrheit, endlich auch mit dem freiesten Spiel der Mannichfaltigkeit zu verknüpfen und zu dem unbekannten göttlichen Eins, das wir **Gedanke** nennen, energisch zu vereinen; wovon uns die Größe des Gehirns an sich nichts saget.

Indessen sind diese berechnenden Erfahrungen*) schätzbar und geben, zwar nicht die letzten, aber sehr belehrende und weiterhinleitende Resultate; deren ich einige, um auch hier die aufsteigende Einförmigkeit des Ganges der Natur zu zeigen, anzuführen wage.

1. In den kleinern Thieren, bei denen der Kreislauf und die organische Wärme noch unvollkommen ist, findet sich auch ein kleineres Gehirn und wenigere Nerven. Die Natur hat ihnen, wie wir schon bemerkt haben, an innigem oder fein verbreitetem Reiz ersetzt, was sie ihnen an Empfindung versagen mußte: denn wahrscheinlich konnte der ausarbeitende Organismus dieser Geschöpfe ein größeres Gehirn weder hervorbringen noch ertragen.

2. In den Thieren von wärmerm Blut wächst auch die Masse des Gehirns in dem Verhältniß, wie ihre künstlichere Organisation wächset; zugleich treten hier aber auch andre Rücksichten ein, die insonderheit das Verhältniß der Nerven und Muskelkräfte gegen einander zu bestimmen scheinet. In Raubthieren ist das Gehirn kleiner: bei ihnen herrschen Muskelkräfte, und auch ihre Nerven sind großentheils Dienerinnen desselben und

*) In **Hallers** größerer Physiologie ist deren eine Menge gesammlet; es wäre zu wünschen, daß Hr. Prof. **Wrisberg** seine reichen Erfahrungen, auf welche er sich in den Anmerkungen zu **Hallers** kleinerer Physiologie bezieht, bekannt machte: denn daß die **specifische Schwere** des Gehirns, die er untersucht hat, ein feinerer Maasstab sei, als der bei den vorhergehenden Berechnungen gebraucht worden, wird sich bald ergeben.

33. Wrisberg, s. S. 84, Z. 23 Anm.

des thierischen Reizes. Bei Grasfressenden ruhigen Thieren wird das Gehirn größer; obwohl es auch bei ihnen sich größtentheils noch in Nerven der Sinne zu verbrauchen scheinet. Die Vögel haben viel Gehirn: denn sie mußten in ihrem kältern Element wärmeres Blut haben. Der Kreislauf ist auch zusammengedrängter in ihrem meistens kleineren Körper; und so füllet bei dem verliebten Sperlinge das Gehirn den ganzen Kopf und ist $1/5$ vom Gewicht seines Körpers.

3. Bei jungen Geschöpfen ist das Gehirn größer als bei Erwachsenen; offenbar weil es flüßiger und zarter ist, also auch einen größern Raum einnimmt, deßwegen aber kein größeres Gewicht gibt. In ihm ist noch der Vorrath jener zarten Befeuchtung zu allen Lebensverrichtungen und innern Wirkungen, durch welche das Geschöpf sich in seinen jüngern Jahren Fertigkeiten bilden und also viel aufwenden soll. Mit den Jahren wird es trockner und fester: denn die Fertigkeiten sind gebildet da und der Mensch sowohl als das Thier ist nicht mehr so leichter, so anmuthiger, so flüchtiger Eindrücke fähig. Kurz, die Größe des Gehirns bei einem Geschöpf scheint eine nothwendige Mitbedingung; nicht aber die einzige, nicht die erste Bedingung zu seyn, zu seiner größern Fähigkeit und Verstandesübung. Unter allen Thieren hat der Mensch, wie schon die Alten wußten, verhältnißmäßig das größeste Gehirn, worinn ihm aber der Affe nichts nachgibt: ja das Pferd wird hierinn übertroffen vom Esel.

* * *

Also muß etwas anders hinzukommen, das die feinere Denkungskraft des Geschöpfs physiologisch fördert; und was könnte dies, nach dem Stufengange von Organisationen, den uns die Natur vors Auge gelegt hat, anders seyn, als der **Bau des Gehirns** selbst, die vollkommenere **Ausarbeitung** seiner Theile und Säfte, endlich die schönere **Lage und Proportion** desselben zur Empfängniß geistiger Empfindungen und Ideen in der glücklichsten Lebenswärme. Lasset uns ihr Buch aufschlagen, die feinsten Blätter die sie je geschrieben, die Gehirntafeln selbst: denn da der Zweck ihrer Organisationen auf Empfindung, auf Wohlseyn, auf Glückseligkeit eines Geschöpfs geht: so muß das **Haupt** endlich das sicherste Archiv werden, in dem wir ihre Gedanken finden:

1. In Geschöpfen, bei denen das Gehirn kaum anfängt, erscheinet es noch sehr einfach: es ist wie eine Knospe oder ein paar Knospen des fortsprießenden Rückenmarkes, die nur den nöthigsten Sinnen Nerven ertheilen. Bei Fischen und Vögeln, die nach **Willis** Bemerkung im ganzen Bau des Gehirns Aehnlichkeit haben, nimmt die Zahl der Erhöhungen bis zu fünf und mehreren zu: sie sondern sich auch deutlicher auseinander. In den Thieren von wärmerem Blut endlich unterscheidet sich das kleine und große Gehirn känntlich: die Flügel des letzten breiten sich, der Organisation des Geschöpfs zufolge, auseinander und die einzelnen Theile treten zu eben dem Zweck in Verhältniß. Die Natur hat also, so wie bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter, so auch bei dem Inbegrif und Ziel derselben, dem Gehirn, nur **Einen Haupttypus**, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiednen äußern Organisation des Geschöpfs im kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs künstlichste vollendet. Sie kommt mit dem kleinen Hirn eher zu Stande, als mit dem großen, da jenes seinem Ursprunge nach dem Rückenmark näher und verwandter, also auch bei mehreren Gattungen gleichförmiger ist, bei denen die Gestalt des großen Gehirns noch sehr variiret. Es ist dieses auch nicht zu verwundern, da vom kleinern Gehirn so wichtige Nerven für die thierische Organisation entspringen; so daß die Natur in Ausbildung der edelsten Gedankenkräfte ihren Weg von dem Rücken nach den vordern Theilen nehmen mußte.

2. Bei dem größern Gehirn zeiget sich die mehrere Ausarbeitung seiner Flügel in den edlern Theilen auf mehr als Eine Weise. Nicht nur sind seine Furchen künstlicher und tiefer und der Mensch hat derselben mehrere und mannichfaltere als irgend ein anderes Geschöpf: nicht nur ist die Rinde des Hirns beim Menschen der zarteste und feinste Theil seiner Glieder, der sich ausdunstend bis auf $1/_{25}$ verlieret; sondern auch der Schatz, den diese Rinde bedecket und durchflicht, das Mark des Gehirns, ist bei den edlern Thieren und am meisten beim Menschen in seinen

5. Thomas Willis (1622—1675), 1660 Professor der Naturphilosophie zu Oxford, seit 1666 mit glänzendem Erfolge praktischer Arzt zu London. Cerebri anatome, cui accessit nervorum descriptio et usus. (London 1664, 1670. Amsterdam 1664, 1667, 1683). — 30. mannichfaltere, A_2 B: mannigfaltigere. S. W. S. XIII, 124.

Theilen unterschiedner, bestimmter und vergleichungsweise größer als bei allen andern Geschöpfen. Beim Menschen überwiegt das große Gehirn das kleine um ein vieles: und das größere Gewicht desselben zeigt seine innere Fülle und mehrere Ausarbeitung.

3. Nun zeigen alle bisherigen Erfahrungen, die der gelehrteste Physiolog aller Nationen, **Haller**, gesammlet, wie wenig sich das **untheilbare Werk der Ideenbildung** in einzelnen materiellen Theilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse; ja mich dünkt, wenn alle diese Erfahrungen auch nicht vorhanden wären, hätte man aus der Beschaffenheit der Ideenbildung selbst darauf kommen müssen. Was ists, daß wir die Kraft unsres Denkens nach ihren verschiednen Verhältnissen bald Einbildungskraft und Gedächtniß, bald Witz und Verstand nennen? daß wir die Triebe zu begehren vom reinen Willen absondern und endlich gar Empfindungs- und Bewegungskräfte theilen? Die mindeste genauere Ueberlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich von einander getrennt seyn können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtniß und die Einbildungskraft, in einer andern die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen: denn der Gedanke unsrer Seele ist ungetheilt und jede dieser Wirkungen ist eine Frucht der Gedanken. Es wird daher beinah ungereimt, abstrahirte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen und wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf, die Seele aus einander zu werfen. Entgehet uns bei dem gröbsten Sinn das Material der Empfindung, das vom Nervensaft, (wenn dieser auch da wäre,) ein so verschiednes Ding ist: wie viel weniger wird uns die geistige Verbindung aller Sinne und Empfindungen empfindbar werden, daß wir dieselbe nicht nur sehen und hören, sondern auch in den verschiedenen Theilen des Gehirns so willkührlich erwecken könnten, als ob wir ein Clavichord spielten. Der Gedanke, dieses auch nur zu erwarten, ist mir fremde.

4. Noch fremder wird er mir, wenn ich den Bau des Gehirns und seiner Nerven betrachte. Wie anders ist hier die Haushaltung der Natur, als wie sich unsre abstrahirte Psychologie die Sinne und Kräfte der Seele denket! Wer würde aus der Metaphysik errathen, daß die Nerven der Sinne also entstehn, sich also

trennen und verbinden? und doch sind dies die einzigen Gegenden des Gehirns, die wir in ihren organischen Zwecken kennen, weil uns ihre Wirkung vors Auge gelegt ist. Also bleibt uns nichts übrig, als diese heilige Werkstäte der Ideen, das innere Gehirn, wo sich die Sinne einander nähern, als die Gebärmutter anzusehen, in denen sich die Frucht der Gedanken unsichtbar und unzertheilt bildet. Ist jene gesund und frisch und gewährt der Frucht nicht nur die gehörige Geistes- und Lebenswärme, sondern auch den geräumigen Ort, die schickliche Stäte, auf welcher die Empfindungen der Sinne und des ganzen Körpers von der unsichtbaren organischen Kraft, die hier alles durchwebt, erfasset und wenn ich metaphorisch reden darf, in den **lichten Punkt** vereinigt werden können, der höhere **Besinnung** heißt: so wird, wenn äussere Umstände des Unterrichts und der Ideenweckung dazu kommen, das feinorganisirte Geschöpf der Vernunft fähig. Ist dieses nicht, fehlen dem Gehirn wesentliche Theile oder feinere Säfte: nehmen gröbere Sinne den Platz ein oder findet es sich endlich in einer verschobenen, zusammengedruckten Lage: was wird die Folge seyn? als daß jene feine Zusammenstralung der Ideen nicht statt finde, daß das Geschöpf ein Knecht der Sinne bleibe.

5. Die Bildung der verschiednen Thiergehirne scheint dies augenscheinlich darzulegen und eben hieraus, verglichen mit der äußern Organisation und Lebensweise des Thieres, wird man sich Rechenschaft geben können, warum die Natur, die überall auf **Einen** Typus ausging, ihn nicht allenthalben erreichen konnte und jetzt so, jetzt anders abwechseln mußte. Der Hauptsinn vieler Geschöpfe ist der Geruch: er ist ihnen der nothwendigste zur Unterhaltung und ihres Instinkts Führer. Nun siehe, wie sich im Gesicht des Thiers die Nase hervordrängt: so drängen sich auch im Gehirn desselben die Geruchnerven hervor, als ob zu ihnen allein der Vordertheil des Haupts gemacht wäre. Breit, hol und markig gehen sie daher, daß sie fortgesetzte Gehirnkammern scheinen; bei manchen Gattungen gehen die Stirnhölen weit herauf, um vielleicht auch den Sinn des Geruchs zu verstärken und so, wenn ich so sagen darf, ist ein großer Theil der Thierseele **geruchartig.** Die Sehnerven folgen, da nach dem Geruch dieser Sinn dem Geschöpf der nöthigste war: sie gelangen schon mehr zur mittlern Region des Gehirns, wie sie auch einem feineren Sinn

dienen. Die andern Nerven, die ich nicht herzählen will, folgen in der Maaße, wie die äußere und innere Organisation einen Zusammenhang der Theile fodert, so daß z. B. die Nerven und Muskeln der Theile des Hinterhaupts den Mund, die Kinnbacken u. s. stützen und beseelen. Sie schließen also gleichsam das Antlitz und machen das äußere Gebilde so zu einem Ganzen, wie es nach dem Verhältniß innerer Kräfte das Innere war; nur berechne man dieses nicht blos auf das Gesicht, sondern auf den ganzen Körper. Es ist sehr angenehm, die verschiednen Verhältnisse verschiedner Gestalten vergleichend durchzugehn und die innern Gewichte zu betrachten, die die Natur für jedes Geschöpf aufhing. Wo sie versagte, erstattete sie: wo sie verwirren mußte, verwirrete sie weise, d. i. der äußern Organisation des Geschöpfs und seiner ganzen Lebensweise harmonisch. Sie hatte aber immer ihren Typus im Auge und wich ungern von ihm ab, weil ein gewisses **analoges Empfinden und Erkennen** der Hauptzweck war, zu dem sie alle Erdorganisationen bilden wollte. Bei Vögeln, Fischen und den verschiedensten Landthieren ist dies in einer fortgehenden Analogie zu zeigen.

6. Und so kommen wir auf den Vorzug des Menschen in seiner Gehirnbildung; wovon hängt er ab? offenbar von seiner **vollkommnern Organisation im Ganzen** und zuletzt von seiner **aufrechten Stellung.** Jedes Thiergehirn ist nach der Bildung seines Kopfs oder vielmehr diese nach ihm geformt, weil die Natur von innen aus wirket. Zu welchem Gange, zu welchem Verhältniß der Theile gegen einander, zu welchem **Habitus** endlich sie das Geschöpf bestimmte: darnach mischte und ordnete sie auch seine organischen Kräfte. Und so ward das Gehirn groß oder klein, breit oder schmal, schwer oder leicht, viel- oder einartig; nachdem seine Kräfte waren und in welchem Verhältniß sie gegen einander wirkten. Darnach wurden auch die Sinne des Geschöpfs stark oder schwach, herrschend oder dienend. Hölen und Muskeln des Vorder- und Hinterhaupts bildeten sich, nachdem die Lymphe gravitirte, kurz nach dem **Winkel der organischen Hauptrichtung.** Von zahlreichen Proben, die hierüber aus Gattungen und Geschlechtern angeführt werden könnten, führe ich nur zwei oder drei an. Was bildet den organischen Unterschied unsers Haupts vom Kopf des Affen? der Winkel seiner Hauptrichtung. Der Affe hat

alle Theile des Gehirns, die der Mensch hat; er hat sie aber nach der Gestalt seines Schädels in einer zurückgedrückten Lage, und diese hat er, weil sein Kopf unter einem andern Winkel geformt und er nicht zum aufrechten Gange gemacht ist. Sofort wirkten alle organischen Kräfte anders: der Kopf ward nicht so hoch, nicht so breit, nicht so lang wie der unsre: die niedern Sinne traten mit dem Untertheil des Gesichts hervor und es ward ein Thiergesicht, so wie sein zurückgeschobnes Gehirn immer nur ein Thiergehirn blieb: wenn er auch alle Theile des menschlichen Gehirns hätte; er hat sie in andrer Lage, in anderm Verhältniß. Die Parisischen Zergliederer fanden in ihren Affen die Vordertheile Menschenähnlich; die innern aber von dem kleinen Gehirn alle im Verhältniß tiefer: die Zirbeldrüse war konisch, ihre Spitze nach dem Hinterhaupt gekehrt u. s. — lauter Verhältnisse aus diesem Winkel der Hauptrichtung zu seinem Gange, zu seiner Gestalt und Lebensweise. Der Affe, den **Blumenbach***) zergliederte, war noch thierischer, wahrscheinlich weil er von einer niedrigern Art war: daher sein größeres cerebellum, daher die andern fehlende Unterschiede in den wichtigsten Regionen. Beim Orang-Utang fallen diese weg, weil sein Haupt minder zurückgebogen, sein Gehirn minder zurückgedrückt ist; indessen noch zurückgedrückt gnug, wenn man es mit dem hoch- und rund- und freigewölbten menschlichen Gehirn vergleicht, der einzigen schönen Kammer der vernünftigen Ideenbildung. Warum hat das Pferd kein Wundernetz (rete mirabile) gleich andern Thieren? weil sein Haupt empor steht und sich die Hauptader schon einigermaßen dem Menschen ähnlich, ohne diese Versiegungen, wie bei hangenden Thierhäuptern erhebet. Es ward also auch ein edleres, rasches, muthiges Thier, von vieler Wärme, von wenigem Schlaf; da hingegen bei Geschöpfen, denen ihr Haupt niedersank, die Natur im Bau des Gehirns so viel andre Anstalten vorzukehren hatte, so gar daß sie die Haupttheile desselben mit einer beinern Wand unterschied. Alles kam also auf die **Richtung** an, nach und zu der sie das Haupt, der Organisation des ganzen Körpers gemäß, formte. Ich schweige von mehrern Beispielen, mit dem Wunsch,

*) Blumenbach. de varietat. nativ. gen. hum. p. 32.

36. 1775. Blumenbach, geb. 1752, gest. 1840, seit 1776 Professor der Medizin in Göttingen; s. S. 116, Z. 33 Anm.

daß forschende Zergliederer insonderheit bei Menschenähnlichen Thieren auf dies innere Verhältniß der Theile **nach der Lage gegen einander und nach der Richtung des Haupts in seiner Organisation zum Ganzen** Rücksicht nehmen mögten; hier, glaube ich, wohnt der Unterschied einer Organisation zu diesem oder jenem Instinkt, zur Wirkung einer Thier- oder Menschenseele: denn jedes Geschöpf ist in allen seinen Theilen ein lebendig-zusammenwirkendes Ganze.

7. Selbst der Winkel der menschlichen Wohlgestalt oder Mißbildung scheinet sich aus diesem einfachen und allgemeinen Gesetz der Bildung des Haupts zum aufrechten Gange bestimmen zu lassen: denn da diese Form des Kopfs, diese Ausbreitung des Gehirns in seiner weiten und schönen Hemisphäre, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit nur auf einer aufrechten Gestalt möglich war, wie das Verhältniß und die Gravitation dieser Theile selbst, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeiget: so konnte auch aus diesem innern Verhältniß nichts anders als die menschliche Wohlgestalt werden. Warum neiget sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? weil sie den weitesten Raum eines freien Gehirns umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirnhölen verräth, also einen Tempel **jugendlich-schöner und reiner Menschengedanken.** Das Hinterhaupt dagegen ist klein: denn das thierische cerebellum soll nicht überwiegen. So ists mit den andern Theilen des Gesichts; sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an; und jede Abweichung davon ist thierisch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung dieser Theile einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die blos errathende Physiognomik schwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Aeußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts anders geschaffen hätte.

Blick' also auf gen Himmel, o Mensch! und erfreue dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, deine aufrechte Gestalt knüpfte. Gingest du wie ein Thier gebückt, wäre dein Haupt in eben der

gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit unsichtbar in dich gesenket? Selbst die Elenden, die unter die Thiere geriethen, verlohren es: wie sich ihr Haupt mißbildete, verwilderten auch die inneren Kräfte: gröbere Sinnen zogen das Geschöpf zur Erde nieder. Nun aber durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange, bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dies zarte ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die thierischen Organe traten zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab, es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die sprossende Blüte des Rückens und der sinnlichen Lebenskräfte trat, da es bei den Thieren herrschender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes milderes Verhältniß. Die Stralen der wunderbarschönen gestreiften Körper wurden bei dem Menschen gezeichneter und feiner; ein Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in dieser mittlern Region zusammen und auseinander stralet. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur empor sproßte, sich aber vorn weg zu einem Gewächs voll ätherischer Kräfte wölbet, das nur auf diesem emporstrebenden Baum erzeugt werden konnte..

Denn ferner: Die ganze Proportion der organischen Kräfte eines Thiers ist der Vernunft noch nicht günstig. In seiner Bildung herrschen Muskelkräfte und sinnliche Lebensreize, die nach dem Zweck des Geschöpfs in jede Organisation eigen vertheilt sind und den herrschenden **Instinkt** jedweder Gattung bilden. Mit der aufrechten Gestalt des Menschen stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportionirt sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten. Mit jedem Aderschlag' erhebt sich mehr als der sechste Theil des Bluts im menschlichen Körper allein zum Haupt: der Hauptstrom desselben erhebt sich gerade und krümmet sich sanft und theilt sich allmälich, also daß auch die entferntesten Theile des Haupts von seinem und

seiner Brüder Strömen Nahrung und Wärme erhalten. Die Natur bot alle ihre Kunst auf, die Gefäße desselben zu verstärken, seine Macht zu schwächen und zu verfeinern, es lange im Gehirn zu halten und wenn es sein Werk gethan hat, es sanft vom Haupt zurückzuleiten. Es entsprang aus Stämmen, die, dem Herzen nahe, noch mit aller Kraft der ersten Bewegung wirken und vom ersten Lebensanfange an arbeitet die ganze Gewalt des jungen Herzens auf diese, die empfindlichsten und edelsten Theile. Die äussern Glieder bleiben noch ungeformt, damit zuerst nur das Haupt und die innern Theile aufs zarteste bereitet werden. Mit Verwundern sieht man nicht nur das gewaltige Uebermaaß derselben, sondern auch ihre feine Structur in den einzelnen Sinnen des Ungebohrnen, als ob die große Künstlerin denselben allein zum Gehirn und zu den Kräften innerer Bewegung erschaffen wollte, bis sie allmälich auch die andern Glieder als Werkzeuge und Darstellung des Innern nachholet. Schon also in Mutterleibe wird der Mensch zur aufrechten Stellung und zu allem, was von ihr abhängt, gebildet. In keinem hangenden Thierleibe wird er getragen; ihm ist eine künstlichere Formungsstäte bereitet, die auf ihrer Basis ruhet. Da sitzt der kleine Schlafende und das Blut dringt zu seinem Haupt bis dieses durch seine eigne Schwere sinket. Kurz, der Mensch ist was er seyn soll (und dazu wirken alle Theile) ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer **feinern Gedankenbildung.**

II.

Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern.

Ist unser Weg bisher richtig gewesen; so muß, da die Natur immer gleichförmig wirkt, auch bei niedrigern Geschöpfen dieselbe Analogie im Verhältniß ihres Haupts zu dem gesammten Gliederbau herrschen und sie herrscht auf die augenscheinlichste Weise. Wie die Pflanze darauf arbeitet, das Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfs Krone, hervorzutreiben: so arbeitet der ganze Gliederbau in den lebendigen Geschöpfen, um das Haupt als seine Krone zu nähren. Man sollte sagen, daß der Reihe der Geschöpfe nach

die Natur allen ihren Organismus anwende, immer mehr und ein feineres Gehirn zu bereiten, mithin dem Geschöpf einen freiern Mittelpunkt von Empfindungen und Gedanken zu sammeln. Je weiter sie hinaufrückt, desto mehr treibt sie ihr Werk: so viel sie nämlich thun kann, ohne das Haupt des Geschöpfs zu beschweren und seine sinnlichen Lebensverrichtungen zu stören. Lasset uns einige Glieder dieser hinaufsteigenden organischen Empfindungskette, auch in der **äußern Form und Richtung ihres Haupts**, bemerken.

1. In Thieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzenthiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar: in andern kommts wie ein Auge hervor. Klein ists in den Insekten, in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins und in den Amphibien behält es größtentheils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebet: desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner thierischen Dumpfheit; um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheinet nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Hayfisch, der gleichsam ganz Rache und Gebiß ist oder den verschlingenden schleichenden Krokodill mit feinern Organisationen und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführet werden, daß: **je mehr das Haupt und der Körper eines Thiers eine ungetrennte horizontale Linie sind: desto weniger ist bei ihm zum erhöhetern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender, ungelenkiger Rachen das Ziel seiner Wirkung.**

2. Je vollkommener das Thier wird, desto mehr kommts gleichsam von der Erde herauf: es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich nach der Organisation seines Baues: und nach dem Ganzen bekommt der Kopf **Stellung und Richtung.** Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beutelthiere, den Ygel, die Ratte, den Vielfraß und andre niedrige Geschlechter mit den edleren Thieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund stehet lang und

vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer: natürlicher Weise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern, weitern Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß: **je mehr sich der Körper zu heben und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt: desto feiner wird des Geschöpfs Bildung.** Nur muß dieser Satz, so wie der vorige nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältniß und Bau des Thiers verstanden werden.

3. Je mehr an dem erhöhetern Kopf die Untertheile des Gesichts abnehmen oder zurückgedrängt werden: desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Katze und den Löwen, das Nashorn und den Elephanten, das Roß und das Flußpferd. Je breiter, gröber und herabziehender gegentheils die Untertheile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel und der Obertheil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Thierarten überhaupt, sondern auch Eine und dieselbe nach Klimaten. Man betrachte den weissen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder, oder die verschiednen Gattungen der Hunde, Hirsche, Rehe; kurz, **je weniger das Thier gleichsam Kinnbacke und je mehr es Kopf ist; desto vernunftähnlicher wird seine Bildung.** Um sich diese Ansicht klärer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Thiergerippes Linien zur höchsten Scheitelhöhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade: so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannichfaltige Verschiedenheit sehen; zugleich aber auch inne werden, daß alles dies ursprünglich vom mehr oder minder **horizontalen Gange** herrühre und diesem diene.

Ich begegne mich hier mit dem feinen Verhältniß, das **Camper** über die Bildung der Affen und Menschen und unter diesen der verschiednen Nationalbildungen gegeben hat,*) indem er nämlich eine gerade Linie durch die Hölen des Ohrs bis zum Boden der Nase und eine andere von der höchsten Hervorragung

*) S. Campers kleinere Schriften, Th. I, S. 15 u. f. Ich wünschte, daß die Abhandlung vollständig und auch die zwei Kupfertafeln dazu bekannt gemacht würden.

35. S. S. 115, Z. 27 u. Anm.

des Stirnbeins bis auf den am meisten hervorragenden Theil der Oberkinnlade im schärfsten Profil ziehet. Er meint in diesem Winkel nicht nur den Unterschied der Thiere sondern auch der verschiednen Nationen zu finden und glaubt, die Natur habe sich dieses Winkels bedient, alle Verschiedenheiten der Thiere zu bestimmen und sie gleichsam Stufenweise bis zum Schönsten der schönen Menschen zu erheben. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel und diese Winkel werden größer, je nachdem sich das Thier der menschlichen Gestalt nähert. Die Affenköpfe steigen von 42 bis zu 50 Graden; der letzte ist dem Menschen ähnlich. Der Neger und Kalmucke haben 70, der Europäer 80 Grade und die Griechen haben ihr Ideal von 90 bis zu 100 Graden verschönert. Was über diese Linie fällt, wird ein Ungeheuer; sie ist also das Höchste, wozu die Alten die Schönheit ihrer Köpfe gebracht haben.„ So frappant diese Bemerkung ist: so sehr freuet es mich, sie, wie ich glaube, auf ihren physischen Grund zurück führen zu können; es ist dieser nämlich **das Verhältniß des Geschöpfs zur horizontalen und perpendikularen Kopfstellung und Bildung,** von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns, so wie die Schönheit und Proportion aller Gesichtstheile abhängt. Wenn man das **Campersche** Verhältniß also vollständig machen und zugleich seinen Grund erweisen will: so darf man nur statt des Ohrs den letzten Halswirbel zum Punkt nehmen und von ihm zum letzten Punkt des Hinterhaupts, zum obersten des Scheitels, zum vordersten der Stirn, zum hervorspringendsten des Kinnbeins Linien ziehen; so wird nicht nur die Varietät der Kopfbildung selbst, sondern auch der Grund derselben sichtbar, daß Alles von der **Formung und Richtung dieser Theile zum horizontalen und perpendikularen Gange,** mithin zum ganzen Habitus des Geschöpfs abhange und hiernach, zufolge eines einfachen Bildungsprincipium, in die größeste Mannichfaltigkeit Einheit gebracht werden möge.

O daß ein zweiter **Galen** in unsern Tagen das Buch des Alten von den Theilen des menschlichen Körpers insonderheit zu dem Zweck erneute, damit die Vollkommenheit unsrer Gestalt im aufrechten Gange nach allen Proportionen und Wirkungen offenbar würde! daß er in fortgehender Vergleichung mit denen uns

32. Claudius Galenus (geb. 131 n. Chr. in Pergamum, gest. in den ersten Jahren des 3. Jahrhunderts), *περὶ χρείας τῶν ἐν ἀνθρώπου σώματι μορίων.*

nächsten Thieren den Menschen vom ersten Anfange seiner Sichtbarkeit in seinen thierischen und geistigen Verrichtungen, in der feinern Proportion aller Theile zu einander, zuletzt den ganzen sprossenden Baum bis zu seiner Krone, dem Gehirn verfolgte und durch Vergleichungen zeigte, wie eine solche nur hier sprossen konnte. Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst, wie die Pflanze aufwärts blühet: so sollte man auch vermuthen, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. Aber das Thier mußte in diesen früheren Perioden seiner Niedergeschlagenheit noch animalische Kräfte ausarbeiten und sich mit Sinnen und Trieben üben lernen, ehe es zu unsrer, der freiesten und vollkommensten Stellung gelangen konnte. Allmälich nahet es sich derselben: der kriechende Wurm erhebt, so viel er kann, vom Staube sein Haupt und das Seethier schleichet gebückt ans Ufer. Mit hohem Halse stehet der stolze Hirsch, das edle Roß da und dem gezähmten Thier werden schon seine Triebe gedämpft: seine Seele wird mit Vorideen genährt, die es zwar noch nicht fassen kann, die es aber auf Glauben annimmt und sich gleichsam blind zu ihnen gewöhnet. Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich; und der thierischhinabgezwungene Körper richtet sich auf: der Baum seines Rückens sproßt gerader und efflorescirt feiner: die Brust hat sich gewölbet, die Hüften geschloßen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und stralen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in Einen Gottesgedanken. Und das alles, wodurch anders? als vielleicht, wenn die organischen Kräfte sattsam geübt sind, durch Ein Machtwort der Schöpfung: **Geschöpf, steh auf von der Erde.**

III.

Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisiret.

Nahe dem Boden hatten alle Sinne des Menschen nur einen kleinen Umfang und die niedrigen drängeten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeiget. Geruch und Geschmack waren, wie bei dem Thier, ihre ziehenden Führer. — —

Ueber die Erde und Kräuter erhoben, herrschet der Geruch nicht mehr, sondern das Auge: es hat ein weiteres Reich um sich und übet sich von Kindheit auf in der feinsten Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinunter gesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideensammlung, da es bei dem Thier lauschend hinauf steht und bei vielen auch seiner äussern Gestalt nach zugespitzt horchet.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf: denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernet, wird er eingeweihet, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Thier! es hat zum Theil schon Finger wie der Mensch; nur sind sie hier in einen Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander Gebilde eingeschlossen und durch Schwülen verderbet. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände; Werkzeuge der feinsten Handthierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. **Helvetius** hat so fern Recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen: denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elephanten? Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinen Körper verbreitet und bei verstümmelten Menschen haben die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübet, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daum, der große Zeh, die auch der Struktur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die nothwendigsten Kunstgehülfen zum Stehen- Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der Kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen: er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden, er deckt Häuser ab und kann Menschen morden. Das wilde Mägdchen zu **Songi** schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor

17. Helvetius, De l'Esprit. 2 Vol. Paris 1758. Vol. I. Discours I. Chap. I. S. 2—6. — 35. S. S. 108, Z. 13 Anm.

den Kopf und ersetzte mit Klettern und Laufen, was ihr an Stärke abgieng. Also auch der verwilderte Mensch ist, seiner Organisation nach, nicht ohne Vertheidigung; und aufgerichtet, cultivirt — welch Thier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzet? Kunst ist das stärkste Gewehr und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisirte Waffe. Nur zum Angrif fehlen ihm Klauen und Zähne; denn er sollte ein friedliches sanftmüthiges Geschöpf seyn; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdecket und die uns ahnen lassen, was für andre für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket: so mögen unentdeckte Welten der Mannichfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer vielorganisirten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie **Berklei** sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinster Sinn in tausend Gestalten und Farben unabläßig nur buchstabiret. Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstral auf ihm spielet, die feinste Geometrie beweiset. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Daseyn einen Schritt weiter, alle das mit klarem Blick sehn, was wir in unsrer vielorgani=

23. G. Berkeley, An Essay towards a new theory of Vision. (1709) sect. 147. The theory of vision, or visual language, shewing the immediate presence and providence of a deity, vindicated and explained. (1733) sect. 35—47. S. The Works of G. Berkeley, ed. by Alex. Campbell Fraser. Oxford 1871. Vol. I. S. 103 u. S. 385—391 Der Sinn, in welchem Berkeley das Sehen als eine Sprache Gottes bezeichnet, ist aber ein wesentlich anderer, als es hier nach Herders Zitat erscheint. B. findet, daß unsere Gesichtsvorstellungen entstehen durch das Zusammenwirken zweier ganz verschiedener Sinne, des Tastsinns und des Gesichtssinns. Zwischen diesen beiden hat Gott eine willkürliche Verbindung (arbitrary connexion) gestiftet, und so kann das Sehen eine Sprache Gottes genannt werden.

sirten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften dunkel übten und in welchem sich seiner Organisation gemäß das Thier schon vorzuüben scheinet.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte; es war **das göttliche Geschenk der Rede.** Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und andrer Glieder nur gehorchet. Das Beispiel der Taub- und Stummgebohrnen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Beispiele*), daß ein Taub- und Stummgebohrner seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah und wühlte, blos der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben: schrecklicher Beweis, wie wenig die geprieſne menschliche Vernunft und das Gefühl unsrer Gattung **durch sich selbst** vermöge. Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinne und Gedanken allmälich in Flammen brachte.

Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werk des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwergfell und sogar Theile des Unterleibes, des Nackens,

*) In Sacks vertheidigtem Glauben der Christen erinnere ich mich einen solchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen sind mir aus andern Schriften erinnerlich.

31. August Friedrich Wilhelm Sack (1703—1786). „Vertheidigter Glaube der Christen" erschien seit 1748 stückweise, 1751 als Ganzes. S. Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774). S. W. S. VI, S. 299.

des Halses und der Oberarme erfodert; zu diesem großen Werk also bauete die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Ribben, Muskeln und Adern: sie gab den Theilen der Brust die Vestigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören und ging von den niedrigern Geschöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugebohrne Thier den ersten Athemzug in sich, ja es dränget sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Theile sind zu diesem Werk geschaffen: denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nöthig. Indessen so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt: so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache **Glied der Zunge** befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ists, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmälich zum Schall und zur Stimme hinauffödert. Der Vogel freuet sich seines Gesanges als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlet und der innere Zustand seines Wesens freudig oder leidend hinaus will. Es gesticulirt wenig; und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen: die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Thür und dem Menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich und gewaltsam versaget*).

*) S. **Campers** Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, Philosoph. Transactions 1779. Vol. I.

36 f. S. S. 115, Z. 30 u. Z. 35. 'Philosophical transactions, of the Royal Society of London. Vol. LXIX. For the year 1779. Part. I. No. XIV. S. 139—159.

Warum that dies der Vater der menschlichen Rede? warum wollte er das Geschöpf, das alles nachahmt, gerade dies Kriterium der Menschheit nicht nachahmen lassen und versperrte ihm dazu durch eigne Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz: man höre die Rede mancher Mißgebohrnen und äußerst Einfältigen; und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe thut uns ihre Sprache und das entweihete Geschenk der menschlichen Rede! und wie entweiheter würde sie im Munde des lüsternen, groben, thierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle, mit halber Menschenvernunft nachäffen könnte. Ein abscheuliches Gewebe Menschenähnlicher Töne und Affengedanken — nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden und der Affe ward stumm, stummer als andre Thiere, wo ein jedes bis zum Frosch und zur Eidexe hinunter seinen eignen Schall hat.

Aber den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbet. Menschen, die unter die Thiere geriethen, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Theil auch die Fähigkeit zu derselben; ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache statt findet. Denn obgleich mehrere Thiere Menschenähnliche Sprachorgane haben: so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des **fortgehenden** Stroms der Rede aus unsrer erhabnen, freien, menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen, und ist, wie **Monboddo** sagt, der Mock-bird unter den Geschöpfen der Erde; sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Cultur an: denn nur durch sie beherrschet er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war,

28. James Burnett Lord Monboddo (1714—1799). Of the Origin and Progress of Language. 6 Bde. 1773. Zweite Ausg. 1774—1792. Bd. I, Buch 3, Kap. 6, S. 489 ff., besonders S. 492 erklärt Monboddo die Nachahmung der artikulierten Laute anderer Tiere, besonders der Vögel, für ein wesentliches Element in der Entstehung der Sprache. Den Ausdruck Mock-bird habe ich nicht finden können.

mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es seyn, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixiren; der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmälich erst verstehen lernet. Der Unterschied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerst athmend und keichend, denn schallend und sangbar seine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Thiere die **Stummen der Erde** nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfing der Mensch den Athem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, kurz die **göttliche Ideenkunst**, die Mutter aller Künste.

IV.

Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisiret.

Man spricht sichs einander nach, daß der Mensch ohne Instinct sey und daß dies Instinctlose Wesen den Charakter seines Geschlechts ausmache; er hat alle Instincte, die ein Erdethier um ihn besitzet; nur hat er sie alle, seiner Organisation nach, zu einem feinern Verhältniß gemildert.

Das Kind im Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdegeschöpf zukommen können. Es schwimmt im Wasser: es liegt mit offnem Munde: sein Kiefer ist groß, eh eine Lippe ihn bedecken kann, die sich nur spät bildet; so bald es auf die Welt kommt, schnappt es nach Luft und Saugen ist seine ungelernte erste Verrichtung. Das ganze Werk der Verdauung und Nahrung, des Hungers und Durstes geht Instinctmäßig oder durch noch dunklere Triebe seinen Gang fort. Die Muskeln- und Zeugungskräfte streben eben also zur Entwicklung und ein Mensch darf nur durch Affekt oder Krankheit wahnsinnig seyn, so siehet man bei ihm alle thierische Triebe. Noth und Gefahr entwickeln bei Menschen, ja bei ganzen Nationen, die animalisch leben, auch thierische Geschicklichkeiten, Sinnen und Kräfte.

21. im..., Herders Entwurf: in... (nie anders in den Handschriften).

Also sind dem Menschen die Triebe nicht sowohl geraubt als bei ihm **unterdrückt** und unter die Herrschaft der Nerven und der feinern Sinne **geordnet.** Ohne sie könnte auch das Geschöpf, das noch großentheils Thier ist, gar nicht leben.

Und wie werden sie unterdrückt? wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten; er zeiget uns das, was man oft so thöricht, als menschliche Schwachheit bejammert hat, von einer ganz andern Seite.

Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt, als keins der Thiere: offenbar weil es zu einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Thier nahm in seiner Mutter vierfüßige Gestalt an und gewann ob es gleich Anfangs eben so unproportionirt am Kopf ist, wie der Mensch, zuletzt völliges Verhältniß; oder bei Nervenreichen Thieren, die ihre Jungen schwach gebähren, erstattet sich doch das Verhältniß der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt lange schwach: denn sein Gliederbau ist, wenn ich so sagen darf, dem **Haupt zuerschaffen** worden, das übermäßig groß im Mutterleibe zuerst ausgebildet ward und also auf die Welt tritt. Die andern Glieder, die zu ihrem Wachsthum irrdische Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen, kommen ihm lange nicht nach, ob sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu ihm und nicht das Haupt verhältnißmäßig zu ihnen wächset. Das schwache Kind ist also, wenn man will, ein Invalide seiner obern Kräfte und die Natur bildet diese unabläßig und am früheſten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie so Instinktmäßig als das Thier; nur auf eine feinere Weise Nicht durch angebohrne Fertigkeiten und Künste: denn alle Kunstfertigkeiten der Thiere sind Folgen gröberer Reize; und wären diese von Kindheit an herrschend da: so bliebe der Mensch ein Thier, so würde er, da er schon alles kann, ehe ers lernte, nichts menschliches lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft, als Instinct angebohren werden, welches sogleich als Widerspruch erhellen wird, oder er mußte, wie es jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um **Vernunft zu lernen.**

Von Kindheit auf lernet er diese und wird, wie zum künstlichen Gange, so auch zu ihr, zur Freiheit und menschlichen Sprache durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt: die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet; wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden. Allmälich entfaltet sich sein Gesicht und hangt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hangt und durch ihre Hülfe die ersten Begriffe unterscheiden lernet. Und so lernt seine Hand allmälich greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigner Uebung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne: denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist **Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise,** die kein Thier hat und lernet. Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen.

Hieraus erhellet, was menschliche Vernunft sei: ein Name, der in den neuern Schriften so oft als ein angebohrnes Avtomat gebraucht wird und als solches nichts als Misdeutung giebet. Theoretisch und praktisch ist Vernunft nichts als etwas **Vernommenes,** eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht: so wenig als wir den innern Zustand eines tiefern Geschöpfs unter uns innig einsehn; die Vernunft des Menschen ist **menschlich.** Von Kindheit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner zumal feinern Sinne, nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er empfängt und nach der innern Schnellkraft, mit der er sie verbinden lernet. Das hieraus entstandne Eins ist sein Gedanke und die mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu Urtheilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist: das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm nicht angebohren; sondern er hat sie erlangt und nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte; nachdem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, nachdem ist

auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen, wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne: so müßten wir uns, ihr zu Folge, täuschen lassen; nur so viele Menschen Einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns Menschen und wir haben nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehen und die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammlen: so wird unsre Vernunft krüppelhaft und oft krüppelhaft aufs ganze Leben. Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles, wie seinen geraden Gang zu lernen: so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kommt oft nur durch Irren zur Wahrheit; indessen sich das Thier auf seinem vierfüßigen Gange sicher forträgt: denn die stärker ausgedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urtheile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen **Verstandesbestimmung** nach was kein anderes Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben **Vernunft** und **Freiheit** liegt und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen vielfachgemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Thier ist nur ein gebückter Sklave; wenn gleich einige edlere derselben ihr Haupt empor heben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste **Freigelassene** der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwo freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten: so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, **selbst Gewicht zu seyn** auf der Waage. Er kann dem trüglichsten

Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden: er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, gehets auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältniß der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie vestgestellet haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Thier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte: er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigner Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als Freiheit begränzt und sie ist glücklich begränzt, weil der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwohl die allumfassende Güte ihn auch in seinen Thorheiten umfasset und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenket. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann; aber auch, wenn es zurück fällt, nach Einen und denselben Naturgesetzen wirket so ist der Mensch im Irrthum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigebohrner: wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig, wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der Menschenfresser in Neuseeland und **Fenelon**, der verworfene Pescherei und **Newton** sind Geschöpfe Einer und derselben Gattung.

Nun scheinet es zwar, daß auf unsrer Erde alle ihr mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben statt finden sollte; und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst ans Thier gränzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dörfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Thiere unter uns sehen, und welch einen

langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufsprossende Blüthe von Vernunft und Freiheit in uns organisirend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unsrer Erde alles seyn sollte, was auf ihr möglich war und nur dann werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle gnugsam erklären können, wenn wir, Einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so Mancherlei in diesem großen Garten der Natur sproßen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Nothdurft obwalten: denn die ganze Erde auch in ihren wildesten Entlegenheiten sollte bewohnt werden; und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursach, warum er auch Pescherеis und Neuseeländer in dieser seiner Welten zuließ. Dem größesten Verächter des Menschengeschlechts ists indessen unläugbar, daß in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edeln Gewächse unter dem Licht der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche **Verstand** gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennet, hat er in ihrem äußern Gange belauscht und der Bewegung, der Zahl, dem Maas, dem Leben, sogar dem Daseyn nachgespürt, wo er dieselbe im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät, einer Gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das Alles schuf, hat wirklich einen Stral seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsre schwache Organisation gelegt und so niedrig der Mensch ist, kann er zu sich sagen: "ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß: denn er hat sie rings um mich offenbaret." Augenscheinlich war diese **Aehnlichkeit mit ihm selbst** die Summe aller seiner Erdeschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatz nicht höher hinauf; er unterließ aber auch nicht, bis zu ihr hinaufzusteigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem höchsten Punkt hinaufzuführen. Deßwegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

Gleicherweise hat auch die **Freiheit** im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich sowohl in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeiget. Daß Menschen dem unstäten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den **Bund der Ehe,** einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf Leben und Tod knüpften: daß sie ihrem eignen Willen entsagten und **Gesetze** über sie herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer **Regierung durch Menschen über Menschen** veststellten und ihn mit eigenem Blut und Leben schützten: daß edle Männer für ihr **Vaterland** sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlseyn und Ruhe zu schenken; daß endlich Gotterfüllete Weise aus edlem Durst für die **Wahrheit, Freiheit** und **Glückseligkeit unsers** Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armuth und Noth willig übernahmen und an dem Gedanken vesthielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschaft oder befördert hätten; wenn dieses Alles nicht große Menschentugenden und die Kraftvollesten Bestrebungen der **Selbstbestimmung** sind, die in uns lieget: so kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer wenige, die hierinn dem großen Haufen vorgingen und ihm als Aerzte heilsam aufzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte; eben diese wenigen aber waren die Blüthe des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen.

V.

Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisiret.

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Thier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er großentheils insonderheit auf dem Rücken mit Haaren bedecket; und das wäre denn die Decke,

7. sie, A_1 späterer Abzug: sich. S. W. S. XIII, 149. — 30. zartesten, A_2: zärtesten. S. W. S. XIII, 150.

über deren Entziehung der ältere Plinius die Natur so jammernd anklagt. Die wohlthätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben, seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder Jahrszeit, den Abwechselungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn einige Kunst, die diesem Geschöpf zweite Natur ist, Hülfe leistet.

Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde **Schaam** leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen: so ist sie dem Menschen, ja schon ein dunkles Analogon derselben einigen Thierarten, natürlich: denn auch die Aeffin bedecket sich und der Elephant suchet zur Begattung einsame dunkle Wälder. Wir kennen beinah keine noch so thierische Nation*) auf der Erde, die nicht zumal bei den Weibern von den Jahren an, da die Triebe erwachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Theile und andre Umstände eine Hülle fodern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wuth der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art **sinnlicher Oekonomie** des schnellesten und nothwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Thieren will das Weib gesuchet seyn und bietet sich nicht dar: sie erfüllet damit unwissend Absichten der Natur und bei den Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewahrerin der holdseligen Schaam, die bei der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln mußte —

Also bekam der Mensch Kleidung und so bald er diese und einige andere Kunst hatte, war er vermögend jedes Klima der Erde auszudauren und in Besitz zu nehmen. Wenige Thiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können; und doch mit welcher Veränderung ihrer Gestalt, mit welcher Abartung ihres angebohrnen Temperamentes! Der Mensch allein hat sich am wenigsten und in wesentlichen Theilen gar nicht verändert. Man erstaunt, wie ganz und einförmig sich seine Natur erhalten, wenn man die Abänderungen seiner wandernden Mit-

*) Mir sind nur zwei ganz nackte Nationen bekannt, die aber auch in einer thierischen Wildheit leben, die P e s c h e r e i s an der äussersten Spitze von Südamerika, ein Auswurf andrer Nationen und ein wildes Volk bei **Arakan** und **Pegu**, das mir in den dortigen Gegenden noch ein Räthsel ist, ob ichs gleich in einer der neusten Reisen (Mackingtosh travels T. I. p. 341. Lond. 1782.) bestätigt finde.

1. Natur. hist. VII, 1. S.

brüder unter den Thieren siehet. Seine zarte Natur ist so bestimmt, so vollkommen organisirt, daß er auf einer höchsten Stufe stehet und wenige Varietäten, die nicht einmal Anomalien zu nennen sind, sich an ihm möglich fanden.

Wodurch nun dieses? Abermals durch seine aufrechte Gestalt; durch nichts anders. Gingen wir, wie Bär und Affe, auf allen Vieren: so lasset uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenracen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränkteres Vaterland haben und nie verlassen würden. Der Menschenbär würde sein kaltes, der Menschenaffe sein warmes Vaterland lieben: so wie wir noch gewahr werden, daß je thierischer eine Nation ist, desto mehr ist sie mit Banden des Leibes und der Seele an ihr Land und Klima bevestigt.

Als die Natur den Menschen erhob, erhob sie ihn zur Herrschaft über die Erde. Seine aufrechte Gestalt gab ihm mit einem feiner-organisirten Bau auch einen künstlichern Blutumlauf, eine vielartigere Mischung der Lebenssäfte, also auch jene **innigere, vestere Temperatur der Lebenswärme,** mit der er allein ein Bewohner Siberiens und Afrika's seyn konnte. Nur durch seinen aufgerichteten, künstlichern, organischen Bau ward er vermögend, eine Hitze und Kälte zu ertragen, die kein andres Erdengeschöpf umfasset und sich dennoch nur im kleinsten Maas zu verändern.

Nun ward mit diesem zarteren Bau und mit allem was daraus folgte, auch freilich einer Reihe Krankheiten die Thür geöfnet, von denen das Thier nichts weiß und die **Moskati***) beredt herzählet. Das Blut, das seinen Kreislauf in einer aufrechten Maschine verrichtet, das Herz, das in eine schiefe Lage gedrängt ist, die Eingeweide, die in einem stehenden Behältniß ihr Werk treiben; allerdings sind diese Theile bei uns mehreren Gefahren der Zerrüttung ausgesetzt als in einem thierischen Körper. Insonderheit, scheint es, muß das weibliche Geschlecht seine größere Zartheit auch theurer als wir erkaufen — — Indessen ist auch hierinn die Wohlthat der Natur tausendfach ersetzend und mildernd: denn unsre Gesundheit, unser Wohlseyn, alle Empfindungen und Reize unsres Wesens sind geistiger und feiner. Kein Thier genießt einen einzigen Augenblick menschlicher Gesundheit und Freude:

*) Vom körperlichen wesentlichen Unterschiede der Thiere und Menschen, Göttingen 1771.

es kostet keinen Tropfen des Nektarstroms, den der Mensch trinkt; ja auch blos körperlich betrachtet, sind seine Krankheiten zwar weniger an der Zahl, weil sein Körperbau gröber ist, aber dafür desto fortwirkender und vester. Sein Zellengewebe, seine Nervenhäute, seine Arterien, Knochen, sein Gehirn sogar ist härter als das unsre; daher auch alle Landthiere rings um den Menschen (vielleicht den einzigen Elephanten ausgenommen, der in seinen Lebensperioden uns nahe kommt) kürzer als der Mensch leben und des Todes der Natur d. i. an einem verhärtenden Alter, viel früher als Er sterben. Ihn hat also die Natur zum längsten und dabei zum gesundesten, freudenreichsten Leben bestimmt, das eine Erdorganisation fassen konnte. Nichts hilft sich vielartiger und leichter, als die vielartige menschliche Natur; und es haben alle Ausschweifungen des Wahnsinns und der Laster, deren freilich kein Thier fähig ist, dazu gehört, unsre Maschine in dem Maas, wie sie in manchen Ständen geschwächt und verdorben ist, zu schwächen und zu verderben. Wohlthätig hatte die Natur jedem Klima die Kräuter gegeben, die seinen Krankheiten dienen und nur die Verwirrung aller Klimate hat aus Europa den Pful von Uebeln machen können, den kein Volk, das der Natur gemäß lebet, bei sich findet. Indessen auch für diese selbst-errungenen Uebel hat sie uns eine selbst-errungenes Gute gegeben, das einzige, dessen wir dafür werth waren, den **Arzt**, der wenn er der Natur folget, ihr aufhilft und wenn er ihr nicht folgen darf oder kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbet.

Und o welche mütterliche Sorgfalt und Weisheit der göttlichen Haushaltung wars, die auch die Lebensalter und die Dauer unsres Geschlechts bestimmte! Alle lebendige Erdgeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif und sind schnell am Ziel des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächset langsam. Er bleibt gleich dem Elephanten am längsten im Mutterleibe; die Jahre seiner Jugend dauren lange, unvergleichbar länger, als irgend eines Thieres. Die glückliche Zeit also zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen und es auf die unschuldigste Weise zu geniessen, zog die Natur so lang als sie sie ziehen konnte. Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah schon im Augenblick der Geburt ausgebildet: sie sind aber auch desto unvollkommener

und sterben desto früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigen-erlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzet: so hat er doch seine Sorgenfreie lange Jugend genossen, da mit seinem Körper und Geist auch die Welt um ihn her wuchs, da mit seinem langsam-heraufsteigenden immer-erweiterten Gesichtskreise auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete und sein jugendlich-edles Herz in rascher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger schlagen lernte. Die Blüte des Geschlechtstriebes entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später, als bei irgend einem Thier: denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe früh dienet, stirbt auch früh: alle keusche einpaarige Thiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald: die treue Waldtaube kann 50 Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet; und die ersten frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllete Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen, sogar mit den Zeugungskräften, in ein den Thieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünet; bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub sowohl als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöset. Die Natur hat also an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, die ein Gebilde der Erde fassen konnte; und selbst in dem, was das Leben kürzt und schwächet, hat sie wenigstens den **kürzern** mit dem **empfindlichern** Genuß, die **aufreibende** mit der **inniger-gefühlten** Kraft vergolten.

VI.

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.

Ich wünschte, daß ich in das Wort **Humanität** alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zartesten

und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe: denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als Er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebet. Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dörfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die **Erhaltung sein selbst** und auf eine **Theilnehmung** oder **Mittheilung** an andre zurückführen; das organische Gebäude des Menschen gibt, wenn eine höhere Leitung dazu kommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die vesteste ist: so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er stehet auf der kleinsten Basis und kann also am leichtesten seine Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten und stärksten Hüften, die Ein Erdengeschöpf hat und wo kein Thier die regsame Stärke des Menschen beweiset. Seine gedrücktere ehrene Brust, und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Vertheidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebenstheile vom Haupt bis zu den Knieen hinab zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben: Der Afrikaner nimmt es mit mehr als Einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ists wahr, daß der Bau des Menschen vorzüglich auf die Vertheidigung, nicht auf den Angrif gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hülfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehret ihn also **Friedlichkeit,** nicht räuberische Mordverwüstung: der Humanität erstes Merkmal.

2. Unter den Trieben, die sich auf andre beziehen, ist der **Geschlechtstrieb** der mächtigste; auch Er ist beim Menschen dem Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Thier, selbst bei dem schamhaften Elephanten Begattung ist, ist bei ihm seinem Bau nach Kuß und Umarmung Kein Thier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird; gleichsam die letzte Be-

18. ehrene, A_1 späterer Abzug: eherne. S. W. S. XIII, 155.

zeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Thier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib **erkenne.** Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst, wie Blumen, eine Androgyne gewesen aber getheilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen als Fabel den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Thieren verhüllet sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahrszeit unterworfen ist, (obwohl über die Revolutionen hiezu im menschlichen Körper noch keine tüchtige Betrachtungen angestellet worden) zeigt offenbar, daß er nicht von der Nothwendigkeit sondern vom Liebreiz abhangen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte, wie alles was der Mensch um und an sich träget. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen **human** seyn, dazu bestimmte die Natur, außer seiner Gestalt, auch die spätere Entwicklung, die Dauer und das Verhältniß des Triebes in beiden Geschlechtern; ja sie brachte diesen unter das Gesetz eines **gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes** und der freundschaftlichsten Mittheilung zweener Wesen, die sich durchs ganze Leben zu Einem vereint fühlen.

3. Da außer der mittheilenden Liebe alle andere zärtlichen Affekten sich mit der **Theilnehmung** begnügen: so hat die Natur den Menschen unter allen Lebendigen zum **theilnehmendsten** geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältniß ähnlich organisirt hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart, und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Theile seines vibrirenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinah in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maas mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben, leidet. Auch an einem Baum nimmt unsre Maschine Theil, sofern sie ein wachsender grünender Baum ist; und es gibt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrete Krone thut uns leid; wir trauren um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig; und je voll-

kommener das Thier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt: desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öfnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmälich dies organische Mitgefühl betäuben. Zärtere Weiber können sogar die Zergliederung eines Todten nicht ertragen: sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Theile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltne Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eignen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Todten nehmen wir noch in seinem Grabe Theil: wir fühlen die kalte Höle, die er nicht mehr fühlet und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm und mit allem in der innigsten Sympathie mitfühlet, den menschlichen Körper. Sein vibrirendes Fibernsystem, sein Theilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nöthig; es kommt ihr zuvor, ja es setzet sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir Theil nehmen, erregt selbst Wahnsinn und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ists, daß das Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Thiers, das ausgestoßne Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehn und ihm gern helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm: es geht uns ein Stich durch die Seele. Ists, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigner und fremder Gefühle zurückbringt und auf Einen Punkt vereinet? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Gnug, die Erfahrung ist wahr und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgefühls durch **Stimme und Sprache.** An dem was nicht

seufzen kann, nehmen wir weniger Theil, weil es ein Lungenloses, ein unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisiret. Einige Taub- und Stummgebohrne haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Theilnehmung an Menschen und Thieren gegeben; und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben gnug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Die Väter, die von Noth und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie in Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehn, ehe sie ihre Stimme gehört haben und manche Kindermörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lang im Gedächtniß geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4. Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen: da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehn ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen gibt seine Eier dem Sande. „Er vergißet, sagt jenes alte Buch von ihm, daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Thier sie verderbe: denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgetheilet.„ Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiehrt Lebendige oder brütet sie aus, säugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendig gebohrne Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens; das selbstgesäugte Kind ist eine Sproße der Mutterpflanze, die sie als einen Theil von sich nähret. — Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Thiers alle die zärtern Triebe gebauet, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art; eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoos und trinkt die zarteste und feinste Speise; eine thierische und selbst den Körper verunstaltende Art ists, wenn Völker, von Noth gezwungen, ihre Kinder, auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt

19ff. Er vergißet ... mitgetheilet, Hiob 39, V. 15 und 17. — 29. zärtern, A_1: zärten (im spätern Abzug korrigiert), a A_2: zarten. S. W. S. XIII, 159.

die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauren; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpfet. Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendigen **menschlichen Gesellschaft,** ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft gebohren; das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5. Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisirten Wesen in allem was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft unkräftiger Führer seyn konnte: so hatte die richtigleitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Aeste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet; dies ist die **Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit.** Aufrichtig ist der Mensch geschaffen und wie in seiner Gestalt alles dem Haupt dienet, wie seine zwei Augen nur Eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur Einen Schall hören; wie die Natur im ganzen Aeussern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise: so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: **was du willt, daß andre dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was jene dir thun sollen, thue du auch ihnen.** Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben: denn wenn Er andre frißt, erwartet er nichts als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des Idem und Idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja ich möchte sagen, auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also: so hätten

21. eine, A_1 a A_2: seine. S. W. S. XIII, 160.

wir von keiner geraden Linie Begrif. Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit: so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder: ja wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke, drückt auch mich an seine Brust: für den ich mein Leben aufopfere, der opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei Einem Bunde hat alles **Menschen- Völker- und Thierrecht** gestiftet: denn auch Thiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die **inhumansten** Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6. Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur **Wohlanständigkeit:** denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts, als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachläßigkeit und falsche Kunst verunziert: das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Theile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbet; man denke sich dies und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Gebehrden ist es nicht anders; nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke gehet also Ein' und dieselbe **Humanität** durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen ist die ächte **menschliche Philosophie,** die jener Weise vom Himmel rief und die sich im Umgange, wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbaret.

35. jener Weise, s. Ideen Teil III_1 Buch 13_5.

Endlich ist die **Religion** die höchste Humanität des Menschen und man verwundre sich nicht, daß ich sie hieher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist: so ists das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dieses in allen Sachen, Handthierungen und Künsten: denn auch, wo er einer **angenommenen** Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung vestgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht, und wissen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Also ist auch bei allen Wirkungen ausser uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darinn geübt: denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur: mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und daurende Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter Eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß **Furcht** bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als solche, erfindet nichts: sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. so bald er die Welt anders als ein Thier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunkeln, so Gefahr- und Labyrinthvollen Lebens.

Nein! du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt: ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst ohne daß ers weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und **Dich** also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft Eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren: denn du bist Gestaltlos, obwohl die Erste einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseyns sondern auch der Macht des Menschen dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies: eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat als das er sich selbst auflegt: so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Thiere sind gebohrne Knechte im großen Hause der irrdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewissseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe: denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so **mußt** du gehen: die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum **Nachbilde der Gottheit** in deinem irrdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe statt finden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden seyn. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, **menschlich.** Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt, als die Religion; blos und allein weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hofnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden und wir erkennen ihn noch so dunkel: wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre möglich? für unsre gewissseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich seyn? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig im Kampf mit dieser Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts- aber nichts weniger als seine Vollendungsstäte. Riß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion

alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum **Glauben** zusammen und wand der Humanität eine **unsterbliche** Krone.

VII.

Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Man erwarte hier keine metaphysische Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. s. Die Physik kennet diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsre Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannichfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entsprießen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzählicher einzelner Wahrnehmungen und die Regentin unsers Körpers wirkt auf das zahllose Heer untergeordneter Kräfte als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre — —

Auch **Bonnets** sogenannte Philosophie der Keime kann hier unsre Führerin nicht seyn: denn sie ist in Absicht auf den Uebergang zu einem neuen Daseyn theils unterwiesen, theils nicht zu ihm gehörig. Niemand hat in unserm Gehirn ein geistliches Gehirn, den Keim zu einem neuen Daseyn entdeckt; auch das kleinste Analogon dazu ist im Bau desselben nicht sichtbar. Das Gehirn des Todten bleibt uns und wenn die Knospe unsrer Unsterblichkeit nicht andre Kräfte hätte: so läge sie verdorret im Staube. Ja diese Philosophie ist, wie mich dünkt, auch hieher ganz ungehörig, da wir hier nicht von Absproßung eines Geschöpfs in junge Geschöpfe **seiner** Art: sondern von Aufsproßung des absterbenden Geschöpfs in ein neues Daseyn reden; vielmehr setzte sie, wenn sie auch nur in der irdischen Generation ausschließendwahr wäre und alle Hofnung auf ihr beruhete, dieser Hofnung

17. Charles Bonnet (1720—1793), in der Psychologie Sensualist, nahm zur Erklärung der Welt präexistierende Keime an, aus denen alle ferneren Gestaltungen sich entwickeln. Auch ein künftiges Leben des Menschen lehrte er, indem nämlich der wahre Sitz der Seele, ein kleiner organischer unzerstörbarer, von Anfang im zerstörbaren Körper sitzender Körper das Tier und die Persönlichkeit des Tiers zu neuer Entwicklung erhält. S. La Palingénésie philosophique, ou Idées sur l'État passé et sur l'État futur des Etres vivans. Genf und Lyon 1770. Bd. I, S. 169 ff.

unüberwindliche Zweifel entgegen. Ist es ewig bestimmt, daß die Blume nur Blume, das Thier nur Thier seyn soll und vom Anfange der Schöpfung her in präformirten Keimen alles mechanisch dalag: so lebe wohl, du zauberische Hofnung eines höchsten Daseyns. Zum gegenwärtigen und zu keinem höhern Daseyn lag ich ewig im Keim präformiret: was aus mir sproßen sollte, sind die präformirten Keime meiner Kinder und wenn der Baum stirbt, ist alle Philosophie der Keime mit ihm gestorben.

Wollen wir uns also in dieser wichtigen Frage nicht mit süssen Worten täuschen: so müssen wir tiefer und weiter her anfangen und auf die gesammte **Analogie der Natur** merken. Ins innere Reich ihrer Kräfte schauen wir nicht; es ist also so vergebens als unnoth, innere wesentliche **Aufschlüße** von ihr, über welchen Zustand es auch sei, zu begehren. Aber die Wirkungen und Formen ihrer Kräfte liegen vor uns; sie also können wir vergleichen und etwa aus dem Gange der Natur hienieden, aus hrer gesammten herrschenden Aehnlichkeit **Hofnungen** sammeln.

Fünftes Buch.

I.

In der Schöpfung unsrer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte.

1.

Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sahen wir die **Form der Organisation steigen,** mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden und sich endlich alle, in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bei dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisirt sei: er scheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte

2. Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, so weit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zuließ, eine **herrschende Aehnlichkeit der Hauptform,** die auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzenthiere war sie noch unkänntlich; mit dem Organismus vollkommenerer Wesen ward sie deutlicher, die Anzahl der Gattungen ward geringer, sie verlor und vereinigte sich zuletzt im **Menschen.**

3. Wie die Gestalten, sahen wir auch die **Kräfte und Triebe sich ihm nähern.** Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerk der Insekten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landthiere, endlich gar zu Menschen-ähnlichen Gedanken und zu eignen selbst-erworbnen Fertigkeiten; bis sich zuletzt alles in der **Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität** des Menschen vereinet.

4. Bei jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine **Lebensdauer** eingerichtet. Die Pflanze verblühete bald; der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insekt, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt mitbrachte, und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Thiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebahren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten: denen ward auch ein längeres und dem Menschen Vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hiebei nicht nur aufs einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechtes und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern, wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, daurete auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebensquell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebenskraft sind, am längsten; und die Amphibien, halbe Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von der Erdenahrung, die die Landthiere allmälich verhärtet, leben im Ganzen länger als diese: Luft und Wasser scheinen also das große **Vorrathshaus der Lebendigen**, die nachher in schnellern Uebergängen die Erde aufreibt und verzehret.

5. Je organisirter ein Geschöpf ist, **desto mehr ist sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Reichen.** Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an und sie wächst hinauf durch Pflanzen, Thiere, bis zum vielartigsten Geschöpf, dem Menschen. Sein Blut und seine vielnamigen Bestandtheile sind ein Compendium der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebet.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der Natur ansehen (und sinnlos spielte die Verstandreiche Natur nie) oder wir werden darauf gestoßen, auch ein **Reich unsichtbarer Kräfte** anzunehmen, das in eben demselben **genauen Zusammenhange und dichten Uebergange** steht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennen lernen, desto mehr bemerken wir diese **inwohnenden Kräfte** auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen u. dgl. In einem Thier,

das sich beinah unerschöpflich reproducirt, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz beweget, sind sie unläugbar und so ist alles voll organisch-wirkender Allmacht. Wir wissen nicht, wo diese anfängt, noch wo sie aufhöret: denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft, wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht also allerdings nicht nur ein **Zusammenhang**, sondern auch eine **aufsteigende Reihe von Kräften** im unsichtbaren Reich der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reich, in organisirten Formen vor uns wirken sehen.

Ja unendlich inniger, stäter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang seyn, als in unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeiget. Denn was ist eine Organisation, als eine Masse unendlich-vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunklen Gestalt der Wolke, d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Nothdurft des Ganzen so und nicht anders organisiren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein andres Reich muß sie im Auge des Allwissenden seyn, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen, und claßificiren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter siehet und hält die Kette aller auf einander dringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele thue? Alles; und nicht für die Unsterblichkeit unsrer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehn; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beispiel, ja in unsrer Seele nicht einmal einen Begrif. Ist es Widerspruch, daß Etwas Nichts sei oder werde: so ist es noch mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft **einwohnend** offenbaret, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äusserliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verlieret,

um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atom wirket. Da wir nun bei allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet seyn: so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblick, da eine Combination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abliesse, dadurch sie allein göttliche Natur ist: sondern dieselbe auch **gegen sich** kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht (denn minder gehörte dazu nicht) nur einen Theil ihres lebendigen Zusammenhanges, in dem sie selbst **ewig-thätig** lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebet: was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhange ewig.

Da diese Principien weiter auseinander zu setzen, hier nicht der Ort ist: so lasset uns sie blos in Beispielen zeigen. Die Blume, die ausgeblühet hat, zerfällt; d. i. dies Werkzeug ist nicht weiter geschickt, daß die vegetirende Kraft in ihm fortwirke: der Baum, der sich satt an Früchten getragen, stirbt; die Maschine ist hinfällig worden und das Zusammengesetzte geht auseinander. Hieraus folget aber im mindesten nicht, daß die Kraft, die diese Theile belebte, die vegetiren und sich so mächtig fortpflanzen konnte, mit dieser Decomposition gestorben sei; sie, die über tausend Kräfte, die sie anzog, in dieser Organisation herrschte. Jedem Atom der zerlegten Maschine bleibt ja seine untere Kraft; wie viel mehr muß sie der mächtigern bleiben, die in dieser Formung jene alle zu Einem Zweck regierte und in ihren engen Grenzen mit allmächtigen Natureigenschaften wirkte. Der Faden der Gedanken zerreißt, wenn man es sich als **natürlich** denket, daß dies Geschöpf jetzt in jedem seiner Glieder die mächtige, sich selbst erstattende, reizbare Selbstthätigkeit haben soll, wie sie sich uns vor Augen äußert; daß aber den Augenblick darauf alle diese Kräfte, die lebendigen Erweise einer inwohnenden organischen Allmacht, aus dem Zusammenhange der Wesen, aus dem Reich der Realität so hinweg seyn sollen, als wären sie nie darinnen gewesen.

Und bei der reinsten und thätigsten Kraft, die wir auf Erden kennen, sollte dieser Gedankenwiderspruch statt finden, bei

5. seyn, A_1 a A_2: sei. S. W. S. XIII, 170.

der menschlichen Seele? Sie, die über alle Vermögen niedrigerer Organisationen so weit hinaufgerückt ist, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte meines Körpers als Königin beherrschet: sondern auch (Wunder aller Wunder!) in sich selbst zu blicken, und sich zu beherrschen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirksamkeit eines menschlichen Gedanken; nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menschlichen Willens. Mit allem, was der Mensch denkt, ahmet er der ordnenden, mit allem, was er will und thut, der schaffenden Gottheit nach; er möge so unvernünftig denken als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache selbst: sie ist im Wesen seiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die nach dem Wesen ihrer Vernunft ihn gleichsam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem sie auch bei Irrthümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte; sie, die mächtigste Regentin der Erde sollte untergehen, weil ein äußerer Zustand der Zusammensetzung sich ändert und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künstlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zusammenhang der Gedanken? —

II.

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenem wirket.

Priestlei und andre haben den Spiritualisten vorgerückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht gnug einsehe, um ihr das Denken oder andere geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt, sie haben in beidem Recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht; und in dieser sehen wir so viele geistähnliche Kräfte, daß mir ein völliger **Gegensatz** und **Widerspruch** dieser beiden allerdings sehr verschiednen Wesen des Geistes und der Materie, wo nicht selbst

26. Josef Priestley (1733—1804) bekannte sich in der Psychologie zum Materialismus. Die Psychologie solle ein Teil der Physiologie werden.

widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheinet. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig harmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegen wären? und wie können **wir** dies behaupten, da uns weder Geist noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar: mit ihm aber ist sie zugleich da und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe **zugebildet.** Präformirte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen; was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende **organische Kräfte.** Hat ein einzelnes Wesen diese in sich: so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzennatur, deren Kräfte noch einartig aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrschet, mithin fast Alles Productions- und Reproductionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden: desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist **organische Materie,** zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Theile zusammen und treibt sie auseinander; ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine Mißgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach seyn soll. Siehet man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Thiers das lebendige gebähret: so, dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer **Epigenesis** redet, nach der die Glieder von außen zuwüchsen. **Bildung** (genesis) ists, eine Wirkung

innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur: dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften: nur hieraus lassen sich die Mißbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall oder durch die Vermischung verschiedner Gattungen erklären und es ist dieser Weg der Einzige, den uns in allen ihren Werken die Kraft- und Lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie einige sich ausgedrückt haben, unsre **vernünftige Seele** sich ihren Körper in Mutterleibe und zwar durch Vernunft gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebauet werde und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen; sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reiffste Vernunft des Menschen möglich? da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch aussen begreifen und selbst der größeste Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtseyn und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft wars, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinaufgeführt, daß sie jetzt von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umhüllt hatte, ihre Schöpfungsstäte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken; bis wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft und ihnen eine andre Wirkungsstäte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen: so ist offenbar:

1. **Daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber Eins und dasselbe sei.** Die Materie unsres Körpers war da; aber Gestalt- und Leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2. **Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch:** denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet. Sie aßimilirte die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3. Wenn die Hülle wegfällt: **so bleibt die Kraft, die voraus,** obwohl in einem niedrigern Zustande und ebenfalls organisch, **dennoch vor dieser Hülle schon existirte.** Wars möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte: so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Uebergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommener, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immergleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung würken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen **Licht, Aether, Lebenswärme** benennen und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er alles belebet, alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner: durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden und das Wunder der irrdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Theilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie aber etwas von unserer Organisation selbst verarbeitetes, unendlich feineres und dennoch ihr Aehnliches das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden, und sodann ists weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke? noch wie andre Gegenstände auf sie zu wirken vermögen? oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelst seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinah allmächtig und stralte in sich

selbst zurück mit einem Bewußtseyn, das ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllete sich der Geist mit edler Wärme und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äussere Maschine aufgelöset wird: was ist natürlicher, als daß nach innigen, ewigfortwirkenden Gesetzen der Natur er das was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über und dies ziehet ihn — oder vielmehr Du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, Du leitest und bildest uns zu unsrer neuen Bestimmung sanft hinüber.

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es seyn, daß wir unsre Seele als einen reinen Geist nicht kennen; wir wollen sie auch als solchen nicht kennen lernen. Lasset es seyn, daß sie nur als eine organische Kraft wirke; sie soll auch nicht anders wirken dörfen, ja ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihrem Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich seyn, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes, der Bewegung, des Lebens ursprünglich Eins sei und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern feinern Organisation wirke; hat man denn je auch nur eine Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen? und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen Eins und dasselbe? der nun Eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstäte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenket: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinauszuführen? und muß er es nicht thun, da er sie eben so wunderbar, offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

III.

Aller Zusammenhang der Kräfte und Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschreitung.

Die Sache scheinet durch sich klar: denn wie eine lebendige Kraft der Natur, ohne daß eine feindliche Uebermacht sie einschränkte und zurückstiesse, stillstehen oder zurückgehen könne, ist nicht begreiflich. Sie wirkte als ein Organ der göttlichen Macht, als eine thätig gewordne Idee seines ewigdaurenden Entwurfs der Schöpfung; und so mußten sich wirkend ihre Kräfte mehren. Auch alle Abweichungen müssen sie wieder zur rechten Bahn lenken; da die oberste Güte Mittel gnug hat, die zurückprallende Kugel, ehe sie sinkt, durch einen neuen Anstoß, durch eine neue Erweckung wieder zum Ziel zu führen. Doch die Metaphysik bleibe bei Seite; wir wollen Analogien der Natur betrachten.

Nichts in ihr steht still: alles strebt und rückt weiter. Könnten wir die erste Periode der Schöpfung durchsehn, wie Ein Reich der Natur auf das andre gebauet ward: welche Progreßion fortstrebender Kräfte würde sich in jeder Entwicklung zeigen! Warum tragen wir und alle Thiere Kalkerde in unsern Gebeinen? weil sie einer der letzten Uebergänge gröberer Erdbildungen war, der seiner innern Gestaltung nach schon einer lebendigen Organisation zum Knochengebäude dienen konnte. So ists mit allen übrigen Bestandtheilen unsres Körpers.

Als die Thore der Schöpfung geschlossen wurden, standen die einmal erwählten Organisationen als bestimmte Wege und Pforten da, auf denen sich künftig in den Gränzen der Natur die niedern Kräfte aufschwingen und weiter bilden sollten. Neue Gestalten erzeugten sich nicht mehr; es wandeln und verwandeln sich aber durch dieselbe untere Kräfte und was Organisation heißt, ist eigentlich nur eine **Leiterin derselben zu einer höhern Bildung.**

Das erste Geschöpf, das ans Licht tritt und unter dem Stral der Sonne sich als eine Königin des unterirrdischen Reichs zeigt,

ist die Pflanze. Was sind ihre Bestandtheile? Salz, Oel, Eisen, Schwefel und was sonst an feinern Kräften das Unterirrdische zu ihr hinaufzuläutern vermochte. Wie kam sie zu diesen Theilen? durch innere organische Kraft, durch welche sie unter Beihülfe der Elemente jene sich eigen zu machen strebet. Und was thut sie mit ihnen? Sie ziehet sie an sich, verarbeitet sie in ihr Wesen und läutert sie weiter. Giftige und gesunde Pflanzen sind also nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinern Theilen; das ganze Kunstwerk des Gewächses ist, Niedriges zu Höherem hinaufzubilden.

Ueber der Pflanze stehet das Thier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elephant ist ein Grab von Millionen Kräutern; aber er ist ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animalisirt sie zu Theilen sein selbst: die niedern Kräfte gehn in feinere Formen des Lebens über. So ists mit allen fleischfressenden Thieren: die Natur hat die Uebergänge rasch gemacht, gleich als ob sie sich vor allem langsamen Tode fürchtete. Darum verkürzte sie und beschleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Thieren ist das Geschöpf der feinsten Organe, der Mensch, der größeste Mörder. Er kann beinah alles, was an lebendiger Organisation nur nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln.

Warum wählte der Schöpfer diese dem äußern Anblick nach zerstörende Einrichtung seiner lebendigen Reiche? Waren es feindliche Mächte, die sich ins Werk theilten und ein Geschlecht dem andern zur Beute machten? oder war es Ohnmacht des Schöpfers, der seine Kinder nicht anders zu erhalten wußte? Nehmet die äußere Hülle weg und es ist kein Tod in der Schöpfung; jede Zerstörung ist Uebergang zum höhern Leben und der weise Vater machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der Geschlechter und der Selbstgenuß des Geschöpfs, das sich seiner Hülle freuen und sie wo möglich auswirken sollte, nur gestatten konnte. Durch tausend gewaltsame Tode kam er dem langsamen Ersterben vor und beförderte den Keim der blühenden Kraft zu höhern Organen. Das **Wachsthum** eines Geschöpfs, was ists anders als die stete Bemühung desselben, mehrere organische Kräfte mit seiner Natur zu verbinden? Hierauf sind seine Lebensalter eingerichtet und sobald es dies Geschäft nicht mehr kann, muß es

abnehmen und sterben. Die Natur dankt die Maschine ab, die sie zu ihrem Zweck der gesunden Aßimilation, der muntern Verarbeitung nicht mehr tüchtig findet.

Worauf beruhet die Kunst des **Arztes**, als eine Dienerin der Natur zu seyn und den tausendfach-arbeitenden Kräften unsrer Organisation zu Hülfe zu eilen? Verlohrne Kräfte ersetzt sie, matte stärkt, überwiegende schwächt und bändigt sie; wodurch? durch Herbeiführung und Aßimilation solcher oder entgegengesetzter **Kräfte aus den niedern Reichen.**

Nichts anders sagt uns die **Erzeugung** aller lebendigen Wesen: denn so tief ihr Geheimniß liege, so ists offenbar, daß organische Kräfte im Geschöpf zur größesten Wirksamkeit aufblühten und jetzt zu neuen Bildungen streben. Da jeder Organismus das Vermögen hat, niedere Kräfte sich selbst zu aßimiliren, so hat er auch das Vermögen, sich, gestärkt durch jene, in der Blüthe des Lebens fortzubilden und den Abdruck sein selbst mit allen in ihm wirkenden Kräften an seiner statt der Welt zu geben.

So gehet der Stufengang der Ausarbeitung durch die niedrige Natur und sollte er bei der edelsten und mächtigsten still stehen oder zurückgehen müssen? Was das Thier zu seiner Nahrung bedarf, sind nur Pflanzenartige Kräfte, damit es Pflanzenartige Theile belebe; der Saft der Muskeln und Nerven dient nicht mehr zur Nahrung irgend eines Erdwesens. Selbst das Blut ist nur Raubthieren eine Erquickung; und bei Nationen, die durch Leidenschaft oder Nothdurft dazu gezwungen wurden, hat man auch Neigungen des Thiers bemerket, zu dessen lebendiger Speise sie sich grausam entschlossen. Also ist das Reich der Gedanken und Reize, wie es auch seine Natur fodert, hier ohne sichtbaren Fort- und Uebergang und die Bildung der Nationen hat es zu einem ersten Gesetz des menschlichen Gefühls gemacht, jedes Thier das noch lebet in seinem Blut, zur Speise nicht zu begehren. Offenbar sind alle diese Kräfte von geistiger Art; daher man vielleicht mancher Hypothesen über den Nervensaft als über ein **tastbares** Vehikulum der Empfindungen hätte überhoben seyn mögen. Der Nervensaft, wenn er da ist, erhält die Nerven und das Gehirn gesund, so daß sie ohne ihn nur unbrauchbare Stricke und Gefäße wären; sein Nutze ist also körperlich und die Wirkung der Seele

nach ihren Empfindungen und Kräften ist, was für Organe sie auch gebrauchen möge, überall **geistig.**

Und wohin kehren nun diese geistigen Kräfte, die allem Sinn der Menschen entgehen? Weise hat die Natur hier einen Vorhang vorgezogen und läßt uns, die wir hiezu keine Sinne haben, in das geistige Reich ihrer Verwandlungen und Uebergänge nicht hineinschauen; wahrscheinlich würde sich auch der Blick dahin mit unsrer Existenz auf Erden und alle den sinnlichen Empfindungen, denen wir noch unterworfen sind, nicht vertragen. Sie legte uns also nur Uebergänge aus den niedern Reichen und in den höhern nur aufsteigende Formen dar; ihre tausend unsichtbare Wege der Ueberleitung behielt sie sich selbst vor; und so ward das Reich der Ungebohrnen die große *υλη* oder der Hades, in welchen kein menschliches Auge reichet. Zwar scheinet diesem Untergange die bestimmte Form entgegen zu stehen, der jede Gattung treu bleibt und in welcher sich auch das kleinste Gebein nicht verändert; allein auch hievon ist der Grund sichtbar: da jedes Geschöpf nur **durch Geschöpfe seiner Gattung** organisirt werden kann und darf. Die veste Ordnungsreiche Mutter hat also die Wege genau bestimmt, auf denen eine organische Kraft, sie sei herrschend oder dienend, zur sichtbaren Wirksamkeit gelangen sollte und so kann ihren einmal bestimmten Formen nichts entschlüpfen. Im Menschenreich z. B. herrscht die größeste Mannichfaltigkeit von Neigungen und Anlagen, die wir oft als wunderbar und widernatürlich anstaunen, aber nicht begreifen. Da nun auch diese nicht ohne organische Gründe seyn können: so liesse sich, wenn uns über dies Dunkle der Schöpfungsstäte einige Vermuthung vergönnt ist, das Menschengeschlecht als **der große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte** ansehen, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten.

Aber nun weiter? Der Mensch hat hier das Bild der Gottheit getragen und der feinsten Organisation genossen, die ihm die Erde geben konnte; soll er rückwärts gehen und wieder Stein, Pflanze, Elephant werden? oder stehet bei ihm das Rad der Schöpfung still und hat kein andres Rad, worinn es greife? Das letzte lässet sich nicht gedenken, da im Reich der obersten Güte und Weisheit alles verbunden ist und in ewigem Zusammenhange Kraft

32. Stein für „Stamm", was alle Drucke lesen, eingesetzt von S. W. S. XIII, 181.

in Kraft wirket. Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns alles aufs Menschengebilde zu reifen scheint und sich im Menschen wiederum von dem, was er seyn soll und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet: so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum seyn oder auch Er rückt, (auf welchen Wegen und Gängen es nun auch seyn möge) auch Er rückt weiter. Lasset uns sehen, wie die ganze Anlage der Menschennatur uns darauf weise.

IV.

Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte.

Der vornehmste Zweifel, den man sich gegen die Unsterblichkeit organischer Kräfte zu machen pflegt, ist von den Werkzeugen hergenommen, durch die sie wirken; und ich darf behaupten, daß gerade die Beleuchtung dieses Zweifels uns das größeste Licht nicht nur der Hofnung sondern der Zuversicht ewiger Fortwirkung anzünde. Keine Blume blühet durch den äußerlichen Staub, den groben Bestandtheil ihres Baues; viel weniger reproducirt sich durch denselben ein immer neu wachsendes Thier und noch weniger kann durch die Bestandtheile, in die ein Hirn aufgelöset wird, eine innige Kraft so vieler mit ihr verbundener Kräfte als unsre Seele ist, denken. Selbst die Physiologie überzeugt uns davon. Das äußerliche Bild, das sich im Auge mahlet, kommt nicht in unser Gehirn: der Schall, der sich in unserm Ohr bricht, kommt nicht mechanisch als solcher in unsre Seele. Kein Nerve liegt ausgespannt da, daß er bis zu einem Punkt der Vereinigung vibrire: bei einigen Thieren kommen nicht einmal die Nerven beider Augen und bei keinem Geschöpf die Nerven aller Sinne so zusammen, daß Ein sichtbarer Punkt sie vereine. Noch weniger gilt dieses von den Nerven des gesammten Körpers, in dessen kleinstem Gliede sich doch die Seele gegenwärtig fühlt und in ihm wirket. Also ists eine schwache unphysiologische Vorstellung, sich das Gehirn als einen Selbstdenker, den Nervensaft als einen Selbstempfinder zu denken; vielmehr sind es, allen Erfahrungen zufolge, **eigne psychologische Gesetze**, nach denen die Seele ihre Verrichtungen vornimmt und ihre Begriffe verbindet. Daß es jedes-

mal ihrem Organ gemäß und demselben harmonisch geschehe, daß wenn das Werkzeug nichts taugt, auch die Künstlerin nichts thun könne u. s.; das alles leidet keinen Zweifel, ändert aber auch nichts im Begrif der Sache. Die Art, mit der die Seele wirkt, das **Wesen ihrer Begriffe** kommt hier in Betrachtung. Und da ists

1. unläugbar, daß **der Gedanke,** ja die erste Wahrnehmung, damit sich die Seele einen äußern Gegenstand vorstellt, ganz ein **andres Ding sei,** als was ihr der Sinn zuführet. Wir nennen es ein Bild; es ist aber nicht das Bild d. i. der lichte Punkt, der aufs Auge gemahlt wird und der das Gehirn gar nicht erreichet; das Bild der Seele ist ein geistiges, von ihr selbst bei Veranlassung der Sinne geschaffenes Wesen. Sie ruft aus dem Chaos der Dinge, die sie umgeben, eine Gestalt hervor, an die sie sich mit Aufmerksamkeit heftet und so schaft sie durch innere Macht aus dem Vielen ein Eins, das ihr allein zugehöret. Dies kann sie sich wieder herstellen, auch wenn es nicht mehr da ist: der Traum und die Dichtung können es nach ganz andern Gesetzen verbinden als unter welchen es der Sinn darstellte und thun dies wirklich. Die Rasereien der Kranken, die man so oft als Zeugen der Materialität der Seele anführt, sind eben von ihrer Immaterialität Zeugen. Man behorche den Wahnsinnigen und bemerke den Gang, den seine Seele nimmt. Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, die also sein Werkzeug zerrüttete und den Zusammenhang mit andern Sensationen störte. Auf sie beziehet er nun alles, weil sie die herrschende ist und er von derselben nicht loskann; zu ihr schaft er sich eine eigne Welt, einen eignen Zusammenhang der Gedanken und jeder seiner Irrgänge in der Ideenverbindung ist im höchsten Maas **geistig.** Nicht wie die Fächer des Gehirns liegen, combinirt er, selbst nicht einmal wie ihm die Sensationen erscheinen: sondern wie andre Ideen mit seiner Idee verwandt sind und wie er jene zu dieser nur hinüber zu zwingen vermochte. Auf demselben Wege gehn alle Associationen unsrer Gedanken: sie gehören einem Wesen zu, das aus eigner Energie und oft mit einer sonderbaren Idiosynkrasie Erinnerungen aufruft und nach innerer Liebe oder Abneigung, nicht nach einer äußern Mechanik, Ideen bindet. Ich wünschte, daß hierüber aufrichtige Menschen das Protocoll ihres Herzens und scharfsinnige Beobachter, insonderheit Aerzte, die Eigenheiten be-

kannt machten, die sie an ihren Kranken bemerkten; und ich bin überzeugt, es wären lauter Beläge von Wirkungen eines zwar organischen, aber dennoch eigenmächtigen, nach Gesetzen geistiger Verbindung wirkenden Wesens.

2. **Die künstliche Bildung unsrer Ideen von Kindheit** auf erweiset dasselbe und der **langsame Gang**, auf welchem die Seele nicht nur spät ihrer selbst bewußt wird, sondern auch mit Mühe ihre Sinnen brauchen lernet. Mehr als Ein Psycholog hat die Kunststücke bemerkt, mit denen ein Kind von Farbe, Gestalt, Größe, Entfernung Begrif erhält und durch die es **sehen lernet.** Der körperliche Sinn lernt nichts: denn das Bild mahlet sich den ersten Tag aufs Auge, wie es sich den letzten des Lebens mahlen wird; aber die Seele durch den Sinn lernt messen, vergleichen, geistig empfinden. Hiezu hilft ihr das Ohr und die Sprache ist doch gewiß ein geistiges, nicht körperliches Mittel der Ideenbildung. Nur ein Sinnloser kann Schall und Wort für einerlei nehmen; und wie diese beide verschieden sind, ists Körper und Seele, Organ und Kraft. Das Wort erinnert an die Idee, und bringt sie aus einem andern Geist zu uns herüber; aber es ist sie nicht selbst, und eben so wenig ist das materielle Organ Gedanke. Wie der Leib durch Speise zunimmt, nimmt unser Geist durch Ideen zu, ja wir bemerken bei ihm eben die Gesetze der **Aßimilation,** des **Wachsthums** und der **Hervorbringung,** nur nicht auf eine körperliche, sondern eine ihm eigne Weise. Auch Er kann sich mit Nahrung überfüllen, daß er sich dieselbe nicht zuzueignen und in sich zu verwandeln vermag: auch Er hat eine Symmetrie seiner geistigen Kräfte, von welcher jede Abweichung Krankheit, entweder Schwachheit oder Fieber d. i. Verrückung wird: auch Er endlich treibet dieses Geschäft seines innern Lebens mit einer genialischen Kraft, in welcher sich Liebe und Haß, Abneigung gegen das mit ihm Ungleichartige, Zuneigung zu dem was seiner Natur ist, wie beim irrdischen Leben äußert. Kurz, es wird in uns, (ohne Schwärmerei zu reden) ein **innerer geistiger Mensch** gebildet, der seiner eignen Natur ist und den Körper nur als Werkzeug gebrauchet, ja der seiner eignen Natur zufolge, auch bei den ärgsten Zerrüttungen der Organe handelt. Jemehr die Seele durch Krankheit oder gewaltsame Zustände der Leidenschaften von

9. denen, A_1 a A_2 B: der. S. W. S. XIII, 183.

ihrem Körper getrennt und gleichsam gezwungen ist, in ihrer eignen Ideenwelt zu wandeln: desto sonderbarere Erscheinungen bemerken wir von ihrer eignen Macht und Energie in der Ideenschöpfung oder Ideenverbindung. Aus Verzweiflung irret sie jetzt in den Scenen ihres vorigen Lebens umher und da sie von ihrer Natur und ihrem Werk, Ideen zu bilden, nicht ablassen kann, bereitet sie sich jetzt eine neue **wilde Schöpfung.**

3. Das hellere **Bewußtseyn,** dieser große Vorzug der menschlichen Seele, ist derselben **auf eine geistige Weise und zwar durch die Humanität allmälich erst zugebildet worden.** Ein Kind hat noch wenig Bewußtseyn; ob seine Seele gleich sich unabläßig übt, zu demselben zu gelangen und sich seiner selbst durch alle Sinne zu vergewissern. Alle sein Streben nach Begriffen hat den Zweck, sich in der Welt Gottes gleichsam zu besinnen und seines Daseyns mit menschlicher Energie froh zu werden. Das Thier geht noch im dunklen Traum umher: sein Bewußtseyn ist in so viel Reize des Körpers verbreitet und von ihnen mächtig umhüllet, daß das helle Erwachen zu einer fortwirkenden Gedankenübung seiner Organisation nicht möglich war. Auch der Mensch ist sich seines **sinnlichen** Zustandes nur durch Sinne bewußt und so bald diese leiden, ists gar kein Wunder, daß ihn eine herrschende Idee auch aus seiner eignen Anerkennung hinreissen kann und er mit sich selbst ein trauriges oder fröliches Drama spielet. Aber auch dies Hinreissen in ein Land lebhafter Ideen zeigt eine innere Energie, bei der sich die Kraft seines Bewußtseyns, seiner Selbstbestimmung oft auf den irrigsten Wegen äußert. Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseyns, als Erkenntniß; Erkenntniß einer Wahrheit, die wir selbst errungen haben, die unsrer innersten Natur ist und bei der uns oft alle Sichtbarkeit schwindet. Der Mensch vergißt sich selbst: er verliert das Maas der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft und er denselben verfolget. Die scheußlichsten Qualen des Körpers haben durch eine einzige lebendige Idee unterdrückt werden können, die damals in der Seele herrschte. Menschen, die von einem Affekt, insonderheit von dem lebhaftesten reinsten Affekt unter allen, der Liebe Gottes, ergriffen wurden, haben Leben und Tod nicht geachtet und sich in diesem Abgrunde aller Ideen wie im Himmel gefühlet. Das gemeinste Werk wird

uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet; aber die Liebe macht uns das schwerste Geschäft leicht, sie giebt uns zur langwierigsten, entfernsten Bemühung Flügel. Räume und Zeiten verschwinden ihr: sie ist immer auf ihrem Punkt, in ihrem eignen Ideenlande. — Diese Natur des Geistes äußert sich auch bei den wildesten Völkern; gleich viel, wofür sie kämpfen: sie kämpfen im Drang der Ideen. Auch der Menschenfresser im Durst seiner Rache und Kühnheit strebt, wiewohl auf eine abscheuliche Art, nach dem Genuß eines **Geistes.**

4. Alle Zustände, Krankheiten und Eigenheiten des Organs also können uns nie irre machen; die Kraft, die in ihnen wirkt, **primitiv** zu fühlen. Das Gedächtniß z. B. ist nach der verschiednen Organisation der Menschen verschieden; bey diesen formt und erhält es sich durch Bilder, bei jenen durch Zeichen der Abstraction, Worte oder gar Zahlen. In der Jugend, wenn das Gehirn weich ist, ist es lebhaft; im Alter, wenn sich das Gehirn härtet, wird es träge und hält an alten Ideen. So ists mit den übrigen Kräften der Seele; welches alles nicht anders seyn kann, sobald eine Kraft organisch wirket. Bemerket indeß auch hier die **Gesetze der Aufbewahrung und Erneurung der Ideen:** sie sind allesamt nicht körperlich sondern geistig. Es hat Menschen gegeben, die das Gedächtniß gewisser Jahre, ja gewisser Theile der Rede, der Namen, Substantiven, sogar einzelner Buchstaben und Merkzeichen verloren; das Gedächtniß der vorigen Jahre, die Erinnerung andrer Theile der Rede und der freie Gebrauch derselben blieb ihnen; die Seele war nur an dem Einen Gliede gefesselt, da das Organ litt. Wäre der Zusammenhang ihrer geistigen Ideen materiell: so müßte sie, diesen Erscheinungen nach, entweder im Gehirn umherrücken und für gewisse Jahre, für Substantiven und Namen eigne Protokolle führen; oder sind die Ideen mit dem Gehirn verhärtet: so müßten sie alle verhärtet seyn und doch ist bei den Alten eben das Andenken der Jugend noch so lebhaft. Zu einer Zeit, da sie, ihrem Organ gemäß, nicht mehr rasch verbinden, oder flüchtig durchdenken kann, hält sie sich desto vester an das erworbne Gut ihrer schönern Jahre, über das sie wie über ihr Eigenthum waltet. Unmittelbar vor dem Tode und in allen Zuständen, da sie sich vom Körper weniger gefesselt fühlt, erwacht dies Andenken mit aller Lebhaftigkeit der Jugendfreude

3. A_2 entferntsten, B: entferntesten. S. W. S. XIII, 185.

und die Glückseligkeit der Alten, die Freude der Sterbenden beruhet größtentheils darauf. Vom Anfange des Lebens an scheint unsre Seele nur Ein Werk zu haben, **innwendige Gestalt, Form der Humanität** zu gewinnen und sich in ihr, wie der Körper in der Seinigen, gesund und froh zu fühlen. Auf dies Werk arbeitet sie so unabläßig und mit solcher Sympathie aller Kräfte, als der Körper nur immerdar für seine Gesundheit arbeiten kann, der, wenn ein Theil leidet, es sogleich ganz fühlt und Säfte anwendet, wie er sie kann, den Bruch zu ersetzen und die Wunde zu heilen. Gleicherweise arbeitet die Seele auf ihre, immer hinfällige und oft falsche Gesundheit: jetzt durch gute, jetzt durch trügliche Mittel sich zu beruhigen und fortzuwirken. Wunderbar ist die Kunst, die sie dabei anwendet und unermeßlich der Vorrath von Hülfs- und Heilmitteln, den sie sich zu verschaffen weiß. Wenn einst die **Semiotik der Seele** studirt werden wird, wie die Semiotik des Körpers, wird man in allen Krankheiten derselben ihre so eigne geistige Natur erkennen, daß die Schlüße der Materialisten wie Nebel vor der Sonne verschwinden werden. Ja wer von diesem **innern Leben seines Selbst** überzeugt ist, dem werden alle äußern Zustände, in welchen sich der Körper, wie alle Materie, unabläßig verändert, mit der Zeit nur Uebergänge, die sein Wesen nicht angehn: er schreitet aus dieser Welt in jene so unvermerkt, wie er aus Nacht in Tag und aus Einem Lebensalter ins andre schreitet.

Jeden Tag hat uns der Schöpfer eine eigne Erfahrung gegeben: wie wenig Alles in unsrer Maschine von uns und von einander unabtrennlich sei? es ist des Todes Bruder, der balsamische Schlaf. Er scheidet die wichtigsten Verrichtungen unsres Lebens mit dem Finger seiner sanften Berührung: Nerven und Muskeln ruhen, die sinnlichen Empfindungen hören auf; und dennoch denkt die Seele fort in ihrem eignen Lande. Sie ist nicht abgetrennter vom Körper als sie wachend war, wie die dem Traum oft eingemischte Empfindungen beweisen; und dennoch wirkt sie, nach eigenen Gesetzen auch im tiefsten Schlaf fort, von dessen Träumen wir keine Erinnerung haben, wenn nicht ein plötzliches Erwecken uns davon überzeuget. Mehrere Personen haben bemerkt, daß ihre Seele bei ruhigen Träumen sogar dieselbe Ideenreihe unterschieden vom wachenden Zustande, unverrückt fortsetze und immer in Einer, meistens jugendlichen, lebhaften und schönern

Welt wandle. Die Empfindungen des Traums sind uns lebhafter, seine Affekten feuriger, die Verbindungen der Gedanken und Möglichkeiten in ihm werden leichter, unser Blick ist heiterer, das Licht das uns umglänzt, ist schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsre Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsre Thätigkeit freier. Und obwohl dies alles vom Körper abhängt, weil jeder kleinste Zustand unsrer Seele nothwendig ihm harmonisch seyn muß, so lange ihre Kräfte ihm so innig einverleibt wirken; so zeigt doch die ganze gewiß sonderbare Erfahrung des Schlafes und Traums, die uns ins größte Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären, daß nicht jeder Theil unsers Körpers auf gleiche Art zu uns gehöre, ja daß gewisse Organe unsrer Maschine abgespannet werden können und die oberste Kraft wirke aus bloßen Erinnerungen idealischer, lebhafter, freier. Da nun alle Ursachen, die uns den Schlaf bringen, und alle seine körperliche Symptome nicht blos einer Redart nach sondern physiologisch und wirklich ein **Analogon des Todes** sind; warum sollten es nicht auch seine geistige Symptome seyn? Und so bleibt uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder Mattigkeit befällt, Hofnung, daß auch er, wie der Schlaf, nur das Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig- und langfortgesetzte Bewegung sanft umlenke, manche für dies Leben unheilbaren Wunden heile und die Seele zu einem frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite. Wie im Traum meine Gedanken in die Jugend zurückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfesselt von einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, mich freier und thätiger fühle: so wirst auch du, erquickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, die schönsten und kräftigsten Augenblicke meines Daseyns mir schmeichelnd zurückführen, bis ich erwache in ihrem — oder vielmehr im schönern Bilde einer himmlischen Jugend.

V.

Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume.

Wir sahen, daß der Zweck unsres jetzigen Daseyns auf Bildung der **Humanität** gerichtet sei, der alle niedrige Bedürfnisse

22f. unheilbaren, A_2 B: unheilbare. S. W. S. XIII, 188.

der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsre Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsre feinern Sinne zur Kunst, unsre Triebe zur ächten Freiheit und Schöne, unsre Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden; entweder wissen wir nichts von unsrer Bestimmung und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und aussen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat) oder wir können dieses Zwecks so sicher seyn als Gottes und unsers Daseyns.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachläßigung und Ruchlosigkeit verderbet. Bei wenigen Menschen ist die Gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Worts eigentliches **Studium des Lebens**; die meisten fangen nur spät an, daran zu denken und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte und mit der Organisation, die er zu Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat: oder dieser Zweck geht über unser Daseyn hinaus und die Erde ist nur ein **Uebungsplatz**, eine **Vorbereitungsstäte.** Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellet werden und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größeste Verschiedenheit statt finden, da alles auf der Erde so vielartig ist und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft lieget. Der Entwurf der bildenden Vorsehung muß also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmälich und ihnen unbewußt höher führet. Es ist befremdend und doch unläugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll;

der einzige Mensch erreichts nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist und er auf unsrer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichre Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben und soll, außer einigen nothdürftigen Trieben, alles was zur Vernunft und Humanität gehört, erst **lernen.** Er lernets also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbet und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechts herreichen. Die Fußtapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten und leider! oft wirksamer waren als jene wenige erwählte, große und gute Menschen. Man würde also (wie es auch viele gethan haben), die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nah ans Thier grenzen lassen und ihm, da er dennoch nicht Thier seyn sollte, **den** Grad von Licht, Vestigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nemlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein **edler Freier** durch eigne Bemühung werde und er **wirds werden.** Auch der Menschenähnliche wird Mensch seyn: auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unsrer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann; es ist eben diese **Gottähnliche Humanität,** die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie: wir lassen den Kalk unsrer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir, wie die Thiere, der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden und damit ist ihr

Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtung erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde; jedes derselben sollte eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist; er wird unter dem Stral einer schönern Sonne Blüthe werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so unrechten Wegen strebte; das Labyrinth wird sich entwirren, die verführenden Zaubergestalten werden schwinden und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt **sehn**, zu dem sein Weg geht sondern Du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes deß er bedarf, mit verzeihender sanfter Hand selbst zu ihm leiten.*)

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Gehirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indeß den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten und bemerken, wie die Bildnerin Schritt vor Schritt das Unedlere wegwirft und die Nothdurft mildert, wie sie dagegen das Geistige anbauet, das Feine feiner ausführt, und das Schönere schöner belebet: so können wir ihrer unsichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die **Efflorescenz unsrer Knospe der Humanität** in jenem Daseyn gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre **göttliche Menschengestalt** ist und die kein Erdensinn sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ists also auch, daß wir dichten; und ob ich wohl überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs genaueste zusammenhangen, auch die organische Kraft unsrer Seele

*) Auf welchen Wegen dies geschehen werde — welche Philosophie der Erde wäre es, die hierüber Gewißheit gebe? Wir werden im Verfolg des Werks auf die Systeme der Völker von der Seelenwanderung und andern Reinigungen kommen und ihren Ursprung und Zweck entwickeln. Ihre Erörterung gehört noch nicht hieher.

in ihren reinsten und geistigen Uebungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe anspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Stral einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier verborgnen Kräfte wecket: so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Verrichtungen uns noch so wenig bekannt sind. Gnug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, **Vervollkommungen** sind und daß wir also wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodenn als Keim; der Keim wird Knospe und nun erst gehet das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehrern Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe da kriecht die häßliche einem groben Nahrungstriebe dienende Raupe, ihre Stunde kommt und Mattigkeit des Todes befällt sie: sie stemmet sich an: sie windet sich ein: sie hat das Gespinst zu ihrem Todtengewande, so wie zum Theil die Organe ihres neuen Daseyns schon in sich. Nun arbeiten die Ringe: nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung: zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmälich bilden sich diese und treten in Ordnung: das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist: nun dränget es sich ans Licht, und schnell geschiehet die letzte Ausbildung. Wenige Minuten; und die zarten Flügel werden fünfmal größer als sie noch eben unter der Todeshülle waren: sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanz der Stralen begabt, der unter dieser Sonne nur statt fand; zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert: statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldnen Kelch der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert: statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feinern, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines

und Desselben Wesens auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt; wie schöne Ausbildungen müssen im Schoos der Natur ruhn, wo ihr organischer Cirkel weiter ist und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen. Hoffe also o Mensch und weissage nicht: der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab was unmenschlich ist: strebe nach Wahrheit, Güte und Gottähnlicher Schönheit; so kannst du deines Ziels nicht verfehlen.

Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogieen **werdender** d. i. übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Er ist die wohlthätige Betäubung, die ein Wesen umhüllet, in dem jetzt die organischen Kräfte zur neuen Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem wenigern oder mehrern Bewußtseyn ist nicht stark gnug, ihren Kampf zu übersehn oder zu regieren; es entschlummert also und erwacht nur, wenn es ausgebildet da ist. Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche milde Schonung; er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammlet und der entschlummerte Kranke geneset.

VI.

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten.

Alles ist in der Natur verbunden: ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied schloß: so fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei in einander greifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen oder er müßte rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reich der wirksamsten Güte ruhet; also muß ihm eine Stufe bevorstehn, die so dicht an ihm und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, ans Thier grenzet.

Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruhet, giebt uns allein den Schlüssel seiner wunderbaren Erscheinung, mithin die einzige **Philosophie der Menschengeschichte.** Denn nun wird

1. Der sonderbare **Widerspruch** klar, in dem sich der Mensch zeiget. Als Thier dienet er der Erde und hangt an ihr als seiner Wohnstäte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fodert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstäte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiset dies sattsam. Hie und da kam ein Weiser, ein Guter und streuete Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiseten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammlenden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist: so wenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstäte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen: jeder Augenblick bringt tausende her und nimmt tausende hinweg von der Erde: sie ist eine Herberge für Wandrer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus und wenn es auch höhern Zwecken zu Folge sich den Jähren nach nicht auslebet: so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da und es ist was es seyn soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde: denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eignen neuen Anlage, auch wenn er Lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein andres Daseyn ist, gegen den er wie ein Kind

in den ersten Uebungen hier erscheinet. Er stellet also zwo Welten auf einmal dar; und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens.

2. Sofort wird klar, welcher Theil bei den meisten hienieden der herrschende seyn werde. Der größeste Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit auf die Welt gebracht und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie Wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! und auch bei den besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen und die meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es ziehet also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist, als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt, als das Unsichtbare: so ist leicht zu erachten, wohin die Waage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend ist der Mensch fähig! und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schiffarth des Lebens von widrigen Winden gestört und der Schöpfer, barmherzig-strenge, hat beide Verwirrungen in einander geordnet, um Eine durch die andre zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein vielversuchter Mensch hat viel gelernet: ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbstgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben ist also ein Kampf und die Blume der reinen, unsterblichen Humanität eine schwererrungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

3. Wenn höhere Geschöpfe also auf uns blicken: so mögen sie uns wie wir die **Mittelgattungen** betrachten, mit denen die Natur aus Einem Element ins andre übergehet. Der Straus schwingt matt seine Flügel nur zum Lauf, nicht zum Fluge: sein schwerer Körper zieht ihn zum Boden. Indessen auch für ihn und für jedes Mittelgeschöpf hat die organisirende Mutter ge-

29f. Den Läufern ... im Tode, 1. Korinther 9, V. 24. 25.

sorget: auch sie sind in sich vollkommen und scheinen nur unserm Auge unförmlich. So ists auch mit der Menschennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette siehet, die für einander gemacht sind, kann uns zwar bemitleiden aber nicht verachten. Er siehet, warum Menschen in so vielerlei Zuständen aus der Welt gehen müssen, jung und alt, thöricht und weise, als Greise die zum zweitenmal Kinder wurden, oder gar als Ungebohrne. Wahnsinn und Misgestalten, alle Stufen der Cultur, alle Verirrungen der Menschheit umfaßte die allmächtige Güte und hat Balsam gnug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt, wie der unsre aus dem Zustande niedrigerer Organisationen: so ist ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unserm jetzigen Daseyn verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blühet nur durch die Pflanzen, die hier keimten und unter einer rauhen Hülle die ersten Sprößchen trieben. Ist nun, wie wir gesehen haben, Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Theilnehmung beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist: so muß diese schönste Blüthe des menschlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsre Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können: denn sie übersehen unsern Zustand klärer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber, alle Disharmonien sind aufgelöset und sie erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Theilnehmer, ihres Geschäfts Brüder. Nur Einen Schritt weiter; und der gedrückte Geist kann freier athmen, das verwundete Herz ist genesen: sie sehen den Schritt herannahn und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

4. Ich kann mir also auch nicht vorstellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zwo Classen und gewissermaaßen die Theilnehmer beider sind, der künftige Zustand von dem jetzigen so fern und ihm so ganz unmittheilbar seyn sollte, als das Thier im Menschen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geschichte unsres Geschlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere

Einwirkung unbegreiflich. Daß z. B. der Mensch sich selbst auf den Weg der Cultur gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaft erfunden, scheinet mir unerklärlich und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzustand man bei ihm voraussetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an waltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführet. Je mehr aber die menschliche Kräfte selbst in Uebung waren: desto weniger bedorften sie theils dieser höhern Beihülfe, oder desto minder wurden sie ihrer fähig; obwohl auch in spätern Zeiten die größesten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umstände entstanden sind oder mit ihnen begleitet gewesen. Selbst Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge: denn wenn das Organ aus seiner Proportion mit andern gesetzt und also für den gewöhnlichen Kreis des Erdelebens unbrauchbar worden ist: so scheints natürlich, daß die innere rastlose Kraft sich nach andern Seiten des Weltalls kehre und vielleicht Eindrücke empfange, deren eine ungestörte Organisation nicht fähig war, deren sie aber auch nicht bedorfte. Wie dem aber auch sei, so ists gewiß ein wohlthätiger Schleier, der diese und jene Welt absondert und nicht ohne Ursach ists so still und stumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Mensch auf dem Gange seines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis seiner Ideen zerrütten und ihn für diese Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Wesen sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch seyn: sondern auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn stehen, daß er selbst handle. Zu seiner Beruhigung und zu dem edlen Stolz, auf dem seine Bestimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Wesen entzogen: denn wahrscheinlich würden wir uns selbst verachten, wenn wir diese kennten. Der Mensch also soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

5. So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden lieget. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorhersagung und Ahnung haben Wunder-

dinge entdeckt, von dem verborgenen Schatz, der in menschlichen Seelen ruhet; ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem Einen Gewicht seine Freiheit zu geben und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck **Leibnitz**, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sei, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pfleget; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dörfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisationen nicht versagen und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne, allmälich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr **Raum** und **Zeit** leere Worte: sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt: die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen:
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

7. S. z. B. Leibniz, Monadologie, Nr. 56, 77, 83. Principes de la nature et de la grâce, Nr. 3, 12, 14 und sonst. Oeuvres philosophiques de Leibniz. ed. P. Janet. 2 Bde. Paris 1866. Bd. II. S. 602, 606, 607, 610, 614, 615. — 28ff. S. Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin 1764. Oden. Erstes Buch. S. 5. („An Gott als sie bey hellem Mondschein erwachte.") — „Noch voller Jugend." — 32. „unter ihrem Blick". — 33. „Vergeht, verfliegt, veraltet alles." — 34. „Dem Thronenpomp, dem Cronenglück."

Sie selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen **Gott** und seine Schöpfung geniessest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an dich: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze frölich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen: so stehet über allen zur Erde gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da als ein Sohn des Hauses den Ruf seines Vaters erwartend.

152. Band: Th. Körners Werke. 2. Bd., 2. Abt.
153. Band: Wolfram von Eschenbach. 1. Bd.
154. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften“. Bd. 3. (Der Werke 35. Bd.)
155. Band: Goethes „Dramen“. Band 6. (Der Werke 11. Band, 1. Abteilung.)
156. Band: Goethes „Dramen“. Band 6. (Der Werke 11. Band, 2. Abteilung.)
157. Band: Das Drama der klassischen Periode. 2. Band, 2. Abteilung.
158. Band: Die Nibelungen. 2. Band.
159. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 1. Band.
160. Band: Das Drama der klassischen Periode. 2. Band, 1. Abteilung.
161. Band: Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. 1. Band.
162. Band: Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. 2. Band.
163. Band: Thomas Murner und Ulrich von Hutten. 2. Abteilung.
164. Band: Das Drama der klassischen Periode. 1. Band.
165. Band: Wolfram von Eschenbach. 2. Band, 1. Abteilung.
166. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 2. Band, 1. Abteilung.
167. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 2. Band, 2. Abteilung.
168. Band: Herders Werke. 5. Band, 1. Abt.
169. Band: Herders Werke. 5. Band, 2. Abt.
170. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 3. Band, 1. Abteilung.

Stimmen der Presse

über Kürschners „Deutsche National-Litteratur“.

Nord und Süd, Heft 90, schreibt: Deutsche National-Litteratur, historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Professor Joseph Kürschner hat den großen Plan gefaßt, alles, was die deutsche Litteratur Hervorragendes, Bemerkenswertes oder Charakteristisches seit ihren ersten Anfängen hervorgebracht hat, in einer Sammlung zusammenzustellen, welche für jeden Gebildeten eine Art umfangreiche Chrestomathie zur deutschen Litteraturgeschichte bieten soll.

Bei einem Unternehmen, wie das Kürschnersche, kommt in vorderster Linie der gesamte Plan in Betracht, und dieser verdient sicherlich die vollkommenste Billigung. Wir besitzen Klassiker-Bibliotheken, teuere und billige, in großer Menge. Wir besitzen aber keine einzige Sammlung, welche auf historischer Grundlage einen Gesamtüberblick über das Wertvolle, was uns die Vergangenheit hinterlassen hat, gewährt. In dieser Art ist das Kürschnersche Unternehmen das erste.

Die bisher vorliegenden Bände zeigen schon in hohem Grade, wie vorteilhaft es sich vor den früheren ähnlichen Unternehmungen auszeichnet. Wir bekommen natürlich auch unsere Klassiker wieder; wie dürften Goethe, Schiller, Lessing, Kleist u. s. w. in einer Bibliothek deutscher Dichter fehlen. Aber auch hier wird Neues geboten. So verdient z. B., um nur eines zu erwähnen, was gerade uns besonders neu und belehrend erschien, der 33. Teil von Goethes Werken, welcher den ersten Band der naturwissenschaftlichen Schriften enthält und von Rudolf Steiner herausgegeben ist, besonders hervorgehoben zu werden. Es ist unseres Wissens diese Seite der Thätigkeit Goethes in einer für jeden Gebildeten zugänglichen Weise noch nicht dargestellt worden. Auch der 3. Teil von Schillers Werken, die Räuber und Fiesko in beiden Bearbeitungen enthaltend (herausgegeben von R. Boxberger), verdient besondere Anerkennung. Der Herausgeber fügt hier dem Abdruck der ersten Ausgaben auch die Originaltitelblätter in sehr guter Reproduktion bei, eine Methode der Illustration, die sicherlich von keiner Seite der Vorwurf des Bilderbuchartigen treffen wird. Wir können unmöglich alle bis heut erschienenen Bände prüfend durchgehen. Zur eingehenden Beurteilung der Leistungen jedes einzelnen Bearbeiters bedürfte es eines umfangreicheren Wissens, als der Schreiber dieser Zeilen besitzt; es würden auch kleine Ausstellungen und Meinungsverschiedenheiten, die bei dem Umfang des Unternehmens sich gewiß nicht vermeiden ließen, dem Wert des Ganzen keinen Eintrag thun.

Wir ziehen vor, auf dasjenige die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten, was uns hier Neues und Eigenartiges geboten wird. Denn es ist dessen sehr viel.

Unser Gesamturteil über die Kürschnersche National-Litteratur muß nach dem Gesagten, das ja keineswegs der großen Leistung gerecht werden kann, außerordentlich günstig ausfallen. Kürschner hat es verstanden, einen klaren Plan vorzuzeichnen, einen Verleger zu finden, der den Ausgaben eine in jeglicher Beziehung schön zu nennende Ausstattung giebt, und einen Stab von Mitarbeitern um sich zu sammeln, die in ihren Spezialgebieten als hervorragende Männer zu bezeichnen sind — und die Frucht seiner Bemühungen ist ein Unternehmen von bauerndem Wert, für welches ihm das deutsche Publikum den Dank nicht schuldig bleiben wird.

Die **Gegenwart** kommt in einem ausführlichen Referat zu dem Schluß: „ein überaus zeitgemäßes, verdienstliches, unterstützungswürdiges Unternehmen .... Unser Publikum in weitesten Kreisen wird sich daran gewöhnen, die Litteratur nicht aus Kompendien ihrer Geschichte, sondern aus frischer unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Hier ist ihm das beste Material in geradezu überwältigender Fülle und sorgfältiger Verarbeitung geboten“.

Das **Deutsche Litteraturblatt** glaubt das „neue litterarische Riesenwerk“, „diese Kürschnersche Deutsche National-Litteratur allen gebildeten deutschen Familien mit Recht auf das wärmste empfehlen zu dürfen“.

In gleich anerkennendem Sinne sprechen sich zahlreiche andere Zeitschriften aus.